Deutschlands

Geistige, sittliche und gesellige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.

Von

Karl Biedermann.

2, 2, 1.2

Zweiter Theil: Von 1740 bis zum Ende des Jahrhunderts.

Erste Abtheilung: Von Gellert bis mit Wieland.

Leipzig,
Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber.
1867.



Vorrede.

Als ich den ersten Theil des zweiten Bandes dieses Werkes der Oeffentlichkeit übergab, sprach ich die Hoffnung aus, den zweiten bald nachfolgen lassen zu können.

Diese Hoffnung hat leider getäuscht! Nicht nur sind seitdem viele Jahre verstrichen, sondern auch jetzt ist, was ich zu geben vermag, immer nur noch Stückwerk, und ich muß rücksichtlich der wirklichen Vollendung des Ganzen abermals die Nachsicht der Leser in Anspruch nehmen.

Wenn man, wie der Verfasser dieses Buchs, durch den Beruf als Publicist und durch eine damit vielfach verbundene persönliche Betheiligung an den Tagesereignissen fortwährend auf das Lebhafteste in Anspruch genommen ist, so fällt es allerdings schwer, zumal bei so erregten Zeiten, dergleichen wir seit 1858 fast unausgesetzt gehabt haben, diejenige Ruhe nicht blos äußerlich, sondern namentlich auch der innern Sammlung nach zu gewinnen, welche für eine Arbeit wie die vorliegende schlechterdings unerläßlich ist. Glücklich genug werde ich mich zu schätzen haben, wenn wenigstens dem Inhalte des endlich Zuwegegebrachten die Mühe und Bedrängniß nicht anzumerken ist, womit dasselbe fast Seite für Seite jener Ungunst der Verhältnisse abgerungen werden mußte.

Unter solchen Umständen hatte ich schon seit länger darauf verzichtet, den ganzen noch übrigen Theil meiner Aufgabe mit einem Male zu lösen. Doch hätte ich gern die erste Abtheilung des letzten Bandes zum Mindesten so weit fortgeführt, daß sie ein mehr in sich abgerundetes Ganzes darstellte, nämlich bis dahin, wo Friedrichs des Großen Einfluß auf die deutsche Literatur in seinem vollen Umfange hervortritt, und bis zu dem Höhepunkte, den dieser Einfluß in Lessing erreicht.

Aber auch diese Genugthuung mußte ich mir versagen. Denn auf der einen Seite schien die freundliche Ungeduld der Leser meiner ersten

zwei Bände, wie sie in zahlreichen und wiederholten Anfragen wegen der Fortsetzung des Werkes sich kundgab, mir es zu einer Pflicht gegen mich selbst und gegen den Herrn Verleger zu machen, endlich einmal durch ein Lebenszeichen zu bethätigen, daß die Arbeit nicht gänzlich ins Stocken gerathen sei. Und auf der andern Seite häuften sich gerade in der neuesten Zeit die drängenden Anforderungen des äußern Lebens in einer Weise, daß es ungewiß wurde, wie bald ich an die Vollendung auch nur dieser, obschon längst und sorgsam vorbereiteten Partie die letzte Hand würde legen können.

So habe ich denn von der Güte meines Herrn Verlegers erlangt, daß er den schon länger fertigen Theil, unerwartet des Weiteren, gesondert hinausgab. Wie derselbe jetzt vorliegt, umfaßt er freilich blos eine Gruppe von Erscheinungen unserer Literatur im vorigen Jahrhundert, die nach dem gewöhnlichen, ästhetischen Maßstabe heutzutage nur noch ein untergeordnetes Interesse zu beanspruchen hat, nämlich die Dichter der Empfindsamkeit, Gellert, Gleim, Klopstock und ihre Kreise, sodann den Gegenpol dieser Richtung, den Wieland'schen Epikureismus.

Indessen hatte ich es hier mit diesem blos ästhetischen Maßstabe nicht zu thun. Mein Bestreben ging gerade dahin, mit der kulturgeschichtlichen Behandlung auch der sogenannten schönen Literatur — von der zwar auch bisher schon viel die Rede, aber thatsächlich noch wenig zu spüren gewesen — wirklichen Ernst zu machen. Ich habe versucht, eine jede dichterische Thätigkeit sowohl nach ihren erregenden und bestimmenden Ursachen, wie nach ihren Rückwirkungen auf die allgemeine Bildung und Stimmung des Volkes mit dem gesammten Kulturleben ihrer Zeit in einen möglichst innigen, organischen Zusammenhang zu bringen. Von dieser Seite boten schon die hier behandelten Abschnitte mancherlei ausgiebige Gesichtspunkte. Zu nicht geringer Ermuthigung bei der Inangriffnahme der folgenden, bedeutsameren, aber auch schwierigeren Abschnitte unserer Literaturgeschichte würde es mir gereichen, wenn eine unbefangene, eingehende Kritik sich über die Richtigkeit und Fruchtbarkeit dieser von mir angewandten Methode zustimmend äußerte.

Leipzig, den 13. Nov. 1866.

Der Verfasser.

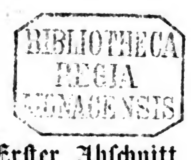
Inhaltsverzeichniß.

Deutschlands

Geistige Zustände

im

Achtzehnten Jahrhundert.



Erster Abschnitt.

Die Periode der Empfindsamkeit in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes; die Hauptvertreter dieser Richtung: Gellert, Gleim, Klopstock.

Die schöne Literatur als beherrschender Mittelpunkt des geistigen Lebens in Deutschland seit dem zweiten Drittheil des 18. Jahrhunderts.

Die schöne Literatur war in Deutschland schon vom zweiten Viertheil des vorigen Jahrhunderts an mehr und mehr der beherrschende Mittelpunkt des geistigen Lebens geworden. Theologie und Philosophie, welche vordem diese Rolle gespielt, hatten ihr Scepter an sie abgegeben. Die moralischen und religiösen Wahrheiten erschienen „eindrucksvoller und schmackhafter"*) im Gewande der Poesie, des lehrhaften oder beschreibenden Gedichts, des geistlichen Liedes oder der sanften Elegie, Darstellungsarten, welche nicht blos den Verstand, sondern auch das Gefühl in Bewegung setzten und befriedigten. Die Moralischen Wochenschriften und die Poesie der Niedersachsen waren dieser Richtung, bald in Prosa, bald in Versen, gefolgt. Auch Gottsched hatte, wenigstens in der Theorie, den gleichen Begriff von der Dichtung, oder der schönen Literatur im Allgemeinen, festgehalten. Sie war ihm nur eine Art von gesteigerter Beredsamkeit; Deutlichkeit galt ihm für deren erstes Erforderniß. In der Praxis freilich legte er einen stärkern Accent auf das eigentlich künstlerische Element der Poesie: die Befriedigung des Geschmackes stand ihm hier höher, als der blos lehrhafte oder moralische Zweck eines Gedichtes. Er wollte eine Nationalliteratur im großen Styl schaffen. Er hatte es, gleich seinen Vorbildern, den Franzosen, mehr auf den Geist, als das Herz oder den moralischen Sinn abgesehen.

*) Diesen Grund für die Bevorzugung der Poesie geben namentlich auch die Schweizer an. Vgl. des 2. Bandes dieses Werkes 1. Abth., S. 496.

1*

Inzwischen hatte doch, neben den stolzeren Anläufen der Gottsched'schen Tragödie, auch jene lehrhafte, moralische Dichtungsweise immerfort ihr bescheidenes Dasein gefristet. Gottsched selbst hatte den „Zuschauer" des Addison übersetzt; er stand an der Spitze von mehr als einer Moralischen Wochenschrift; auf seinen Antrieb und unter seiner Leitung beschäftigte sich ein Kreis talentvoller jüngerer Leute mit der Einführung der philosophischen Speculationen Bayles in die deutsche Literatur.

Um eben die Zeit, wo Gottsched in jenen Streit mit den Schweizer-Kritikern über Ziele und Wege der Poesie verwickelt ward, inmitten dessen wir ihn am Schlusse der vorigen Periode (um 1740) verließen, — einen Streit, der mit dem Sturze seiner literarischen Dictatur endete — begann einer seiner eifrigsten Schüler, Magister Schwabe in Leipzig, unter den Augen des Meisters die Herausgabe einer Zeitschrift: „Belustigungen des Verstandes und Witzes" (1741—45), deren Aufgabe die „Beförderung der Beredsamkeit in Versen und Prosa" sein sollte. Durch einen jener merkwürdigen Rückschläge, die im geistigen Leben der Völker nicht selten sind, ward diese Zeitschrift, die bestimmt war, eine Hauptwaffe des Gottschedianismus gegen die Schweizer zu werden, der Sammel- und Ausgangspunkt einer neuen literarischen Schule, welche dem Einfluß der Gottsched'schen Richtung schnell entwuchs und seiner Alleinherrschaft auf dem Gebiete der Literatur mehr Abbruch that, als die Schweizer mit allen ihren poetischen Theorien.

Hervorgehen einer neuen literarischen Schule aus der Gottsched'schen.

In den „Belustigungen" erschienen von Zeit zu Zeit neben anderen, ganz im hergebrachten Style klarer, aber steifer und kalter Verständigkeit gehaltenen Beiträgen, auch solche, die einen frischeren, einfacheren und natürlicheren Geist athmeten. Es waren kleine, ziemlich harmlose, aber treffende Satiren, munter erzählte Fabeln, die sich theils ebenfalls satirisch, theils in wohlmeinenden moralischen Regeln zuspitzten und meist Beziehungen des wirklichen, geselligen, häuslichen, auch wohl bürgerlichen Lebens in leichter, ansprechender Form behandelten, endlich eine ganz neue Art von Gedichten, der Form nach heroisch, dem Inhalte nach scherzhaft, und durch den Contrast zwischen dem Pathos des hochtrabenden Alexandriners, worin sie einherschritten, und den bürgerlichen, bisweilen sogar trivialen Stoffen, die sie behandelten, gewissermaßen eine Parodie der, von Gottsched so hochgehaltenen, französisch-classischen Dichtweise.

Die „Bremer Beiträge".

So entwickelte sich im Stillen — eine Zeit lang, wie es scheint, dem Leipziger Altmeister selbst unbemerkt oder von ihm unbeachtet — ein innerer Gegensatz zwischen der, bisher allein gebietenden, alten und einer neuen, jugendlicheren Richtung — ein Gegensatz, der endlich auch äußerlich sichtbar hervortrat. Die jüngeren Kräfte schieden aus dem Verbande der älteren förmlich aus und gründeten ein eigenes, selbstständiges Organ, die „Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes", gewöhnlich kurzweg „Bremer Beiträge" genannt, weil sie in Leipzig und Bremen zugleich erschienen (1744 ff.). Das Programm der neuen Zeitschrift ließ einen grundsätzlichen Unterschied derselben von den „Belustigungen" kaum erkennen, das ausgenommen, daß es neben der „Beredsamkeit" die „Dichtkunst" stärker und ausdrücklicher betonte, sich auch noch entschiedener, als die „Belustigungen", nicht blos an die Gelehrten, sondern an „alle Gebildeten", ganz besonders aber an „das gebildete Frauenzimmer" wendete, endlich daß die Herausgeber sich vornahmen, die Polemik bei Seite zu lassen und statt ihrer die eigentlich schöpferisch-literarische Thätigkeit zu bevorzugen*). Auch würde man sich täuschen, wenn man in den „Bremer Beiträgen" sofort einen durchweg neuen Ton, oder einen wesentlich höheren Schwung, als in ihrer Vorgängerin, suchen wollte. Neben einzelnem Bedeutenderen giebt es auch hier noch viel Unbedeutendes, neben einzelnem Geschmackvolleren viel Geschmackloses, Breites und Langweiliges.

Unterscheidender Charakter der neuen Richtung, gegenüber der alten.

Was indessen doch gleich von vorn herein diese neue literarische Schule von der älteren unterscheidet, das ist der schlichtere, ungekünsteltere, so zu sagen mehr bürgerliche Ton ihrer poetischen, wie ihrer prosaischen Erzeugnisse, ihre Abwendung von dem Bombast höfischer oder heroischer Dichtung im steifen Styl, ihre Befreundung mit den Interessen des gewöhnlichen Lebens, mit dem Bildungsstande der bürgerlichen Mittelclassen. Das Conventio-

*) In der „Nachricht von dem Leben und den Schriften Rabener's", von C. F. Weiße („Rabener's Briefen" vorgedruckt) wird die Entstehung der „Bremer Beiträge" ausführlich erzählt, aber auch da ist von einem principiellen Gegensatze zu den Schwabe'schen „Belustigungen" nicht die Rede, sondern nur davon, daß die Aufnahme „unschmackhafter Streitschriften" in letztern, überhaupt die zu mangelhafte Auswahl der Beiträge die jüngeren Theilnehmer abgestoßen habe.

nelle, welches bei Gottsched und seinen strengeren Anhängern eine so bevorzugte Rolle spielte und namentlich in den von ihm gegründeten „Deutschen Gesellschaften“ oft bis zur höchsten Unnatur ausgesponnen war, verschwindet hier mehr und mehr, sowohl in der Wahl der Stoffe, als in der Art ihrer Behandlung. An die Stelle der ceremoniösen Gelegenheitsgedichte zur Verherrlichung irgend eines Mannes von Rang oder einer gelehrten Berühmtheit, von denen die Schriften jener Gesellschaften strotzten, treten kleine, bescheidene Betrachtungen oder Schilderungen aus den Kreisen des geselligen und bürgerlichen Lebens, lehrhafter oder satirischer Tendenz; an die Stelle der großen Epopöen und Tragödien, in denen fernliegende Stoffe nach einer dem Auslande abgeborgten Schablone besungen wurden, muntere komische Gedichte, deren Helden und Heldinnen studentische Renommisten, französirende Stutzer, putzsüchtige junge Damen sind, oder „rührende Comödien“, welche die kleinen Schwächen und Lächerlichkeiten, aber auch die guten, tugendsamen, gefühlvollen Seiten der täglichen Umgangswelt in Scene setzen. Von den französischen Vorbildern, an welche sich Gottsched ausschließlich und meistentheils fast sclavisch gebunden hatte, behielt die neue Schule nur die unbestreitbaren Vorzüge bei, die größere Eleganz der Form, den kurzen, scharfen und klaren Ausdruck, während sie in Bezug auf das Materielle der Gedanken und Gefühle sich mehr den Engländern oder denjenigen unter den Franzosen anschloß, welche, wie Destouches und Lachaussée, selber englische Muster nachgeahmt hatten.

Aeußere Veranlassungen dieses Umschlages in der Literatur.

Diese Reaction des bürgerlichen Bewußtseins und der einfach menschlichen Empfindung gegen den unnatürlichen Zwang einer conventionellen Poesie und eines erkünstelten heroischen Pathos, wie sie hier in der Form einer neuen literarischen Richtung zu Tage trat, war offenbar nicht ohne einen, wenn auch vielleicht nur halbbewußten, gewissermaßen instinctartigen Zusammenhang mit den äußeren, politischen und socialen Ereignissen. Als Gottsched den kühnen Gedanken faßte, den Deutschen eine classische Nationalliteratur nach dem Muster der französischen zu geben, da geschah dies unter dem noch frischen Eindrucke des glänzenden Zeitalters Ludwigs XIV. Gottscheds Jugend war in jene merkwürdige Zeit gefallen, wo der erste König von Preußen den Versuch machte, das bewunderte französische Vorbild wenigstens im Aeußeren nachzuahmen, und Gottsched selbst hatte in nächster Nähe — in Königsberg — den Pomp der Feste mit ange-

sehen, welche, mochten sie immerhin ihren Ursprung mehr der Eitelkeit, als dem Vollgefühl wahrer Fürsten- und Heldengröße verdanken, doch jedenfalls eine bedeutungsvolle Aussicht auf große Ziele und große Geschicke des preußischen Staats eröffneten. Seine eigene Wirksamkeit als Reformator der Literatur und des Geschmacks hatte er sodann in Sachsen unter der Regierung des ersten polnischen Königs begonnen, in einer Atmosphäre, welche wohl dazu angethan war, mit dem maßlosen höfischen Prunk im Style des alten Imperatorenthums und mit der allverbreiteten Bezauberung des Volkes durch denselben auch einen ernsten Geist zu blenden und zu verwirren.

Seitdem aber war in diesen Zuständen eine merkliche Veränderung vor sich gegangen. In Frankreich selbst hatte, zum Theil schon in den letzten Lebensjahren Ludwigs XIV., mehr noch während der Regentschaft und dann unter Ludwig XV., eine immer wachsende Opposition des bürgerlichen Geistes gegen die Alles erdrückende Herrschaft des Hofs und der bevorrechteten Classen sich entwickelt und einen lebhaften Ausdruck in der Literatur gefunden. In England waren die letzten Spuren des gleichen höfisch-aristokratischen Einflusses, der mit Karl II. von Frankreich herübergekommen, im Verschwinden, und der altenglische Geist mit seiner unzerstörbaren Innigkeit des Gefühls, seiner warmen Anhänglichkeit an das häusliche und das Familienleben hatte nicht allein bei sich die Herrschaft des kalten und leichtfertigen französischen Geschmacks ziemlich wieder beseitigt, sondern wirkte sogar schon im gleichen Sinne anstoßgebend auf Frankreich zurück. In Deutschland war wenigstens der blendendste Nimbus, womit die ersten Nachahmer Ludwigs XIV. sich zu umgeben verstanden, erloschen: der zweite Friedrich August von Sachsen glich dem ersten so wenig, wie Ludwig XV. seinem Vorgänger, und in Preußen war gar auf den französisch geschulten Friedrich I. der mehr als bürgerlich einfache, sittenrauhe Friedrich Wilhelm I. gefolgt.

Die Literatur blieb von diesem Wechsel der Verhältnisse nicht unberührt. Schon einmal — in den Moralischen Wochenschriften und der Poesie der Niedersachsen — hatte dieselbe einen nicht erfolglosen Anlauf zur Vertiefung in die nächste Wirklichkeit genommen. Durch Gottscheds hochfliegende Pläne war diese naturgemäße Entwickelung unterbrochen worden. Jetzt nahm man gewissermaßen den Faden da wieder auf, wo man

Zusammenhang der neuen Richtung mit den Niedersachsen und den Schweizern.

ihn hatte fallen lassen. Der dichterische Quell, der von Hamburg aus so reichlich geflossen, war noch nicht gänzlich versiegt. Besonders Hagedorn, der gewandteste und beweglichste unter den niedersächsischen Dichtern, erhielt die Traditionen jener einfachen, muntern Dichtweise, trotz Gottsched und seiner Schule, lebendig und durch seine zahlreichen geselligen Verbindungen auch in weiteren Kreisen wirksam. Von den jungen Leipziger Dichtern

Charakteristik der Haupttheilnehmer: El. Schlegel, Giseke, Ebert, Gärtner, Zachariä u. A.

waren zwei, Ebert und Giseke, bereits persönlich mit ihm bekannt, ehe sie nach Leipzig kamen. Sie brachten die Hinneigung zu seiner Denk- und Dichtweise, sowie die Vorliebe für die englische Literatur, die sie von ihm gelernt, in den Kreis der dortigen Strebegenossen mit. Der begabteste von diesen, El. Schlegel, kam um dieselbe Zeit auf einer Reise nach Kopenhagen mit Hagedorn in Berührung. Hagedorn ward der Rathgeber und gewissermaßen der Protector der neuen Schule, die sich um die „Bremer Beiträge" gruppirte*). Von anderer Seite halfen Anknüpfungen nach der Schweiz hin, namentlich mit Bodmer, die Emancipation derselben von Gottsched vollenden**).

Die neue Schule bestand durchweg aus jungen Leuten, die schon während ihrer Studienzeit, oder doch unmittelbar danach, als Schriftsteller auftraten. Gottsched mit seiner treibhausartigen Pflege der Literatur hatte dieses frühreife Schriftstellerthum in Aufnahme gebracht. Eine heitere Geselligkeit verband die Jünglinge auf's Engste***). Nach

---

*) S. Koberstein, „Grundriß der Geschichte der deutschen Nationalliteratur", 4. Ausg. 2. Bd. S. 912 ff., Wehl, „Hamburgs Literaturzustände". Der Letztere geht indeß wohl zu weit, wenn er die neue Richtung der „Bremer Beiträge" gänzlich von Hamburger Einflüssen herleiten will.

**) Gervinus, „Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Ausg. 3. Bd., S. 69 ff.

***) Das schönste Denkmal des engen persönlichen Zusammenhaltes der jungen Dichterschule, der durch örtliche Trennungen nicht aufgehoben ward, ist die bekannte Klopstock'sche Ode: „Wingolf", aus dem Jahre 1747, auch darum hierher gehörig, weil sie die einzelnen Mitglieder des Freundeskreises vergegenwärtigt. Sie bezeugt zugleich in vollstem Maße die oben angedeutete Verehrung dieser Dichterjünglinge für den schon älteren Hagedorn. Cramer wird wegen seines Liedes auf die geistliche Beredsamkeit, Ebert als Freund der englischen Muse, Giseke um seiner sanften Empfindungen willen, Rabener als „der Thorheit Hasser, aber auch Menschenfreund" gepriesen. Am Längsten und Innigsten verweilt Klopstock bei Gellert, der „des Herzens Werth auf der Bühne, wie kein Anderer, zeigt" und „die Tugend in ihrer ganzen Schönheit enthüllt." Auch minder Bedeutende, wie Kühnert,

einigen Jahren hörte zwar dieses persönliche Zusammenleben auf; die Mehrzahl der Mitglieder des Kreises verließ Leipzig: Gärtner und Ebert fanden sich in Braunschweig als Lehrer am Collegium Carolinum wieder zusammen; Schlegel ward Privatsecretair des sächsischen Gesandten in Kopenhagen, dann Professor an der Ritteracademie zu Soroe; Cramer versuchte sich als Docent in Leipzig, trat aber bald in das geistliche Amt über, welches ihn aus Sachsen fort- und zuletzt ebenfalls nach Dänemark führte. An seine Stelle kam in Quedlinburg Giseke. Schmidt ging nach seiner Vaterstadt Lüneburg zurück und später ebenfalls nach Braunschweig, wo auch Zachariä wieder mit den Freunden zusammentraf.

Doch blieben Alle, auch nach ihrer Entfernung von Leipzig, einander geistig eng verbunden und größtentheils in lebendigem Zusammenhange mit diesem ihrem literarischen Mittelpunkte. Die „Bremer Beiträge“ erschienen (in vier Bänden) bis 1748; an sie schloß sich eine „Sammlung vermischter Schriften von den Verfassern der Neuen Beiträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes“, 1748—52 (in drei Bänden) an. Außerdem traten die Genossen des Leipziger Kreises auch selbstständig mehr oder weniger schöpferisch auf, sei es als Dichter, sei es in andern, verwandten Richtungen literarischer Thätigkeit. Die örtliche Uebersiedelung der meisten weiter nach Norden hin, in die unmittelbarere Nähe der Einflüsse Hagedorn's und der Einströmungen der englischen Literatur, blieb dabei nicht ohne Wirkung. Am Auffallendsten zeigt sich dies an El. Schlegel, nächst Klopstock wohl der bedeutendsten dichterischen Kraft des ganzen Kreises. Er hatte früher — zum Theil schon auf der Schule, dann auf der Universität — Dramen im Gottsched'schen Styl

Rothe, Olde, Schmidt, werden besungen. In stärkerer Betonung treten dann wieder hervor: der „ernst-heitre“ Gärtner, Schlegel, „in dessen Geniusbildungen der Dichtung Flamme strömt aus voller Urne“, endlich Hagedorn, mit lautem „Evan, Evoe“! begrüßt, Hagedorn, den nur die Thoren „blos zu weinenden Liedern geschaffen wähnen“, denn „ihm schlägt ein männlich Herz auch, sein Leben tönt mehr Harmonien, als ein unsterblich' Lied; im unsokratischen Jahrhundert ist er für wenige Freund' ein Muster.“

Auch Giseke besang die schönen Stunden im Leipziger Freundeskreise, die nur ach! zu rasch entflohen („Poet. Werke“, S. 173, vgl. Gervinus a. a. O.); die gleiche fortdauernde Anhänglichkeit an die früheren Genossen bezeugen an vielen Stellen die Briefwechsel von Gellert und Rabener, u. A. m.

geschrieben. Seinen „Hermann" nahm Gottsched (1742) in seine „Deutsche Schaubühne" auf — Goethe sah ihn noch 25 Jahre später auf der Leipziger Bühne und lernte daran, wie man es nicht machen müsse, um das lebende Geschlecht für historische Stoffe zu begeistern. Allein Schlegels Geist entwuchs bald den Fesseln des französischen Classicismus, in welche Gottsched ihn geschlagen. Noch in Leipzig (1742) schrieb er, angeregt durch die erste, 1741 erschienene, deutsche Uebersetzung Shakspeares, von Herrn von Borck, preußischem Gesandten in London, in Gottscheds „Beiträgen zur kritischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" eine Vergleichung Shakspeares mit A. Gryphius, worin er zwar dem Letzteren in Bezug auf regelrechte dramatische Gliederung den Vorzug vor dem Briten giebt, aber doch schon Shakspeares tiefe Menschenkenntniß und wahrheitsgetreue Charakteristik rühmt, auch dem Vorurtheil entgegentritt, welchem noch kurz zuvor Gottsched selbst in eben jener Zeitschrift das Wort geredet hatte, als ob bei Shakspeare Alles verworren, planlos, unvernünftig sei. In Kopenhagen ward der Einfluß Shakspeares auf Schlegel entscheidender. In seinen „Gedanken zur Aufnahme des dänischen Theaters" erklärte er sich offen gegen die einseitige Nachahmung des französischen Dramas, und gelangte durch eine unbefangene Vergleichung desselben mit dem englischen dahin, dem letzteren wesentliche Vorzüge vor jenem einzuräumen. Er erkannte an, daß jede Nation sich ihre dramatische Poesie nach den ihr eigenthümlichen Sitten und Anschauungen bilden müßte, daß vaterländische Stoffe die stärksten Wirkungen auf die Gemüther der Zuschauer hervorbrächten. Dieses richtige Gefühl hatte ihn schon bei der Wahl des Stoffes seines „Hermann" geleitet; aus demselben Gesichtspunkte bearbeitete er in Kopenhagen einen Gegenstand der dänischen Geschichte, den „Canut", und hatte noch mehrere vaterländische Dramen, z. B. einen „Otto von Wittelsbach", im Sinne. Auch in seinen Lustspielen suchte er die wirklichen Gesellschaftszustände und die herrschenden Sitten zu schildern und so einen festen und natürlichen Boden für ein vaterländisches Theater zu gewinnen.

Bei längerem Leben — er starb schon in seinem einunddreißigsten Jahre — hätte Schlegel leicht Bedeutendes leisten können. Er kann in ähnlichem Sinne ein Vorläufer Lessings auf dem dramatischen Gebiete heißen, wie Günther ein Vorläufer Goethes auf dem lyrischen. Ihm fehlte, was Lessing zu Statten kam, die äußere Anregung und Förderung

durch große nationale Thaten, diese ergiebigste Quelle großer Empfindungen, wie so treffend J. Möser bemerkt hat. Er sah sich durch den Mangel an solchen gezwungen, im hohen geschichtlichen Drama noch immer zu dem künstlichen, declamatorischen Pathos der Franzosen seine Zuflucht zu nehmen, und im Lustspiel stellte der unvollkommene Zustand der damaligen deutschen Gesellschaft ihn vor die verhängnißvolle Alternative, entweder, indem er die deutschen Sitten wahrheitsgetreu schilderte, langweilig und trivial, oder, wenn er sich bessere Muster im Auslande suchte, seinem Ideal eines selbstständigen nationalen Theaters untreu zu werden*).

Außer El. Schlegel hat unter denen, welche von dem jungen Leipziger Dichterkreise ausgingen, aber örtlich ihm ferner traten, — wenn wir von Klopstock absehen, der bereits eine selbstständige Richtung eingeschlagen hatte, als er zu demselben hinzutrat — keiner sich an größeren dichterischen Aufgaben versucht. Zachariä hatte das Beste, was er überhaupt vermochte, in seinem „Renommisten" gegeben, der schon in den „Belustigungen" erschienen war: es lag in der Natur des, von ihm nach Pope's Muster, aber mit weniger Geist gepflegten, komischen Epos, daß eine öftere Wiederholung in der gleichen Richtung eintönig und manierirt werden mußte. Ebert, Gärtner und Gisecke versuchten sich in leichten lyrischen Ergüssen; der Erstere übersetzte daneben die schwermüthigen „Nachtgedanken" Youngs. Cramer dichtete Oden, halb in Ramler'scher, halb in Klopstock'scher Manier. Beiher betheiligten sich Mehrere an der Herausgabe Moralischer Wochenschriften, in denen sie besonders für eine vermittelnde religiöse Weltansicht, gleich weit entfernt von Freigeisterei wie von Zelotismus, auftraten.

Zwei von den Genossen der „Bremer Beiträge" blieben ihr ganzes Leben lang in Kursachsen. Und gerade diese zwei sind es, welche einen tieferen und dauernderen Einfluß auf die Strömung der Zeit gewannen und gewissermaßen eine neue Epoche in der Denk- und Empfindungsweise ihrer Nation begründeten. Wir meinen den Satiriker Rabener und den Moralisten Gellert.

*) Lessing in seiner „Dramaturgie" sagt von dem ersten Lustspiel Schlegels, dem „Geschäftigen Müßiggänger", es enthalte das langweiligste Alltagsgewäsch, wie es nur immer im Hause eines meißnischen Pelzwaarenhändlers vorkommen könne; in den späteren, „Stumme Schönheit" und „der Triumph der guten Frauen", findet er eine bessere Charakterzeichnung, aber nur darum, weil dort dänische, hier französische Sitten abgebildet würden.

Rabener: seine Satire, verglichen mit der Moscherosch's, Lauremberg's, Neukirch's u. s. w. Wechselwirkungen zwischen der Entwickelung der Satire und den Zuständen des öffentlichen Lebens.

Jede neue Literaturperiode, als Vertreterin eines neuen Kreises von Ideen und Empfindungen, pflegt sich durch eine Bekämpfung des Bestehenden, in der Form der Satire, anzukündigen und gleichsam einzuführen. Der lyrischen und beschreibenden Dichtung der Niedersachsen waren die Satiren Neukirch's und Wernickes voraus*, die von Hagedorn und Liscow zur Seite gegangen: auch die Genossenschaft der „Bremer Beiträge" war in ihren Anfängen überwiegend satirisch. Nicht blos Rabener's Arbeiten, die nach Form und Inhalt fast ausschließlich einen solchen Charakter an sich tragen, sondern auch Gellert's Fabeln und Zachariä's komische Heldengedichte verfolgten zum größern Theil die gleiche Richtung. An eine Satire im großen Styl, eine Bekämpfung der Uebelstände und Mißbräuche des allgemeinen politischen und gesellschaftlichen Lebens, dürfen wir freilich hier nicht denken. In dieser Beziehung hatte der deutsche Geist, je länger je mehr, immer kleinere Maßstäbe angenommen, sich in immer engere Schranken zurückgezogen. Wir können den fortschreitenden Verfall des öffentlichen Lebens und des bürgerlichen Muthes in Deutschland seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts an der Geschichte der deutschen Satire studiren. Moscherosch, der Zeitgenosse des 30jährigen Krieges, griff noch direct und rücksichtslos die öffentlichen Mißstände in Staat und Gesellschaft an. Lauremberg, Rachel, Logau, welche ihm zunächst folgten, gingen auch noch so ziemlich auf seiner Spur, obgleich sie doch schon mehr die äußeren Symptome des politischen Verfalles Deutschlands, die Ausartungen in Tracht, Sprache, Sitten, als dessen innersten Kern und tiefere Veranlassung zum Gegenstand ihrer Angriffe machten. Neukirch und Wernicke eiferten noch bisweilen, wenn auch weniger stark, gegen die Ausländerei in Sprache und Sitte, gegen die verkehrte Erziehung der vornehmen Jugend und Aehnliches mehr. Die Satiriker der neuen Periode

Ungünstige äußere Lage Rabeners als Satiriker und Spuren davon in seinen Schriften.

waren ungleich zahmer und schüchterner: sie hielten sich vorzugsweise an jene kleinen, geselligen, spießbürgerlichen Thorheiten, Schwächen und Untugenden, welche zu den allgemeinen staatlichen und nationalen Verhältnissen nur einen entfernteren Bezug haben, darum auch weniger einer bestimmten Zeit, als vielmehr beinahe allen Zeiten angehören. Sie selbst hatten das niederdrückende Gefühl, daß der beste Theil von dem, woran die Satire sich mit Glück versuchen und dessen rückhaltlose Besprechung große Wirkungen

hervorbringen mag, für sie etwas schlechterdings Unnahbares sei. Dieses Gefühl und die daraus entspringende fortwährende Aengstlichkeit machte sie befangen und zaghaft sogar innerhalb des engen Kreises, in den sie von vorn herein mit bewußter Entsagung sich eingeschlossen. Rabener erklärt in der Vorrede zu dem einen Bande seiner „Satirischen Schriften“: Märtyrer der Wahrheit wolle er nicht werden; er schließt ein für allemal von seiner Satire aus „die Fürsten und Obrigkeiten, die Geistlichen und Lehrer“. Es sei Hochmuth, meint er, wenn Schriftsteller „in ihren finstern Winkeln“ schärfer zu sehen glaubten, als Diejenigen, „welche den Zusammenhang des Ganzen vor Augen haben“. Eine freimüthige Kritik von Handlungen der Regenten oder ihrer Organe erscheint ihm wie eine Vermessenheit. „Sie haben nicht gelernt,“ sagt er von solchen Kritikern, „gute Unterthanen zu sein, wie sollen wir von ihnen erwarten, daß sie uns die Pflichten eines vernünftigen Bürgers lehren*)?“ Die Lehrer glaubt er schonen zu müssen, weil die Jugend ohnehin geneigt sei, „das Fehlerhafte an denen zu entdecken, deren Ernsthaftigkeit ihren Muthwillen im Zaum halten soll.“ — „Wollen wir sie,“ sagt er, „durch Satire auf ihre Lehrer noch muthwilliger machen?“ „Einen Pedanten habe ich nicht gebessert, dem Vaterlande aber habe ich an seinen Schülern hundert ungesittete Bürger erzogen.“ Die Geistlichen endlich seien zwar über die Satire nicht erhaben, ja viele ständen tief unter derselben, wenn man sie nach ihrer Aufführung beurtheilen sollte, und viele würden gar zu sorglos sein, wenn ihre ehrwürdige Kleidung sie vor allen Streichen der Satire schützte; dennoch könne man nicht zu vorsichtig dabei verfahren. „Die Religion läuft Gefahr, verächtlich zu werden, wenn man die Fehler desjenigen verächtlich macht, welcher gesetzt ist, die Religion zu predigen.“

Trotz dieser soweit gehenden Selbstbeschränkung stieß Rabener dennoch fast in jedem Augenblicke auf Hemmnisse und Rücksichten der verdrießlichsten Art. Zwei Umstände waren einem freieren Aufschwunge seiner Satire besonders hinderlich: die Kleinlichkeit der Umgebungen, in denen er schrieb, und die Beengtheit seiner eigenen bürgerlichen und geselligen Stellung. Eine großartige Satire vermag sich nur da zu entwickeln, wo es eine starke öffentliche Meinung giebt, die den Schriftsteller gegen die Ausbrüche der verletzten Eitelkeit oder Eigensucht Derer, die er im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit angreift, wirksam zu schützen vermag.

*) Rabeners „Satirische Schriften“, Ausgabe von 1755, Vorrede zum 4. Theil.

Hagedorn war in dieser Hinsicht glücklicher: er lebte in einer großen Handelsstadt, wo man Selbstständigkeit und Freimüthigkeit zu schätzen wußte, und er befand sich in einer unabhängigen und angesehenen Stellung. Die sächsische Residenz dagegen unter den polnischen Augusten und unter einem Grafen Brühl war nicht der Ort, wo sich eine freie und starke öffentliche Meinung hätte bilden können, und am Allerwenigsten durfte ein Beamter von nur mittlerem Range auf den wirksamen Schutz einer solchen rechnen. Knechtische Furcht und Servilität nach Oben, Brutalität nach Unten war in den tonangebenden und namentlich den so zahlreichen Beamtenkreisen Dresdens die vorherrschende Gesinnung. Ein freies, männliches Urtheil erschien diesen Kreisen als etwas Unerhörtes. Eine Kritik der bestehenden Verhältnisse, der herkömmlichen, conventionellen Formen galt für einen unerträglichen Frevel. Daß vollends ein unbedeutender Steuersecretair sich dergleichen herausnahm, daß er es wagte, über die Reichen zu spotten, „welche kostbare Kleider trügen, aber arm an Verstand wären", daß er satirische Beispiele sammelte zur Erläuterung des Sprüchworts: „wem Gott ein Amt giebt, dem giebt er Verstand", daß er unter der ironischen Ueberschrift: „Ehrlich währt am Längsten" nicht blos Kaufleute, die 30 Proc. Wucherzinsen nähmen, sondern auch Adlige angriff, die auf Cavalierparole geborgt und nicht bezahlt hätten, daß er einem Landjunker vorwarf, er sorge zwar sehr gut für seine Pferde und Hunde, kümmere sich aber wenig um die Erziehung seiner Kinder, das waren unverzeihliche Anmaßungen, die nicht geduldet werden durften. Bei der spießbürgerlichen Beschränktheit und der kleinlichen Klatschsucht, welche vorzugsweise in jenen Residenzkreisen herrschte, konnte Rabener keine Thorheit oder Lächerlichkeit schildern, ohne daß bald sein rechter, bald sein linker Nachbar sich dadurch getroffen fand*). Verstieg er sich gar in seiner Kühnheit so weit, auf die Bestechlichkeit der Richter im Rechtsprechen, oder auf die Mißbräuche bei der Besetzung öffentlicher

*) „In Dresden habe ich", schreibt Rabener an einen Freund nach seiner Uebersiedelung dahin von Leipzig 1753, „noch keine Feder angesetzt. Aufrichtig gesagt, muß ich hier mit meinen Satiren viel vorsichtiger sein. Gemeiniglich suchen die Leser die Originale da, wo der Verfasser schreibt. Das konnte ich allenfalls in Leipzig geschehen lassen: in Dresden wage ich zu viel." — „Das Thema", bemerkt er weiter, „zu welchem ich so viel Lust hatte: „„der allezeit fertige Bankeruttirer"", muß ich weglassen: es möchten es Excellenzen ungnädig vermerken." („R.'s Briefe", herausgegeben von Weiße, S. 164.)

Stellen anzuspielen, so hatte er gewiß ungnädige Blicke seiner Vorgesetzten, wo nicht laute Rügen darüber, daß er sich mit Dingen abgebe, die nicht seines Amtes seien, zu gewärtigen. Ja, noch mehr! Die eignen nächsten Freunde Rabeners, statt seine satirische Muse zu unterstützen und zu ermuntern, trugen dazu bei, sie einzuschüchtern und befangen zu machen. Gellert war mit Allem zufrieden, nur nicht mit den Stellen, „wo die Satire mit Poeten frevelt“; ein anderer Bekannter — wahrscheinlich ein Jurist — ärgerte sich, wenn über die „Chicane“ gespottet ward; wieder ein anderer wußte es dahin zu bringen, daß Rabener zwei Stellen strich, wo von den „Gewürzkrämern“ die Rede war; ein vierter bat, die Worte „Philosoph“, „Magister“, „Präsident“ aus dem Spiele zu lassen. Und werde wohl, fragt der, durch solche Einsprüche ängstlich gemachte Satiriker, sein lieber Schlegel es leiden können, wenn etwas vom „Scandiren“ gesagt sei, oder Cramer, wenn ein Wort gegen unwürdige Geistliche falle, da der Letztere schon einmal sogar in einer bloßen Vorrede einen ganz unschuldigen Ausdruck über diese Materie beanstandet habe?

„Wie wird es mir ergehen“, ruft er kläglich aus, „wenn ein Jeder mit Allem zufrieden ist, nur nicht damit, daß ich das Lächerliche seiner Collegen nicht schone! Was für Einwürfe muß ich von meinen mürrischen Lesern besorgen, da meine vernünftigen Freunde so bedenklich sind*)!“

So verzärtelt war durch die lange Entbehrung jenes erfrischenden und kräftigenden Luftzuges, den ein reges öffentliches Leben in seinen unvermeidlichen Kämpfen und Gegensätzen mit sich bringt, das Empfindungsleben auch der Bestgesinnten und Verständigsten unserer Nation in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts! Eine trostlose Lage in der That für einen Satiriker! Billig mögen wir die Ausdauer bewundern, womit Rabener dennoch seinem Berufe treu blieb, sowie die ungetrübte und gleichmäßige Heiterkeit, womit er allen Anfechtungen Stand hielt, ohne sich in seinem Vorhaben, „lachend die Wahrheit zu sagen“, beirren zu lassen**). Wenn Rabener nicht

Ehrenrettung Rabener's gegen die ihm gemachten Vorwürfe.

*) Ebendas. S. 195.

**) Diese Heiterkeit und Gleichmüthigkeit ist es, was Goethe so ganz besonders an Rabener rühmt. („Werke“, Ausg. v. 1828, 25. Bd.)

wagte, den Gebrechen seiner Zeit, namentlich den furchtbaren politischen Mißbräuchen, unter denen gerade sein specielles Vaterland Sachsen damals seufzte, scharf und rücksichtslos zu Leibe zu gehen, so werden wir uns viel weniger darüber verwundern oder ihm daraus einen Vorwurf machen dürfen, als, umgekehrt, es ihm hoch anrechnen, daß er wenigstens ab und zu ein Streiflicht satirischen Spottes oder strafenden Ernstes auf einzelne Partien dieses so streng gehüteten Gebietes warf. Wie wenig ihm für derartige öffentliche Uebelstände der scharfe Blick oder das patriotische und menschliche Feingefühl abging, bezeugen so manche vertrauliche Aeußerungen in seinen Briefen, worin er sich über die Verschwendungen des Hofs und den gegen die Unterthanen geübten Steuerdruck, über die Nichtigkeiten, mit denen man die Zeit vertändelte, und die Sorglosigkeit, womit man inzwischen das Land immer tiefer ins Elend sinken ließ, bald beißend satirisch, bald wehmüthig bewegt ausspricht*).

*) Nur ein paar solche Stellen mögen hier Platz finden zur Ehrenrettung der politischen Gesinnung Rabener's, die man neuerdings öfters angezweifelt hat. So erzählt er von sich in dem „Versuch eines Tagebuches" („Briefe", S. 12) unterm 23. Mai 1739: „Von 9 bis 11 Uhr beschäftige ich mich meistentheils mit Ausarbeitung solcher Sachen, die in meinen Beruf Einfluß haben und die mich oft zu einem patriotischen Donquixote machen. Ich untersuche die Fehler unsrer zerrütteten Landesverfassung, thue sehr gründliche Vorschläge von Verbesserung des Steuerwesens, und, so oft ich eine solche Abhandlung zu Papiere gebracht habe, so oft freue ich mich darüber wie ein Poet, der ein Sinngedicht ausgeheckt hat. Aber den Augenblick darauf schäme ich mich meines patriotischen Kollers, werfe die ganzen Vaterlandsgedanken in den Kamin, um dem Hofe nicht verdächtig und den Patrioten nach der Mode nicht lächerlich zu werden. Doch alles dieses hindert mich nicht, den folgenden Morgen in eben den Paroxysmus zu verfallen, von neuem zu reformiren, und mich von neuem zu schämen." — Ein anderes Mal schreibt er an Schlegel (S. 165): „Neuigkeiten wollen Sie wissen? Gut! — Der Hof ist noch in Hubertusburg. Fünf Castraten aus Venedig sind vorige Woche ganz verhungert hier angekommen und werden auf die Fasten satt wieder zurückkehren, um daselbst zu verdauen und in der Charwoche dem heiligen Antonius zu danken, der für sein Vieh so väterlich sorgt. Die Jagd ist vorbei: die Hunde waren sehr stumpf und die Pferde konnten der Jagd nicht folgen. Solymann wird nicht wieder aufgeführet: die Ratten haben vier Elephanten gefressen. Der Castrat Nicolini macht dem Hofe viel Vergnügen, weil er so feiste ist, daß er kaum mehr gehen kann. Die Albuzzi, prima donna an mehr als einem Orte, dürfte wohl aufs Carneval wieder in die Wochen kommen. Budini, dieser steife Sänger, den man in Rom nicht zum Nachtwächter machen würde, ist heisch, ein Unglück, darüber sich niemand, als er und seine Mutter betrübt. Amerevoli, dessen Frau besser küßt, als er singt, ist verdrüßlich und macht Miene, fortzugehen; man wird ihm tausend Thaler Zulage

Auch an patriotischem Selbstbewußtsein in Dingen nationaler Ehre und an dem Muthe, ein solches gegen Große zu zeigen, gebrach es ihm keineswegs: das bewies sein Verhalten bei der Anwesenheit Friedrichs II. in Dresden. Prinz Heinrich, des Königs Bruder, hatte ihn kommen lassen und sich lange mit ihm unterhalten. Rabener hatte gegen ihn die deutsche Literatur, die der Prinz nicht sonderlich schätzte, lebhaft in Schutz genommen. Der König selbst wollte ihn sprechen, allein Rabener fühlte patriotisches Bedenken, sich ihm durch einen Franzosen, den Marquis d'Argens, vorstellen zu lassen, und diesem Bedenken opferte er entschlossen die, gewiß nicht geringe und sehr verzeihliche Genugthuung, die es seinem Ehrgeiz gewährt haben würde, dem größten Monarchen seiner Zeit persönlich nahe zu treten*).

Nicht also die Gesinnung oder den Willen Rabeners dürfen wir anklagen, wenn seine Satire schwächlich, befangen, spießbürgerlich erscheint, sondern die traurigen Zeitumstände, unter denen er schrieb, den allgemeinen Mangel an politischem Sinn und Muth, woran die Zeit krankte und unter dem auch er verkümmerte. Er selbst fühlte dies wohl und sprach es freimüthig aus in den klagenden Worten:

„Deutschland ist nicht das Land, in welchem eine bessernde Satire

geben. Die Bildergallerie ist in vollkommenem Zustande. Man erwartet den Buccamboni aus Rom, welcher grüne Himmel und blaue Wiesen nach dem neuesten Gusto malen soll. Oederan ist ganz abgebrannt; Suhl kann nicht wieder aufgebaut werden. Wer kann den albernen Leuten helfen, warum gehen sie mit dem Feuer nicht vorsichtiger um? —

Auf die Redoute freue ich mich. Die neue Oper wird sehr prächtig und kostbar. Leben Sie wohl! Ich muß in die Antichambre! Gefallen Ihnen diese Neuigkeiten? Wenn sie nicht wahr sind, so sind sie doch möglich."

*) Er schrieb an den Baron von C., der den Vermittler in dieser Sache machte: „Je suis bien fâché, Monsieur, que je sois trop allemand et Monsieur le Marquis d'Argens trop français, pour que je puisse profiter de la permission de rendre mes respects à ce savant, d'autant plus estimable qu'il est peut-être le seul de sa nation, qui permette à nous autres Allemands d'avoir de l'esprit. Mais, au comble de mon malheur, je me vois par cette même raison tout-à-fait privé de l'honneur d'être présenté par Monsieur le Marquis au Roi." u. s. w. — Vierzehn Tage lang „stand er deshalb mit dem König in Tractaten", wie er sich ausdrückt. „Der König ist so gnädig, sich meine Weigerung gefallen zu lassen", schreibt er: „er will deutsch, deutsch will der große Friedrich mit mir reden." Allein schließlich ward doch aus der Vorstellung Nichts. („Briefe", S. 275 ff.)

es wagen dürfte, das Haupt mit der Freiheit emporzuheben, mit welcher sie gewohnt ist die Laster und Thorheiten der Menschen zu strafen. In Deutschland mag ich es nicht wagen, einem Dorfschulmeister diejenige Wahrheit zu sagen, die in London ein Lord-Erzbischof anhören muß"*).

Vergleichung Rabeners mit Liscow.

Leichter und gefahrloser war das Werk der Satire dann, wenn sie sich auf das Gebiet rein literarischer oder gelehrter Interessen beschränkte, höchstens von da aus einen Streifzug gegen die Orthodoxie unternahm. Auf diesem Felde hatte schon Chr. Thomasius die Bahn gebrochen, hier hatten Dippel und Edelmann manchen kühnen Streich geführt. Hier errang Liscow mit geringerem Wagniß günstigere Erfolge, als Rabener auf seinen mühsameren und dornigeren Pfaden. Er konnte rücksichtsloser auftreten, da er es fast immer nur mit Einzelnen, nicht mit ganzen Klassen zu thun hatte; er mochte einen Philippi und einen Sievers — unbedeutende Schriftsteller ohne Rang und Einfluß im bürgerlichen Leben — persönlich angreifen**), ohne Etwas zu wagen, während Rabener sich nicht vorsichtig, nicht allgemein genug halten konnte, wenn er nicht einen allseitigen Sturm gegen sich hervorrufen und seine ganze bürgerliche Stellung auf's Spiel setzen wollte***). War doch der Muth, über das

---

*) Ebenda.

**) Liscow's Satiren betreffen: den gelehrten Pedantismus in der Erklärung der Bibel („Historie von der Zerstörung Jerusalem's") und in der Erforschung von Alterthümern („Vitrea fracta oder des Ritters Clifton Schreiben an einen gelehrten Samojeden über eine gefrorne Fensterscheibe" — gegen Sievers), die Geschmacklosigkeit im Reden und Schreiben („Lobrede Briantes, des jüngeren", vor allem aber seine berühmteste Schrift: „Von der Vortrefflichkeit elender Scribenten", — Beides hauptsächlich gegen Philippi) u. dgl. m.

***) Seitdem Gervinus sein gewichtiges Urtheil so entschieden zu Gunsten Liscow's und zu Ungunsten Rabener's abgegeben hat („Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 91), ist es Sitte geworden, den Letzteren unbedingt gegen den Ersteren zurückzustellen. Noch neuerlich hat dies Julian Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland von 1681—1781" gethan, wo er Liscow ausführlich auf etwa 18 Seiten (485—504) bespricht, Rabener auf nicht vollen 2 Seiten (584—86) mit der ganzen Leichtfertigkeit abthut, welche leider sehr viele Partien dieses neuesten Buches des, sonst nicht verdienstlosen, Literarhistorikers kennzeichnet. Wie uns scheint, hat Gervinus hierbei doch nicht genug den wesentlichen Unterschied einer vorzugsweise literarischen von einer in's gewöhnliche Leben, seine Verhältnisse und Interessen eingreifenden Satire berücksichtigt. Vom rein literarischen oder ästhetischen Standpunkte aus mag Liscow in manchen (obgleich auch nicht in

Lächerliche zu lachen, das Schlechte schlecht, das Alberne albern zu nennen, überhaupt frei heraus zu sagen, was man denke, und eigne Gedanken zu haben, nicht blos fremde sclavisch nachzubeten — diese bescheidenste Voraussetzung aller Satire — unsern Vorfahren im 18. Jahrhundert, unter dem langen Druck eines weltlichen und geistlichen Despotismus, eines steifen geselligen Ceremoniels und eines in Formen erstarrten gelehrten Pedantismus — bis zu dem Grade abhanden gekommen, daß jede, auch die blos literarische Satire und Polemik, Vielen unzulässig, anstößig, ja unchristlich erschien, „weil sie sowohl gegen die christliche Liebe, wie gegen den dem Christen in allen Dingen geziemenden Ernst verstoße". Gegen solche und ähnliche Vorurtheile hatte nicht blos Liscow *), sondern auch Gellert **), ja selbst noch Lessing ***) die Satire zu vertheidigen!

Kulturgeschichtliche Bedeutung der Rabener'schen Satire.

Es war daher immerhin schon ein Großes, wenn die junge literarische Schule, Rabener voran, die Nation — und zwar nicht blos die Gelehrten und Literaten, sondern den schlichten Bürger — daran gewöhnte, über die Erscheinungen des ihn umgebenden Lebens selbstständig nachzudenken und zu urtheilen, unter Umständen auch zu spotten und zu lachen. Wie schüchtern dieser Spott, wie befangen dieses Lachen noch sein mochte, es war doch seit langer Zeit wieder die erste entschiednere Regung eines freieren Selbstbewußtseins des Menschen und des Bürgers, des Bewußtseins, mehr zu sein, als eine bloße Gliederpuppe oder ein auf Commando der Obern handelnder Sclav; es war mindestens der Anfang einer öffentlichen Meinung, wenn auch zunächst nur für den kleinbürgerlichen und geselligen Privatverkehr der Menschen. Zwar blieb noch ein weiter Weg zurückzulegen von jener geheimen Genugthuung, welche der in seinem Rechte Gekränkte,

allen) Beziehungen den Vorzug vor Rabener verdienen; in ihren kulturgeschichtlichen Wirkungen war die Satire des Letzteren entschieden bedeutender, und schon das Wagniß, von dem blos literarisch-gelehrten Gebiet auf das des Lebens überzugehen, ist nicht zu unterschätzen. Wir freuen uns, in dieser Ansicht uns mit Hettner („Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts", 3. Th., 1. Buch, S. 388 ff.) zu begegnen.

*) In der Vorrede zu seiner „Sammlung satirischer und ernsthafter Schriften" 1739.

**) „Briefe", S. 187. „Wie kann die Spötterei ein Verbrechen sein, wenn sie nur gegen allgemeine Thorheiten gerichtet ist?"

***) In einem Briefe an seinen Vater, wo er diesen fragt: „Darf denn ein Christ über die Laster nicht lachen?"

im Handel und Wandel Uebervortheilte, in der Gesellschaft vor dem reichen Emporkömmling schnöde Zurückgesetzte empfand, wenn er den ungerechten Richter, den unehrlichen Kaufmann, den an Verstand armen Geldstolzen von der Satire gegeißelt sah, — bis zu jener vollständigeren und wirksameren, wo Gerechtigkeit und Gleichheit durch das Gericht der öffentlichen Meinung ihren vollen Triumph feiern; allein es war doch immer schon ein erster Schritt auf dieser Bahn, und ein geselliger Zustand, wo man diese Grundsätze der Gleichheit und Gerechtigkeit, wenn auch nur erst in schüchternen Andeutungen oder versteckten Gleichnissen, zu predigen, die ihnen entgegenstehenden Handlungen dem Spotte oder der Verachtung preiszugeben wagte, bezeugte doch eine wieder aufsteigende Bewegung aus der tiefen Dumpfheit, Geistesträgheit und Unfreiheit, worin das deutsche Volk so lange gelegen hatte.

So faßten schon die Zeitgenossen die Bedeutung der Rabener'schen Satire auf. Nicht nur in Deutschland erlebten dessen Schriften in verhältnißmäßig kurzer Zeit*) sechs Auflagen, sondern sie wurden auch in's Englische, Französische, Holländische, Dänische und Schwedische übersetzt. Es ist anzunehmen, daß diese, in politischer und socialer Bildung den Deutschen damals größtentheils vorangeschrittenen Nationen an den Schriften Rabener's weniger die künstlerische Form schätzten (denn sie selbst besaßen in dieser Hinsicht meist schon weit Besseres), als vielmehr die Kundgebungen des in Deutschland wiedererwachenden lebendigeren Geistes der bürgerlichen Klassen.

Ch. F. Gellert: seine Anfänge ebenfalls satirischer Natur.

Auch **Gellert** begann seine schriftstellerische Thätigkeit mit der Satire. Unter der harmlosen Form von „Fabeln“ und „Erzählungen“ — nach dem Beispiele Aesops und Lafontaines **) — schilderte er mit schalkhafter Laune die kleineren und größeren Gebrechen der Gesellschaft. Er spottete über die Dichter, welche zu lange singen, auch wenn ihnen das Talent versagt, über die Schönen, die den Putz zu sehr lieben, über zänkische Frauen und ungetreue Männer, über die Gefahren des Reichthums und die Angst des Geizigen, über zanksüchtige Bauern, pedantische Gelehrte, Philosophen, die desto mehr beweisen, je weniger sie

*) Etwa binnen 15 Jahren.

**) Das Letztere wollte zwar Gellert nicht Wort haben, gab sich vielmehr für ein „Original“ aus, z. B. in dem bekannten Gespräch mit Friedrich II.; indeß dürfte schwerlich der fremde Einfluß abzuleugnen sein.

verstehen, und Aehnliches mehr, aber auch über die falsche Frömmigkeit in Worten ohne gute Werke, über den orthodoxen Formelkram, wie andrerseits über die erheuchelte Starkgeisterei der Ungläubigen, welche in der Stunde des Todes zu Schanden wird, über das Elend einer glänzenden Sclaverei gegenüber den Vorzügen einer, zwar mühevollen, aber auch ehrenvollen Unabhängigkeit, über ungebildete, tyrannische und ungerechte Edelleute, und über andere Mißstände des öffentlichen Lebens.

Diese Fabeln und Erzählungen*) gefielen durch die leichte, natürliche Sprache, welche Nichts hatte von dem geschraubten Pathos der Gottsched'schen Schule, durch die menschenfreundliche Gesinnung und die milde, moralisch lehrhafte Art, welche sich darin aussprach.

Weitere Ausbreitung und vielseitige Gestaltung der literarischen u. persönlichen Wirksamkeit Gellerts.

Aber Gellert blieb dabei nicht stehen. Er begann 1744 Vorlesungen an der Universität zu halten. Darin setzte er sich vor, „den Geschmack seiner Hörer zu bilden, und zwar auf eine solche Art, daß sie überzeugt würden, die Frömmigkeit erhöhe und veredle die Vergnügungen eines feinen Geschmackes**)."

Fast um die gleiche Zeit (1744) warf er sich auf das Theater, „um diese Art des öffentlichen Vergnügens moralischer und dadurch nützlicher zu machen***)". Er wollte hier vorzugsweise auf die „mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens" wirken, deshalb hielt er sich fern von dem Kothurn der hohen Tragödie; er wollte aber auch „eher mitleidige Thränen, als freudiges Gelächter erregen", deshalb pflegte er eine ganz besondere Art des Schauspiels, die sogenannte „rührende Comödie", zu welcher damals in Frankreich Destouches und Lachaussée den Anstoß gegeben hatten†).

Damit noch nicht zufrieden, versuchte er sich auch im Roman. 1739 war Richardsons Pamela erschienen. Gellert, dadurch angeregt, schrieb (1746) das „Leben der schwedischen Gräfin von G." Im folgenden Jahre (1747) gab er „Trostgründe wider ein sieches Leben" heraus. Endlich begann er seit 1751 einen ausgebreiteten Briefwechsel, den er

*) Sie erschienen zuerst einzeln, theils in den „Belustigungen", theils in den „Bremer Beiträgen", sodann gesammelt in 2 Bänden (1746—48).

**) S. „Gellerts Leben", von Cramer, in „Gellerts sämmtlichen Schriften", 10. Thl., S. 48.

***) Ebenda, S. 50.

†) Er suchte diese Gattung auch wissenschaftlich zu rechtfertigen in der, zum Antritt seiner Professur (1751) geschriebenen, Dissertation de comoedia commovente.

bis zu seinem Tode (1769) fortsetzte. Einen Theil dieser Briefe veröffentlichte er als Muster des Briefstyls (1754). Daneben schrieb er geistliche Lieder (1757) und hielt, außer seinen ästhetisch-moralischen Vorlesungen, die er regelmäßig (bis 1767) wiederholte, noch besondere über die Sittenlehre (seit 1758). Rechnen wir dazu noch die zahlreichen Veranlassungen, welche sich ihm theils in seiner Eigenschaft als akademischer Lehrer, theils durch die vielen Bekanntschaften, die er hatte, und durch die häufigen Besuche Fremder aus allen Ländern und von allen Ständen, die sein Ruf herbeilockte, zur Ausbreitung seiner Lehre und zum Einwirken auf das sittliche Gefühl wie auf den Geschmack seiner Zeit darboten, so erhalten wir ein Bild von der vielseitigen Thätigkeit und Wirksamkeit des Mannes. Leipzig war ganz der Ort dazu, um einer solchen vielseitigen Thätigkeit Geltung und Einfluß zu verschaffen. Noch immer galt Leipzig gewissermaßen als die literarische Hauptstadt Deutschlands *). Die Herrschaft, die von dort aus Gottsched nach allen Seiten hin geübt, die Verbindungen, die er mit den entferntesten Orten und Gegenden, selber über die Grenzen Deutschlands hinaus, angeknüpft, pflanzten durch eine gewisse Macht der Gewohnheit ihre Wirkungen auch auf die neue Richtung fort, die von dem gleichen Mittelpunkte aus, wenn schon in ganz anderem Sinne, zu wirken begann. Die Leipziger Universität ward seit lange von der wohlhabenden und vornehmen Jugend, nicht blos Deutschlands, sondern auch der angrenzenden Länder, gern und viel besucht, weil man daselbst neben den ernsten Studien die feinen Sitten einer größern Stadt kennen und üben lernte. Junge Dänen, Russen, Polen, Schweizer von Stande fanden sich hier zusammen. Sie versäumten nicht, bei Gellert zu hören. Der meißnische oder obersächsische Dialekt war durch Gottsched und seine deutschen Gesellschaften der tonangebende in Deutschland geworden. Gellert überkam gewissermaßen diese Erbschaft, und man muß gestehen, daß er sie besser verwaltete, als der Erblasser selbst; sein Styl war entschieden freier, anmuthiger, gewandter und zugleich natürlicher, als der Gottsched'sche.

Leipzig als Ausgangspunkt dieser vielseitigen Wirksamkeit und der Einfluß dieser Oertlichkeit darauf.

*) Berlin durfte erst seit Friedrichs II. Thronbesteigung daran denken, sich zu einem Brennpunkt des geistigen Lebens in Deutschland zu erheben; damals galt es nur noch „nächst Leipzig" für eine der gebildetsten Städte Deutschlands, wie ganz richtig Kaiserling in seinem „Moses Mendelssohn", S. 11, bemerkt.

Dazu kam, daß Gellert nicht blos den Geschmack, sondern auch die Herzen seiner Zuhörer zu bilden beeifert war und in seiner milden, Zutrauen erweckenden Weise sich weit mehr persönlich ihrer annahm, als dies Gottsched bei seiner dictatorischen Hoheit vermochte. Es war für gewissenhafte und besorgte Eltern, welche ihre Söhne von fernher nach Leipzig sandten, eine Beruhigung, sie der Aufsicht, dem bildenden und schützenden Einfluß des sanften und doch zugleich sittenstrengen Gellert zu übergeben.

Belege des außerordentlichen Ansehens, dessen Gellert genoß.

So erlangte Gellert allmälig und fast ohne sein Zuthun, mindestens mit ungleich geringeren Anstrengungen und weniger künstlichen Mitteln, als Gottsched, einen weitausgebreiteten, nach allen Seiten hin reichenden Einfluß, ward der Mittelpunkt eines großen und sich fortwährend vergrößernden Kreises von Anhängern, die in ihm ihren Lehrer, ihren Freund und Rathgeber verehrten. Selbst als sein literarischer Ruhm durch neue, bedeutendere schriftstellerische Kräfte verdunkelt ward, blieben doch sein persönliches Ansehen und die fast an Vergötterung grenzende Pietät beinahe aller Schichten des Volkes gegen ihn unvermindert, ja sie schienen eher zu wachsen, als abzunehmen, und bei seinem Tode (1769) ging ein allgemeines Gefühl der Trauer durch ganz Deutschland. Kritiker, welche Gellerts Ruhm längst überlebt geglaubt hatten, waren betroffen über den „unsinnigen Lärmen“, welchen sein Tod veranlaßte*); sogar der eigne Biograph und vertraute Freund Gellerts, Cramer, gesteht ein, daß Gellert sogleich nach seinem Tode „mit einer Begeisterung erhoben wurde, welche selbst die Grenzen überschritt, die das Lob auch des besten Sterblichen haben sollte**).“ Zu seinem Grabe fanden förmliche Wallfahrten statt, so daß der Stadtrath von Leipzig dieselben zuletzt verbieten mußte***). Noch drei Jahre später, 1772, war die allgemeine Verehrung für Gellert so groß und festbegründet, daß, wie Goethe versichert†), „an Gellert und an die Tugend glauben, beinahe gleichbedeutend erschien“. Die Kritik wagte, angesichts einer solchen einmüthigen Begeisterung der Nation

*) „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter“ (von Mauvillon und Unzer), 1. Brief.

**) Cramer a. a. O., S. 183.

***) Gervinus a. a. O., IV. Bd., S. 88.

†) In der Recension der obengenannten „Briefe“, in den „Frankfurter Anzeigen“ v. 1772.

für Gellert, lange Zeit kaum schüchtern und nur halb verstohlen gegen die Berechtigung dieses Beifalls Zweifel zu erheben, und selber der junge Nachwuchs kühnerer Geister, die auf ganz anderen Bahnen einherschritten, ging schonend und achtungsvoll an der stillen Größe des sanften, kränklichen Mannes vorüber. Das Volk aber ließ sich auch durch die späteren kritischen Angriffe auf Gellert in seiner Verehrung für ihn nicht irre machen. Noch Jahrzehnte nach seinem Tode fand ein Reisender in einem entlegenen Winkel der Schweiz Gellerts Schriften auf einem kleinen Bücherbret über der Thür einer einfachen Hütte neben Bibel und Gesangbuch *). Landpredigertöchter, die sonst kaum einen profanen Schriftsteller kannten, lasen seine Schriften und schwärmten für ihn **). In den Wochenblättern kleiner Städte aus der damaligen Zeit findet man die Spuren Gellert'schen Einflusses: sie sind angefüllt mit Erzählungen, Fabeln, Schäfergesprächen, Gedichten von ihm oder in seiner Manier ***). Selbst der Gegensatz der Confessionen schien in der gemeinsamen Sympathie für Gellert sich zu verwischen. Der Jesuit Denius besang seinen Tod wetteifernd mit den Protestanten Cramer und Weiße. Gellerts geistliche Lieder wurden in die lutherischen wie in die reformirten Gesangbücher aufgenommen und fanden auch in katholischen Ländern Beifall. Seine Schriften blieben von dem Verbote verschont, das sonst alle akatholischen Bücher in Oestreich zu treffen pflegte. Einzelne Katholiken (z. B. Mozarts Vater) schrieben ausdrücklich an Gellert, um ihm für die Erbauung zu danken, die seine Werke ihnen gewährt. Andere glaubten aus ihm, weil er die „guten Werke" so sehr empfehle, einen Proselyten für ihre Kirche machen zu können †). Ebenso wetteiferten die verschiedensten Landschaften Deutschlands in der Bewunderung Gellerts, und selbst das Ausland nahm an diesem Kultus Theil. In Dänemark, in Liefland, in Polen und Ungarn besaß er Anhänger, die in fortwährendem geistigen Rapport mit ihm zu bleiben bemüht waren ††), und aus der Hauptstadt Frankreichs schreibt ihm ein Freund: sein Name sei dort eben so bekannt, wie in Deutschland †††). Vornehme Oestreicher

*) „Matthisons Erinnerungen".
**) Abbt: „Vom Verdienste", S. 277 ff.
***) Z. B. die „Wöchentl. Weimarischen Nachrichten" von 1755 ff.
†) Hagenbach, „Kirchengeschichte des 18. u. 19. Jahrhunderts", 1. Thl., S. 339.
††) Cramer a. a. O., S. 128.
†††) „Gellerts Werke", Bd. 8, S. 54.

suchten seinen Umgang und versicherten ihm, es werde dies eine Empfehlung für sie bei ihrer Kaiserin Maria Theresia sein *), und preußische Officiere jeden Ranges drängten sich bei den Durchmärschen durch Leipzig in solcher Zahl zu seinen Vorlesungen, daß sein Auditorium, nach dem Ausdrucke eines Zeitgenossen, dem Vorzimmer eines Commandirenden glich **). Ein preußischer General verschonte Gellerts Vaterstadt, Hainichen, mit Contribution und erklärte dem Stadtrathe, es geschehe dies aus Hochachtung für ihren berühmten Mitbürger ***). Von einem Gute, wo Gellert sich zum Besuche aufhielt, wurden die preußischen Wachen zurückgezogen, weil sie ihm Furcht einflößten, und auf seiner Fahrt von Leipzig dahin ließen alle Vorposten, auf schon vorher deshalb ergangene Ordre, ihn ungehindert passiren †). Der bloße Anblick der Gellert'schen Schriften wirkte auf einen vornehmen Reisenden, der sich in einem Posthause barsch und knauserig benahm, so mächtig, daß er sofort sein Betragen änderte ††). Der dänische Minister, Graf Bernstorff, ließ Gellert durch Cramer förmlich um sein Gutachten darüber bitten, ob es wohlgethan sei, wenn er, der Minister, in seinen Abendgesellschaften das Spiel zulasse †††). Ein junger Officier, der sich duellirt hatte, schrieb an Gellert und klagte sich selbst bei ihm deshalb an *). Ein anderer trug ihm die Gewissensscrupel vor, die er empfinde, „weil sein Stand ihm Handlungen gebiete, die mit der Menschlichkeit streiten" **). Wieder ein anderer erbat sich von ihm eine Braut, „ähnlich Ihrem Lottchen" — (in dem Gellert'schen Lustspiel: „Die zärtlichen Schwestern"). Junge Damen wünschten aus seiner Hand ihre künftigen Lebensgefährten zu empfangen, oder forderten seinen Rath in Herzensangelegenheiten. Aeltern ließen sich von ihm Hofmeister für ihre Söhne, Gesellschafterinnen für ihre Töchter empfehlen, oder baten

---

*) Cramer a. a. O. — „Briefw. Gellerts mit Dem. Lucius", S. 234.

**) Cramer a. a. O., S. 118. „Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld" (als Manuscript herausgegeben von der Gellertstiftung zu Hainichen), S. 12.

***) Ebenda, S. 57.

†) Ebenda, S. 126.

††) Ebenda.

†††) „Gellerts Briefe", S. 429.

*) „Gellerts Briefe an Frl. v. Schönfeld", S. 80.

**) „Gellerts Werke", 8. Bd., S. 54.

ihn um Verhaltungsmaßregeln bei der Erziehung ihrer Kinder*). Eine Frau von Plessen aus Holstein wandte sich an ihn, um durch seine Vermittelung ein Gesellschaftsfräulein zu bekommen, „eine Frau Damon oder ein Carolinchen“**). Nicht blos junge Schriftsteller wendeten sich an ihn, Belehrung oder Empfehlung suchend, sondern auch Solche, die sich in bedrängter Lebenslage befanden, hofften durch ihn Versorgung, oder wenigstens Rath zu erhalten. Leute aus der großen Welt wollten von ihm wissen, wie sie den Versuchungen des Lebens am Sichersten entgehen könnten, einsamstehende Jünglinge, wie sie sich in Sachen des Glaubens zu verhalten hätten. Es galt für ein Glück und eine Ehre, mit Gellert in Briefwechsel zu stehen, oder auch nur einzelne Briefe von ihm zu besitzen. Seine Briefe wurden wie kostbare Dokumente abgeschrieben, mit Stolz weitergegeben, mit Andacht empfangen und mit Rührung gelesen. Von seinem Portrait bei Oeser wurden Dutzende von Copien bestellt. Schon der Umgang mit einer Person, die sich näherer Beziehungen zu Gellert rühmen durfte, war Gegenstand eifriger Bemühungen und einer stolzen Befriedigung. Demoiselle Lucius in Dresden, eine der eifrigsten Correspondentinnen Gellerts, sah sich von Einheimischen und Fremden, darunter Männern in den höchsten Stellungen, wie Graf Brühl, Graf Moltke u. A., aufgesucht und sogar von Mitgliedern des Königshauses ausgezeichnet***). Diplomaten glaubten sich bei ihren Höfen zu insinuiren, wenn sie ihnen Abschriften Gellert'scher Briefe sendeten. Bis zu den niedersten Schichten des Volkes hinab ging die verehrungsvolle Anhänglichkeit an Gellerts Person, die rührende Dankbarkeit für die aus seinen Schriften geschöpfte Erquickung und Belehrung. Eine Magd fragte ihn, ob er es sei, der die schönen Bücher geschrieben, und küßte ihm, als er dies bejahte, voll herzlicher Rührung die Hand†). Ein alter Feldwebel von den Preußen machte einen Umweg von vielen Meilen, um sich persönlich bei Gellert für all das Gute zu bedanken, das er aus seinen Schriften gelernt††).

---

*) „Briefwechsel mit Dem. Lucius“, an verschiedenen Stellen.

**) „Briefe an Frl. v. Sch.“, S. 50.

***) „Briefwechsel mit Dem. Lucius“, S. 377.

†) Cramer a. a. O., S. 206.

††) „Briefwechsel mit Dem. Lucius“, S. 85.

Ein Bauer brachte ihm einen Wagen voll Brennholz und bat ihn, dasselbe als ein Zeichen seiner Erkenntlichkeit anzunehmen *).

Ebenso aber empfing er auch die wetteifernden Huldigungen der mittleren Klassen, wie der höheren und höchsten Kreise. Die adligen Familien, welche in der Umgegend Leipzigs Landgüter besaßen, machten einander seine Besuche förmlich streitig. In Leipzig selbst versäumte nicht leicht ein Durchreisender von Stand oder Namen, sich ihm vorzustellen. Als Goethe daselbst studirte (1766 — 68), mußten Gellerts Famuli sein Zimmer „wie ein Heiligthum" bewahren, wozu nicht Jedem, noch zu jeder Zeit, der Zutritt erlaubt war; „denn" — setzt Goethe hinzu, — „er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen." In Karlsbad war er, so oft er dort verweilte, der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit und ausgesuchter Artigkeiten der höchsten Gesellschaftskreise. Man drängte sich um ihn — nach dem Ausspruch eines Oestreichers: „wie in Wien um den Feldmarschall Laudon." Gräfinnen sandten ihm Bouquete, und die Damen, die sich am Brunnen um ihn drängten, ließen ihm keine Ruhe, bis er dieselben unter sie vertheilte. — Prinzen und Prinzessinnen aus regierenden Häusern, sogar gekrönte Häupter huldigten seinem allverbreiteten Ruf und widmeten ihm ein auszeichnendes Interesse. Die Prinzen Heinrich und Karl von Preußen suchten seine persönliche Bekanntschaft **). Er erhielt den Antrag, den preußischen Kronprinzen (nachmaligen Friedrich Wilhelm II.) zu erziehen ***). Einen ähnlichen Antrag machte ihm von Kopenhagen aus Graf Bernstorff †). Friedrich II. unterhielt sich lange mit ihm und sprach über ihn mit größerer Anerkennung, als über irgend einen deutschen Gelehrten oder Dichter. Kaiser Joseph II. hielt große Stücke auf ihn ††). Der jugendliche König von Sachsen, Friedrich August III., kam ausdrücklich zu dem Zwecke nach Leipzig, um von Gellert eine moralische Vorlesung zu hören, und erbat sich nachher das Manuscript, „um sich zu belehren" †††). Die Prinzessin Christine,

---

*) „Werke", 6. Bd., S. 338.

**) Cramer, a. a. O., S. 118.

***) Gellert an Rabener, in dessen „Briefen", S. 280.

†) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 46. Note.

††) „Briefwechsel mit Dem. Lucius", S. 377.

†††) Gellerts Widmung an den Kurfürsten, vor seinen „Moral. Vorlesungen."

Tochter des zweiten Königs von Polen, suchte ebenfalls eine Unterredung mit Gellert, und die Prinzessin Elisabeth erging sich öffentlich im Lobe seiner Briefe*).

Von allen Gegenden her wetteiferte man, ihn durch Geschenke oder andere Aufmerksamkeiten zu erfreuen, zu seiner Zufriedenheit oder zur Verbesserung seiner Lage beizutragen. Wohlhabende Verehrer und Freunde sandten ihm von Zeit zu Zeit, auch wohl regelmäßig, größere oder kleinere Summen, um ihn der Sorge für's tägliche Leben zu entheben, ihm Muße zur Arbeit und zur Erholung, oder Mittel zur Befriedigung seines lebhaften Wohlthätigkeitstriebes zu verschaffen. Die meisten dieser Gaben gelangten an ihn ohne den Namen des Gebers. Aus Warschau erhielt er eine anonyme Anweisung auf jährlich 150 Thlr., — wie er vermuthete, von der Gemahlin des Ministers Grafen von Brühl. Der junge Graf, sein Schüler, ließ ihm eine gleiche Summe seit 1762 regelmäßig auszahlen, ohne daß Gellert den Geber ahnte. Aus Preußen gingen ihm wiederholt anonyme Sendungen von hundert Thalern zu. Eine Dame aus Liefland sandte ihm 200 Thlr. Herr von Rochow auf Rekahn gab ihm einen Jahrgehalt, den Gellert eine Zeit lang — nicht für sich, sondern für bedürftige Verwandte — annahm: später bat er den Geber, für diese Summe arme Kinder erziehen zu lassen. Eine andre ihm zugedachte Pension ward, auf sein Begehr, auf seine Mutter übertragen. Ein junger preußischer Offizier bot ihm ein Geschenk von 20 Louisd'ors an, indem er sich ihm für die Besserung seines Herzens verschuldet bekannte. Ein wilder Husar aus Ungarn wollte ihm durchaus ein paar seltene Pistolen aufdrängen als Beweis seiner Dankbarkeit für den Genuß, den Gellerts Schriften ihm bereitet**). Eine adlige Dame aus Basel sandte ihm zur Erquickung „selbstgebackne Pfefferkuchen." Als die Aerzte ihm wegen seiner Hypochondrie regelmäßiges Reiten empfahlen, erhielt er, erst vom Prinzen Heinrich von Preußen, dann vom Kurfürsten Friedrich August von Sachsen, ein

*) „Leben des Herrn von Dittersdorf", „Briefw. mit Dem. L." u. s. w.

**) „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 57, 131; „Briefe an Dem. L.", S. 220. Cramer, a. a. O., S. 100 u. 124; „Gellerts Werke", 8. Bd., S. 183; „Briefe", S. 32. — Der Brief, worin Gellert seine Begegnung mit dem Husarenofficier (dessen Erscheinung ihm zuerst großen Schrecken einflößte) schildert, erlangte (unter dem Titel des Husarenbriefes) eine förmliche Berühmtheit und circulirte in zahllosen Abschriften.

Pferd geschenkt. Das letztere hatte der Kurfürst unter seinen Augen zureiten lassen, damit der kränkliche Mann es ungefährdet besteigen könnte; es war geschmückt mit vergoldetem Zaume, blausammtnem Sattel und prachtvoller Schabracke. Außerdem sandte der Kurfürst seinen eigenen Leibarzt zu Gellerts Pflege. Der Stadtrath von Leipzig aber gestattete ihm, was Keinem sonst erlaubt war, in den schattigen Gängen des Rosenthales spazieren zu reiten.

Eine so ausgebreitete, so allseitige und andauernde Verehrung war wohl seit Luther keinem Deutschen zu Theil geworden. Gottsched hatte eine Zeit lang sich eines bedeutenden Anhanges erfreut, aber es war ein rein literarischer, und er sah denselben lange vor seinem Tode erst abnehmen, zuletzt fast gänzlich schwinden. Spener war der Mittelpunkt eines Kreises von Gleichgesinnten gewesen, der sich über das ganze protestantische Deutschland ausgedehnt hatte; allein seine Wirksamkeit war wesentlich auf das religiös-moralische Gebiet beschränkt. Wolf ließ sich gern den Namen „Lehrer der Menschheit" von seinen Verehrern gefallen und legte sich selbst ihn bei; aber auch sein Einfluß war weitaus weder ein so vielseitiger, noch ein so tief in das eigentliche Volk eindringender, wie der Gellerts.

Es waren nicht blos Schriftsteller und Freunde der schönen Literatur, die sich zu ihm drängten, wie zu Gottsched, oder der Philosophie, wie zu Wolf, auch nicht blos fromme und andächtige Seelen, wie zu Spener: er war ebensogut als moralischer, wie als literarischer Rathgeber gesucht; er war gesucht und geschätzt von Leuten, die nichts weniger als in pietistischer Abkehr von der Welt, vielmehr mitten in der Welt mit ihren Ansprüchen und ihren Ergötzungen lebten; er schien Etwas zu haben, was nicht minder den Katholiken, als den Protestanten anzog, was den Mann von Bildung nicht unbefriedigt und doch auch den minder Gebildeten, den einfachen Mann aus dem Volke nicht ohne Erquickung ließ.

Inwieweit Gellert dieses Ansehn der Form seiner Schriften zu verdanken hatte.

In der ästhetischen Form seiner Schriften allein konnte der Zauber, den Gellert auf einen so großen Theil seiner Zeitgenossen ausübte, nicht liegen. Sein Styl hat zwar etwas Leichtes, Gefälliges, Natürliches, was vortheilhaft gegen die steife Umständlichkeit und Breite der Gottsched'schen Schule absticht; allein er ist weder besonders gedankenreich und tief, noch besonders witzig. Seine Schalkhaftigkeit nimmt sich bisweilen etwas frostig aus,

und seine Art, gesprächig zu sein, fällt nicht selten in's Geschwätzige *). Seine Fabeln sind nicht durchgängig besser, als die von Hagedorn oder Lichtwer, und zum Theil weniger gut, als die älteren Muster, die er nachahmte. Seine Comödien sind arm an Erfindung, breit und langweilig in der Auseinandersetzung und meist ziemlich gewöhnlich in der Charakterzeichnung. Sein Roman zeigt allerdings einen bedeutenden Fortschritt über die rohen Erzeugnisse dieser Gattung, woran sich ein paar Jahrzehnte früher das deutsche Publikum ergötzte; allein die künstlerische Composition darin ist dürftig, der Gang der Handlung mehr auf die blos äußerliche Spannung der Neugier berechnet, als nach organischen Gesetzen innerer Entwickelung gestaltet.

Manche zeitgenössische Kritiker, betroffen über die ungeheuren Erfolge Gellerts, waren nicht abgeneigt, diese Erfolge geradezu aus der Mittelmäßigkeit seines schriftstellerischen Talentes zu erklären, die, wie sie meinten, der breiten Masse des Publikums das Liebste sei, weil sie ihr am Wenigsten zumuthe, weil sie von ihr am Leichtesten gefaßt und verstanden werde **).

---

*) In dem Exemplare der Gellert'schen (Muster-) „Briefe" auf der großherzogl. Bibliothek zu Weimar hat sich Jemand die Mühe gegeben, die Briefe nach ihrem Inhalte zu gruppiren: die letzte Klasse bezeichnet er als „scherzhafte und geschwätzige"; sie zählt 15 Stück, über ein Fünftel der ganzen Sammlung.

**) Darauf kommt im Ganzen hinaus, was in den „Briefen über den Werth einiger deutschen Dichter" (1771) über Gellert gesagt ist. „Gellert", heißt es dort, „war ein seichter Schriftsteller, als solcher gefiel er den seichten Köpfen, und, da diese immer die Mehrheit des lesenden Publikums bilden, so ist es kein Wunder, wenn Gellert der Mann des Tages wurde. Er war der Liebling aller Landprediger und Landpredigerstöchter, — welch' ungeheures Contingent von Bewunderern, Verehrern, Lobpreisern!" — Nicht viel anders lautet das Urtheil Goethe's, obschon dieser ihn gegen den allzuheftigen Tadel der obigen „Briefe" in Schutz nimmt. „Gellert", sagt Goethe in der Recension der „Briefe" in den „Frankf. Gel. Anzeigen" von 1772 („Goethe's Werke", Ausgabe von 1830, 33. Bd., S. 10 ff.), „war nicht mehr als ein bel esprit, ein brauchbarer Kopf; allein muß man ihm daraus ein Verbrechen machen, und sich wundern, wenn der gemeine Haufen nur Augen und Ohren für dergleichen Art von Schriftstellern hat? Nicht allein bei uns, sondern in allen Ländern wird die Anzahl der denkenden Menschen, der wahren Gläubigen immer eine unsichtbare Kirche bleiben!" Inzwischen habe Gellert doch „einen wahren Einfluß auf die erste Bildung der Nation gehabt." — Auch Abbt, in seiner Schrift „vom Verdienst", rühmt Gellert hauptsächlich deswegen, weil er einen bessern Geschmack in die breiteren Schichten der Nation gebracht, diese allererst an das Lesen von Dichtwerken

Einigermaßen mochten sie Recht haben. Es ist gewiß, daß breite Schichten des Publikums sich zu allen Zeiten an einem mittleren Grade von Geist und Geschmack genügen lassen, ja denselben einem höheren vorziehen, weil der letztere an ihre Empfänglichkeit Ansprüche stellt, denen diese nicht gewachsen ist. Und gerade in der Periode, wo Gellert auftrat, zu einer Zeit, wo das deutsche Volk noch in den ersten Stadien einer wiederaufsteigenden Geistes- und Geschmacksbildung sich befand, würde ein solches Resultat am wenigsten Wunder nehmen können.

Dennoch würden wir glauben, ein Unrecht zu begehen — gegen Gellert, wenn wir ihm jeden bessern Anspruch auf den Ruhm, der ihm zu Theil geworden, bestreiten, gegen die Zeitgenossen Gellerts, wenn wir ihrer Bewunderung für diesen Mann keinen andern, als einen so zweideutigen Beweggrund unterlegen wollten. Der Instinkt einer ganzen Nation, wenn er sich mit solcher Stärke und Einmüthigkeit, wie in diesem Falle, ausspricht, kann unmöglich so völlig irre gehen. Und

---

gewöhnt habe. Von den neueren Literarhistorikern stimmen mehrere der bedeutendsten, wie Koberstein, Gervinus, Vilmar, in dieses Urtheil (dem auch Herder in seinen „Fragmenten" beitrat) so ziemlich ein. Koberstein („Grundriß", 4. Aufl., II. Bd., S. 1022) meint: Gerade durch das Mittelmaß seines Talentes habe Gellert so viel auf seine Zeit gewirkt, — mehr würde diese nicht vertragen haben. — Gervinus („Gesch. der deutschen Dichtung," 4. Aufl., IV. Bd., S. 89) bemerkt: „Alles, was Gellert schrieb, war durchaus für die mittlere Sphäre des bürgerlichen Lebens bestimmt, auf die damals am Entschiedensten zu wirken war. — Seine Fabeln wandten sich von den Gelehrten weg zu den Mittelleuten von gesundem Verstand, deren Fähigkeit seiner Erzählungsweise gerade angemessen war. — Mit dieser Faßlichkeit und Popularität der eingänglichen Ausbildung gangbarer Ideen, der nachgiebigen Zubereitung für Jugend und Frauen, der zarten Rücksicht auf allen Anstand senkte er sich in Haus und Schule so tief ein, wie kein anderer Schriftsteller." — Vilmar („Gesch. der deutschen Nationalliteratur," 7. Aufl., 2. Bd., S. 56) verfährt noch härter gegen Gellert, wenn er sagt: „Es ist genau die Mittelmäßigkeit der Gellert'schen Fabelpoesie, die bei der verwandten Mittelmäßigkeit, welche an Lessing, Herder, Göthe, Schiller nicht heranreicht, Eingang gefunden hat und theilweise noch heut findet." — „Gerade diejenigen, die von der Poesie etwas Handgreifliches, Lernbares, einen praktischen Hausnutzen verlangen, und denen die größten Dichtergeister unfaßbar oder widrig sind, — gerade diese haben sich von jeher an die Gellert'sche Poesie angeschlossen. Und sie, diese Mittelmäßigen, haben sich ihr mit Nutzen angeschlossen, mit dem Nutzen, daß von Gellerts Fabeln aus ein ganz natürlicher Fortschritt zu besserer Poesie, kaum einer zu schlechterer möglich ist."

wenn wir auch von den Huldigungen, deren Gegenstand Gellert war, alles Das in Abzug bringen, was auf Rechnung der, in allen Zeiten so mächtigen, leicht in förmliche Modethorheit ausartenden Nachahmungssucht, insbesondere aber auf Rechnung des durch den Vorgang des großen Preußenkönigs gegebenen Anstoßes*) zu schreiben sein möchte, so bleibt immer noch so viel übrig, daß wir selbst diesen Rest unmöglich aus einer bloßen Schwäche oder Liebhaberei des Publikums für mittelmäßige Schriftsteller zu erklären vermögen.

Eher würden wir es gelten lassen, wenn man eine wesentliche Ursache des Gellert'schen Einflusses auf seine Zeit in dem Umstande fände, daß er in seinen Stoffen, wie in seiner ganzen Fühl- und Denkweise, sich immer vorzugsweise den Empfindungen, den Verhältnissen und Interessen des gebildeten Mittelstandes nahe hält. Gellert selbst hat es mehrfach ausgesprochen, daß er sich nicht an die Gelehrten, sondern an alle denkende und fühlende Menschen, ganz besonders auch an das weibliche Geschlecht, mit seinen Belehrungen und Anregungen zum Nachdenken wende. Dieselbe Befriedigung, welche schon die Literatur der Moralischen Wochenschriften dem Bürgerthum gewährt hatte, daß es wieder einmal von sich und von dem, was ihm am meisten zu Herzen ging, zu lesen bekam, diese fand es hier, in den Gellert'schen Schriften, in erhöhtem Maße wieder.

Nur daß man dies nicht so verstehe, als ob Gellert sich lediglich zu dem beschränkten Ideenkreise und der beengten Fassungskraft der ungelehrten Kreise herabgelassen, deren Vorurtheilen gehuldigt und sie dadurch für sich gewonnen, oder als ob er höchstens ihnen eine gewisse äußere Bildung, Geschmack, literarisches Interesse beigebracht habe. Gellerts Einfluß auf diese Kreise war ungleich mehr, als ein bloß formell

*) Gellert selbst erkannte und belächelte die außerordentlichen Wirkungen, welche seine Audienz bei Friedrich II. auf die Meinung der Leute von ihm übte. „Ein Brief über den andern", schreibt er an Fräul. v. Schönfeld, „wünscht mir Glück zur Gnade des Königs." — „Ich komme den Leuten jetzt erst ehrwürdig vor, seit ein König mit mir gesprochen." Vielleicht gehen wir nicht ganz irre, wenn wir annehmen, daß, umgekehrt, Friedrich der Große bei der, dem in Sachsen als Mensch und Dichter hochgefeierten Gellert erzeigten Aufmerksamkeit einigermaßen dem Zuge dieser öffentlichen Meinung (gegen die er bekanntlich keineswegs gleichgültig war) folgte. Das Gespräch Friedrichs II. mit Gellert ist hinlänglich bekannt.

bildender*); die Wirkungen seiner Thätigkeit hatten einen viel positiveren Charakter und gingen viel tiefer. Mit einem Worte, Gellert verhalf der Nation, und vorzugsweise den bürgerlichen Klassen, zu einer neuen, besseren, namentlich aber selbstständigeren Denk- und Empfindungsweise.

Gellerts Einfluß auf seine Zeit ein vorzugsweise stofflicher, in den Ideen, die er verbreitete, begründeter.

Seit nahezu drei Menschenaltern hatte das deutsche Volk unermüdlich danach gerungen, sich aus der Abhängigkeit und Unselbstständigkeit zu befreien, in welche es durch den dreißigjährigen Krieg, wie politisch, so geistig und sittlich versunken war. Die Pietisten, Thomasius, Wolf, die Moralischen Wochenschriften, — Alle hatten nach dem gleichen Ziel gestrebt. Vieles war auf diesem Wege schon erreicht. An die Stelle eines todten Formenwesens, das nicht selten nur zur heuchlerischen Maske diente, war eine lebendigere und innigere Frömmigkeit getreten. Wo sonst nur der starre Buchstabe kirchlicher Autorität herrschte, da hatte man gelernt mit der eigenen Vernunft jene ewigen Wahrheiten, deren der Mensch bedarf, zu finden und zu begreifen. Die Moral war aus einer Sache äußern Zwanges mehr und mehr eine Angelegenheit freier, schöner Herzensregung und innerlicher Ueberzeugung geworden. Die geistige und gesellige Bildung hatte sich ebensowohl von den steifen Formen eines veralteten und nichtssagenden Ceremoniels, wie von den Rohheiten der eingerissenen Uncultur frei gemacht. Die Menschen begannen wieder — nach langer Zeit zum ersten Mal — gleichsam auf den eignen Füßen zu stehen, mit dem eignen Kopfe zu denken, aus dem eignen Herzen heraus zu empfinden, und sich zu diesen ihren Empfindungen freimüthig zu bekennen. Die starre Rinde, welche Unnatur, falsche Scham, Zwang der Gewohnheit und sclavische Abhängigkeit von fremder Autorität so lange um die Geister und die Herzen gelegt hatte, fing an zu bersten: man fühlte wieder den eignen und den fremden Herzschlag; man wagte wieder, Mensch im vollen Sinne des Wortes zu sein, die Zwangsjacke abzustreifen, in der man sich wie mit zusammengeschnürten

---

*) Daß Gellert selbst seine Wirkungen auf die Nation vorzugsweise in diesem Sinne — nach der Seite des *Inhaltes*, weniger der *Form* seiner Schriften — auffaßte, geht u. A. aus einer Bemerkung seines Biographen Cramer hervor, welcher erzählt, Gellert habe absichtlich nicht „farbenreich“, sondern nur „deutlich und mit Empfindung“ schreiben wollen, „damit die Leser mehr auf die ausgesprochenen *Wahrheiten* selbst, als auf deren *Ausdruck* achten möchten.“

Gliedmaßen bewegt hatte, frei, unbefangen, mit Selbstvertrauen einherzugehen.

Bis jetzt indessen war diese neue Lebensanschauung doch immer nur erst in einzelnen Anläufen und vorzugsweise in der Form einer Opposition oder Polemik gegen das Bestehende zu Tage getreten. Der Pietismus hatte die alte Orthodoxie bekämpft, war aber selbst wieder großentheils in ein System des Glaubenszwanges ausgeartet. Die Wolf'sche Vernunftphilosophie war zumeist auf die gelehrten Kreise beschränkt geblieben. In den Moralischen Wochenschriften hatte man nur noch halb schüchtern und gleichsam tastend die veralteten Formen der Geselligkeit, das unnatürliche Erziehungswesen, die Nachäfferei der vornehmen und ausländischen Sitten angegriffen und einer freieren Denk- und Handlungsweise Bahn zu brechen gesucht. Auch die poetische Satire war — schon ihrer Natur nach — über solche einzelne Anläufe nicht hinausgekommen.

Es fehlte noch der Glaube an die Vollberechtigung der neuen Lebensanschauung, die naive Zuversicht, sie in allen Verhältnissen und nach allen Seiten hin anzuwenden und geltend zu machen. Wem es gelang, diese Zuversicht nicht allein selbst zu bethätigen, sondern auch in den Andern zu erwecken, und so das Werk, welches die Pietisten, Wolf, die Moralischen Wochenschriften, — ein Jedes an seinem Theil und nach einer bestimmten Richtung hin, — begonnen hatten, zu einer gewissen Vollendung und Allseitigkeit hinauszuführen, der war der Mann des Tages, der willkommene Führer des ganzen lebhafter denkenden und empfindenden Theils der Nation, der Prophet einer neuen, freieren Bildungsepoche.

Das aber war es eben, was Gellert that. In anspruchslosester Weise, aber mit größter Beharrlichkeit und Unermüdlichkeit, dazu bisweilen mit einer Kühnheit, die man dem sanften, schüchternen Gelehrten kaum zutrauen sollte, ging er daran, alle möglichen Lagen des menschlichen Lebens aus dem Gesichtspunkte jener freieren Lebensanschauung — des rein menschlichen Empfindens — oder, wie er es wohl ausdrückte, „eines guten, empfindlichen Herzens" — zu betrachten und zu behandeln. Die Vielartigkeit seiner literarischen Bestrebungen und die vorherrschend ästhetische oder poetische Form derselben kamen ihm dabei wirksamst zu Statten. Die letztere war, wie wir gesehen, die damals beliebteste und

Gellerts Bedeutung für eine sittliche und sociale Reform in Deutschland.

eindrucksvollste *). Mit ihrer Hülfe gelang es ihm, auch da, wo er nicht eigentlich als Poet, sondern als Lehrer oder Sittenprediger auftrat, dennoch mehr zum Gefühl, als blos zum Verstand oder zum Willen seiner Hörer und Leser zu sprechen. Nicht, wie Wolf oder Gottsched, muthete er seinen Anhängern die Erlernung einer besondern, ungewöhnlichen Denk- und Sprechweise, oder die künstliche Erhebung in einen ihnen fremdartigen Ideenkreis zu; vielmehr suchte er den Menschen auf und fand ihn heraus in den nächsten, gewöhnlichsten Beziehungen seines alltäglichen Lebens; er sprach zu ihm — sei es im poetischen Gewande, sei es in mehr lehrhafter Form, — nicht mit der Miene des Moralisten oder des Verkündigers einer neuen, höhern Weisheit, sondern wie ein vertrauter Freund, bald ernsthaft, bald scherzhaft, bald sanft ermahnend oder rathgebend, bald mild tröstend, jederzeit aber mit der vollen Zuversicht und der innern Wärme einer tiefempfundenen, aus dem ureigensten Gefühl geschöpften, nicht fremder Autorität entlehnten Ueberzeugung. Weil er selbst an die Untrüglichkeit der Eingebungen seines „guten, empfindlichen Herzens" glaubte, glaubten ihm auch die Andern, und so ward er der lebendige, beherrschende Mittelpunkt, der Freund, der Rathgeber, so zu sagen das verkörperte Gewissen eines ausgedehnten und sich stets weiter und weiter ausdehnenden Kreises von Solchen, die, gleich ihm, eine Befriedigung darin fanden, bei allen Vorkommnissen ihres Lebens immer nur der Stimme ihres Herzens zu folgen und dadurch ihre Freiheit und Würde als vernünftig denkende und natürlich empfindende Wesen zu bethätigen.

Die eigene Persönlichkeit Gellerts trug nicht wenig zu diesem Erfolge bei. In allen Zeiten hat auf das eigentliche Volk, d. h. die mehr ihrem natürlichen Gefühl, als einer anerzogenen, conventionellen Lebensansicht folgenden Gesellschaftsklassen, Nichts einen so großen Eindruck gemacht, als ein Charakter, der durch sein ganzes Verhalten im Leben die Maximen, die er Andern empfiehlt, auch selbst bewahrheitet. Der in seinen Sitten so reine und tugendhafte, im Umgange so liebenswürdige, im Lebensverkehr so sanfte und menschenfreundliche, in der

---

*) Rabener, in einem seiner Briefe an Gellert (vom 23. März 1757), erklärt es für einen besonders günstigen Umstand, daß Gellert, der durch seine Fabeln sich das Zutrauen und die Liebe des Volkes erworben habe, diesem nun auch die religiösen Wahrheiten vortrage, welche, aus solchem Munde, besonders wirksam sein müßten.

Freundschaft so zuverlässige, hingebende und beharrliche, bei seinen vielen und oft schweren Körperleiden so geduldige, Andern zu helfen und zu rathen immer bereite Gellert war der beste Bürge für die Vortrefflichkeit der Grundsätze, die er lehrte. Seine Persönlichkeit machte wirksame Propaganda für seine Lehren, und die zum Theil neue und ungewohnte Schreibart, worin er diese letzteren vortrug, reizte wiederum die Leser seiner Schriften, seine persönliche Bekanntschaft zu suchen.

Schon das ward ihm hoch angerechnet und gewann ihm viele Herzen, daß er so gleichmäßig mit den verschiedensten Gesellschaftsklassen verkehrte, daß er leutselig und zutraulich gegen Arme und Niedere, zwar respectvoll, aber nicht kriechend, vielmehr von einer anständigen Freimüthigkeit auch gegen die Vornehmsten war; daß er seine Belehrung, seinen Rath, seine Freundschaft so wenig der Jugend, als dem Alter, so wenig den Frauen, als den Männern versagte. Weder Wolf noch Gottsched besaßen eine solche Hingebung und Mittheilungsfähigkeit im persönlichen Verkehr; nur Spener hatte in ähnlicher Weise Vornehme und Geringe, Männer und Frauen an sich gefesselt und um sich geeint. Allein das Verhältniß Speners zu seinen Kreisen beschränkte sich zumeist auf die überirdischen Beziehungen des Menschen und schloß die des gewöhnlichen, irdischen Lebens, entweder als gleichgültige, oder gar als unheilige, zum größern Theil von sich aus: Gellert war der Berather und Vertraute seiner Anhänger auch in Dingen des alltäglichen Lebens, der weltlichen Bildung und Beschäftigung. Welche Lectüre die für Geist und Herz fruchtbarste sei? Ob man wohl thue, viel mit Andern zu verkehren, oder mehr mit sich allein? Ob das viele Briefschreiben als eine bildende Beschäftigung zu billigen, oder wegen des Zeitverlustes, den es verursache, zu beschränken sei? Was für ein Frauenzimmer mehr zu empfehlen, Bildung des Geistes durch das Lesen von Büchern, oder Betreibung der Hauswirthschaft? Ob man sich einem größern Hange zur Schwermuth, zur Empfindsamkeit, zur Schwärmerei überlassen dürfe, und wie weit*)? — solche und ähnliche Fragen gelangten an Gellert in zahlloser Menge, von allen Seiten, mündlich und schriftlich, direct oder durch Vermittelung von näher Vertrauten, und er beantwortete sie alle, so weit er nur immer konnte,

*) Vergl. die Briefwechsel G.'s mit Dem. Lucius, Frl. von Schönfeld, Rabener u. A., die in seinen Werken abgedruckten gesammelten Briefe, sowie oben S. 23 ff.

mit liebenswürdigster Freundlichkeit, meist sogar sehr ausführlich und eingehend.

Aus jenen Anfragen, wie aus diesen Antworten Gellerts ersieht man auf den ersten Blick den weiten Abstand der Gellert'schen Lebensanschauung von der Spener'schen. Statt der Zurückdrängung oder höchstens halb widerstrebenden Duldung der irdischen Interessen und weltlichen Beschäftigungen, welche den Grundton des Pietismus bildete, finden wir hier eine liebevolle Abwägung und Einordnung eben dieser Interessen vom Standpunkte einer zeitgemäßen Bildung, nach den Maximen einer vernunft- und naturgemäßen Denkweise. Sehr Vieles zwar von dem, was wir als den Inhalt der Lebensanschauung Gellerts und seiner Anhänger aus dessen Briefen und sonstigen Schriften kennen lernen, ist nicht gerade neu — wir haben das Gleiche oder Aehnliches schon bei Wolf oder in den Moralischen Wochenschriften gefunden —; allein es tritt hier mit größerer Zuversicht auf, nicht mehr als bloße philosophische Lehre, oder als Versuch einer sittlich-socialen Meinung, sondern als bereits in Fleisch und Blut übergegangen, als getragen von einer starken Strömung der Zeit, zu deren Dollmetscher und Wortführer sich Gellert machte.

Gellerts Ansichten über Ehe, Familienleben, Erziehung, Bestimmung des Menschen &c.

Wir lernten es früher als einen nicht eben erfreulichen Charakterzug des deutschen Familienlebens in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kennen*), daß die Väter sehr häufig die Haustyrannen spielten und mit dem Lebensglück ihrer Kinder, zumal der Töchter, willkürlich, nicht selten auch nach sehr eigensüchtigen Beweggründen, schalteten. Diesem weitverbreiteten unnatürlichen Verhältniß sehen wir Gellert in dem Lustspiel „Die zärtlichen Schwestern" entgegentreten, indem er daselbst einen Vater aufführt, der seinen beiden Töchtern volle Freiheit in der Wahl ihrer Lebensgefährten einräumt, sie nur mit seinem väterlichen Rathe liebevoll und sorglich unterstützt.

Ebenso war es damals fast etwas Selbstverständliches, eine Heirath nur wie das Mittel einer guten Versorgung, der Erlangung eines unabhängigen Vermögens oder einflußreicher Verbindungen zu betrachten**). In demselben Lustspiele Gellerts sehen wir einen specula-

*) S. des 2. Bandes 1. Abth., S. 548.

**) Ebendas., S. 549.

tiven Freier wegen dieser seiner eigennützigen Absichten beschämt und bestraft.

Die herrschenden Ansichten über Ehe und Familie befanden sich überhaupt zu jener Zeit noch in einer bedenklichen Verwirrung. Die vornehmen Klassen gaben fortwährend das Beispiel leichtfertigster Mißachtung und Verletzung dieses heiligsten Lebensverhältnisses, und von der andern Seite hatte es lange als das Anzeichen eines starken Geistes gegolten, die Ehe nur wie eine Zwangsfessel, oder, im besten Falle, wie Etwas anzusehen, was zu der wahren Befriedigung des Herzens und vollends des Geistes kaum viel beitragen könne *). Obgleich schon Wolf diese Meinung sehr ernstlich bekämpft und sowohl die Heiligkeit der Ehe, wie ihre beglückenden Wirkungen, mit Gründen der Vernunft bewiesen hatte, so behauptete doch die minder günstige Ansicht noch immer einen vorwiegenden Einfluß. Sogar ein Mann von so reinen Sitten, so klarem Verstande und so gefühlvollem Herzen, wie Rabener, meinte sehr „philosophisch" zu denken, wenn er sein eheloses Leben nicht allein entschuldigte, sondern als das wahre Element geistiger Freiheit und gemüthlichen Behagens verherrlichte **). Auch Gellert hat öfters für einen Feind der Ehe gegolten, weil er in seinen Fabeln häufig die Schattenseiten des ehelichen Lebens, wie sie in der Wirklichkeit vorkommen, zu Gegenständen seiner Satire macht — zänkische Weiber, ungetreue Männer, solche, welche im Geheimen froh sind, ihre Frauen los zu werden, u. dgl. m. Allein, wenn er hierin vielleicht dem Zeitgeschmack einigermaßen huldigte, so sehen wir ihn doch andererseits auf dem Theater, im akademischen Hörsaal, in seinen Briefen die Treue und Innigkeit des ehelichen Verhältnisses nicht blos als ein Gebot der Moral und der Religion, sondern auch als ein nothwendiges Erfor-

*) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 433.

**) In dem „Versuch eines Tagebuchs" („Rabeners Briefe", herausgegeben von Weiße, S. 1) finden sich folgende — bei der Belagerung Dresdens geschriebene — Stellen: „Ich empfand die ganze Glückseligkeit eines Menschen, den keine Familie fesselt, der seinen Wohnort verlassen kann, ohne ängstlich an Die zu denken, die er zurückläßt, und der kaum den zehnten Theil der allgemeinen Noth empfindet, da er sie allein empfindet." — „So philosophisch, als ich damals dachte, ist wohl kaum noch in einer Couriercalesche gedacht worden." — Ebenda, S. 256: „Ich besuche meine Freunde und hübsche Mädchen in Familien, von denen man Ehre hat. Bin ich nicht recht glücklich, und würde ich es wohl mehr sein, wenn ich ein Weib hätte?"

derniß zum Glück und zur Zufriedenheit des menschlichen Lebens anpreisen. In den „Zärtlichen Schwestern“ beruht ein wesentlicher Theil der Entwickelung darauf, daß Julchen, welche anfangs von Liebe und Heirath nichts wissen will, sondern diesem Verhältniß, als einem nach ihrer Meinung „zu schwermüthigen und eingeschränkten“, dasjenige der „Freundschaft“, d. h. ein ebensowohl freieres, als mehr blos geistiges Verhältniß der Geschlechter zu einander vorzieht, durch ihre Schwester und ihren Liebhaber zu der entgegengesetzten Ansicht bekehrt wird. In dem Roman „Die schwedische Gräfin“ läßt Gellert eine der Hauptpersonen sagen: „Eine recht zufriedene Ehe bleibt, nach allen Aussprüchen der Vernunft, die größte Glückseligkeit des gesellschaftlichen Lebens.“ „Bei Klugheit und Behutsamkeit“ — heißt es weiter — „kann sich darin eine wohlbegründete Liebe auch frisch erhalten.“ Seine „Lehren eines Vaters an seinen Sohn, den er auf die Akademie schickt,“ enthalten eindringliche Mahnungen gegen die unordentliche Liebe und ernste Hinweisungen auf die „bessern Freuden der Ehe.“ In seinen „Moralischen Vorlesungen“ erhebt er ebenfalls das Glück der Ehe (oder, wie er es dort — bezeichnend genug für die damalige Anschauungsweise — nennt, der „ehelichen Freundschaft“, gleichsam nur einer besondern Abzweigung des allgemeinern und höhern Gefühls der Freundschaft), vertheidigt dieselbe gegen die ihr gemachten Vorwürfe, erklärt die eheliche Treue für ein Gebot der Vernunft, und ertheilt Rathschläge darüber, wie eine wahrhaft glückliche Ehe am Sichersten zu Stande komme. Und dabei ist er weit entfernt, etwa blos den ascetischen Sittenprediger zu machen, vielmehr weiß er recht wohl, daß „eine metaphysische Liebe allein so wenig, wie eine blos sinnliche, das Glück des Lebens begründet,“ sondern nur eine harmonische Vereinigung von beiden. Der Schwärmerei eines jungen Mädchens, welches nicht heirathen will, weil ihr „allzu empfindliches Herz“ keine volle Befriedigung in irgend einem Manne zu finden fürchtet, tritt er mit der sehr vernünftigen Bemerkung entgegen: zwar gebe es nicht überall Grandisons, aber doch viele edle, liebenswerthe Männer*).

Die Mängel der häuslichen Erziehung waren längst Gegenstand der Aufmerksamkeit denkender und wohlmeinender Männer gewesen, lange Zeit jedoch ohne sonderlichen Erfolg. Indessen hatte Rousseau

*) „Briefe“, S. 188.

seinen „Emil“, dieses „Naturevangelium der Erziehung“, — wie Goethe ihn treffend nennt — geschrieben, und Basedow hatte die ersten Versuche gemacht, die Grundsätze dieser Schrift in Deutschland einzubürgern. Gellert (obschon sonst nichts weniger als ein Verehrer von Rousseau) lieh doch das Gewicht seiner Autorität diesen Bestrebungen und eiferte in seinen Vorlesungen für eine „naturgemäße“, besonders auch die körperliche Entwickelung des Kindes mehr berücksichtigende Erziehungsweise, gegen das Unwesen des allgemeinen Ammenhaltens und des unvernünftigen Einschnürens der Kinder, für Abhärtung des Körpers und für zeitige Uebung des Geistes mittelst guter Spiele.

Nicht minder verständig spricht er sich aus in Bezug auf die, damals noch vielfach theils vernachlässigte, theils mit mancherlei Unnatur behaftete Frauenbildung*). „Das Haus wirklich regieren helfen“, schreibt er an Demoiselle Lucius, „ist besser, als die schönsten Bücher lesen und keine häuslichen Pflichten besorgen“, und Aehnliches antwortet er einer andern jungen Dame, welche ihm ihre Beunruhigung darüber ausgedrückt hatte, daß die häuslichen Geschäfte ihr so wenig Zeit zum Lesen übrig ließen.

In Bezug auf die allgemeine Auffassung des Lebens und der Bestimmung des Menschen standen sich zu Gellerts Zeit zweierlei Ansichten ziemlich schroff gegenüber, deren jede eine bedenkliche Einseitigkeit enthielt. Die eine war die finster ascetische Verachtung des irdischen Lebens mit seinen Freuden, auch den edleren — der Bildung, der Geselligkeit, der Freundschaft —, wie sie eine beschränkte supranaturalistische Theologie, vor Allem aber der Pietismus, namentlich in seiner späteren, zelotischen Ausartung, predigte. Die andere war die leichtfertige und eigensüchtige Glückseligkeitslehre, welche von Frankreich her zunächst in die vornehmen, aber auch schon in die mittleren und unteren Klassen des deutschen Volks eingedrungen war. Gellert unternahm es, seine Zeitgenossen dem einseitigen Einflusse der einen wie der andern dieser Lebensanschauungen zu entziehen und sie vielmehr an eine solche zu gewöhnen, welche mit Natur und Vernunft besser im Einklang wäre. „Die Religion“, sagt er in seinen „Trostgründen wider ein sieches Leben“, „will uns die Liebe zum Leben nur insoweit benehmen, als solche uns an der Zufriedenheit hindert; das Verlangen zum Leben

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 513 ff.

muß gemindert werden, wenn wir nicht immerfort in Unruhe stehen wollen." Einem Frauenzimmer, welches, obgleich noch jung, doch schwermüthig und lebensmüde an ihn geschrieben hatte*), redet er in's Gewissen, sie solle sich die Frage vorlegen: „Warum bist du traurig?" — solle zu sich selbst sagen: „Deine Religion befiehlt dir die Freude! Sei nicht traurig, du sündigst an dir selbst!" — In seinen „Geistlichen Oden" singt er: „Gott will, wir sollen glücklich sein." — An vielen Stellen seiner Fabeln ist er bemüht, die irdische Glückseligkeit des Menschen als einen wesentlichen Zweck der göttlichen Vorsehung darzustellen **), und in seinen „Moralischen Gedichten" glaubt er dem Christenthum am Besten zu dienen, wenn er es gegen den Vorwurf in Schutz nimmt, als mache es den Menschen gegen die Freuden des Lebens gleichgültig oder verdrossen. Auf der andern Seite predigt er unablässig, daß das wahre Lebensglück nicht im Reichthum und in dessen verschwenderischem Genuß, nicht in äußerem Glanz oder eitlen Ehren bestehe, sondern in der inneren Zufriedenheit und einem bescheidenen, recht genossenen äußeren Behagen, vor Allem aber in den Freuden der Menschenfreundlichkeit und des Wohlwollens gegen Andere***).

Sein religiöser Standpunkt.

So sucht Gellert überall eine mittlere Stellung einzunehmen zwischen den beengten Ansichten eines starren Glaubens- und Sittenzwanges, und den allzu schrankenlosen einer Moral des Egoismus und der Willkür. Auch auf dem eigentlich religiösen Gebiete hielt er sich ebenso entfernt von theologischem Zelotismus und pietistischer Scheinheiligkeit, wie von herz- und gemüthloser Freigeisterei, und wenn in seinen spätern Lebensjahren überhandnehmendes Siechthum und dadurch genährte Hypochondrie ihn bisweilen einer fast krankhaft überreizten, selbstquälerischen und andächtelnden Religiosität zuführte†),

*) „Briefe", S. 106.

**) Z. B. in der bekannten Fabel vom Kürbis.

***) Dieses Thema behandeln viele Gellert'sche Fabeln, z. B. „der Arme und der Reiche", „der baronisirte Bürger", „der Arme und das Glück", „das Rhinoceros" u. s. w.

†) Diese krankhafte Ueberreiztheit, Aengstlichkeit und Beengtheit seines religiösen Gefühlslebens spiegelt sich namentlich in den späteren Jahrgängen seines „Tagebuchs" ab (er hielt ein solches seit 1752), wovon der eine, von 1761, erst unlängst durch das dankenswerthe Bemühen des Herrn T. O. Weigel zu Leipzig in die Oeffentlichkeit gelangt ist (wir werden daraus weiter unten einiges hierher Bezügliche mittheilen). — Ebendahin gehören so überängstliche Rathschläge, wie der in den „Briefen an

so blieb er doch dem unduldsamen Wesen pietistischer oder orthodoxer Zeloten — Dank der unzerstörbaren Milde seines Charakters — jederzeit fern, und, wie wenig er auch die menschliche Vernunft oder den menschlichen Willen für ausreichend hielt, durch sich allein das Gute zu finden und beharrlich zu thun, so gewann doch jene trostloseste Ansicht, nach welcher der Mensch ein sittlich kraft- und willenloses, im tiefsten Grunde verderbtes Wesen ist, das nur durch einen übernatürlichen Act göttlicher Gnade gerettet werden kann, über ihn höchstens in einzelnen Momenten, nicht bleibend, Gewalt. Der frömmelnde Heuchler war ihm stets eben so zuwider, wie der Freigeist, ja in seinen frischeren Jahren nahm er keinen Anstand, den „Schmeichler der Großen" für gefährlicher, als den Freigeist, zu erklären*). Auf eben diesem Standpunkte galten ihm das „Licht der Vernunft" und die „Kraft des Willens" als die Hebel, durch welche Gott auf den Menschen wirkt; menschenfreundliche und tugendhafte Werke hatten in seinen Augen einen höheren Werth, als blos äußerliches Frommthun, Augenverdrehen und Beten mit den Lippen **); neben der Offenbarung war ihm auch die Natur eine ebenso heilige Quelle der Erkenntniß und der andächtigen Verehrung des göttlichen Wesens, und die Erhabenheit des Stifters des Christenthums erschien ihm nicht weniger beglaubigt durch dessen sittliche Größe, als durch die Wunder, die er vollbracht***).

Seine freimüthigen und humanen Aeußerungen über die Standesverhältnisse.

Wenn in dem bisher Angeführten Gellert kaum etwas Anderes that, als, Demjenigen, was schon vor ihm von verschiedenen Seiten gelehrt worden, allgemeinere Geltung und Verbreitung zu verschaffen, oder entgegengesetzte äußerste Richtungen in einer vermittelnden Anschauung versöhnend auszugleichen, so sehen wir ihn auf einem andern Gebiete, dem socialen, wo bisher die Vernunft und das rein menschliche Gefühl noch viel weniger durchgedrungen waren,

---

Dem. Lucius", S. 157, in Bezug auf Rousseau, den er sie „lieber nicht zu lesen" ermahnt, „so lange nicht zuverlässige Richter das Gegentheil von dem bestätigt haben, was man Rousseau schuldgiebt", nämlich, „daß seine Weisheit sich nicht mit der Religion vertrage." —

*) Z. B. in der „Schwedischen Gräfin."

**) Dies ist z. B. das Thema seines Lustspiels: „Die Betschwester", sowie der gleichnamigen Fabel. Die Orthodoxen nahmen an diesem Titel ein Aergerniß und suchten ihn zu einer Aenderung desselben zu bestimmen.

***) „Betrachtungen über die Religion" („Werke", 5. Bd.).

oder doch öffentlich ihre Stimme noch kaum zu erheben gewagt hatten*), als den Verkündiger von Ansichten auftreten, die, angesichts der damaligen Gesellschaftszustände, für wirkliche, bedeutsame und überraschende Neuerungen gelten konnten. Die junge Gräfin, die Heldin seines Romans, sagt von einer früheren bürgerlichen Geliebten ihres Gemahls: „Ich sah beinahe keinen Vorzug an mir, als daß ich adlig geboren war, und wie gering ist dieser Vorzug, wenn man ihn vernünftig betrachtet!“ Der Vater des Grafen, ein würdiger Greis, läßt bei seinem Tode seine Bedienten kommen und redet sie so an: „Ich gehe in eine Welt, wo Ihr so viel, als ich, sein werdet.“ — Als die Gräfin durch den vermeintlichen Tod ihres Gemahls ihre Hand wieder frei sieht, ermuthigt sie den Herrn R., den sie liebt und der sie liebt, zu einer Erklärung mit den Worten: „Sie haben Verdienste, was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an?“ Gellert hat den Muth, auszusprechen, daß der Reitknecht, „der seines Herrn Vieh getreu in Acht genommen,“ mehr Verdienst habe, als der Held, der „drei Könige bekrieget und in sieben Schlachten stets gesieget**).“ Er läßt seine Poeten — als das gerade Widerspiel der damals so weitverbreiteten Klasse schmeichlerischer Hofpoeten — ein „Gelübde“ thun, „nur das Verdienst und nie den Namen zu besingen***).“ Er wagt es, in einem Briefe an einen Herrn Baron, nachdem er ihm lange von einem „alten braven Nachtwächter“ erzählt, die Frage aufzuwerfen: „Sind Sie nicht auch der Meinung, daß er eher verewigt zu werden verdient, als mancher große Mann?“†). Er läßt in seinem Roman den Herrn R. sich Etwas darauf zu gute thun, „daß er lieber Geringen, als Vornehmen diene.“ Ja er nimmt sich sogar einer damals noch fast allgemein verachteten Menschenklasse, der Juden, an; er schildert in der „Schwedischen Gräfin“ einen tugendhaften, edlen Juden; er bringt diesen Juden mit den Hauptpersonen des Romans, mit Graf und Gräfin, in nähere Berührungen, läßt die Letztern ihn fast auf dem Fuße der Gleichheit behandeln, und legt der Gräfin die ächt humanen Worte in den Mund: „Vielleicht würden Viele von

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 140, 432, 533 ff.
**) In der Fabel: „Der Held und der Reitknecht.“
***) In der Fabel „Elpin“.
†) „Briefe“, S. 73.

diesem Volke bessere Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch machten und sie durch unsere Aufführung nöthigten, unsere Religion zu hassen*)."

Unterstützende äußere Momente der von Gellert unternommenen Reform. Beginn einer Reaction des sittlichen Gefühls im Adel.

Daß diesen so wesentlich bürgerlichen und humanen Ansichten der Mittelstand und das niedere Volk Beifall schenkten, begreift sich leicht. Eher könnte es Wunder nehmen, daß auch von den Vornehmern so Viele mit dem Apostel einer solchen Lehre der Gleichheit und Brüderlichkeit aller Menschen auf gutem Fuße standen, ja daß gerade in diesen Kreisen Gellert am meisten verkehrte, am höchsten geehrt ward. Es wiederholt sich hier eine Erscheinung, der wir schon einmal, in den Anfängen des Pietismus, begegneten. Wie Spener, so sehen wir auch Gellert mit einer gewissen Vorliebe von den Vornehmen gesucht und wiederum sie suchend, während doch der Eine und der Andere eine Lebensanschauung vertritt, die in ihrem tiefsten Kern durchaus bürgerlich ist und einen wichtigen Sieg des wiedererwachten allgemein menschlichen Bewußtseins über das bevorrechtete Standesbewußtsein bezeichnet. Irren wir nicht, so ist die Ursache dieser Erscheinung hier eine ähnliche, wie bei Spener**). Wie damals, so bereitete sich auch jetzt ein Rückschlag des edleren menschlichen Gefühles, eine Umkehr zu reineren, sittlicheren, insbesondere aber zu menschenfreundlicheren, gerechteren Grundsätzen im Verkehr mit den andern Klassen, in den Gemüthern eines Theils der vornehmen Gesellschaft vor; wo dies aber auch nicht der Fall war, da regte sich wenigstens eine gewisse sittliche Scheu oder die Furcht vor der erstarkenden öffentlichen Meinung. Grund dazu war jetzt noch weit mehr vorhanden, als zu Speners Zeit. Denn einerseits hatte sowohl die sittliche Verderbniß, als die sociale Absonderung und Ueberhebung der bevorzugten Stände seitdem einen viel höheren Grad erreicht, und andererseits ließ die materielle und geistige Wiedererhebung des Bürgerthums, welche in den letzten 60 Jahren so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, das Mißverhältniß zwischen den beiden Gesellschaftsklassen, jener herrschenden und dieser unterdrückten, jetzt um Vieles greller erscheinen. In demselben Maße, wie die bürger-

*) „Werke", 4. Bd., S. 396.
**) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 340.

lichen Klassen sich wieder mehr zu fühlen begannen, empfanden die privilegirten das Bedürfniß, oder mindestens die äußere Nöthigung, von ihren Ansprüchen Einiges aufzugeben und sich auf einen Fuß größerer Gleichheit mit jenen herabzustimmen.

In England und Frankreich, den beiden für Deutschland jederzeit am meisten mustergebenden Ländern, war dieser Rückschlag zum großen Theile schon erfolgt, hatte eine stärkere Geltendmachung allgemein menschlicher Empfindungen — gegenüber den exclusiv standesmäßigen — in der öffentlichen Meinung und der Literatur sich bereits entschieden Bahn gebrochen. In England war der Kampf gegen die Nachwirkungen der Restauration siegreich beendet, und das, von dem Druck des aufgedrungenen Fremdwesens wieder befreite Gefühlsleben der Nation ergoß sich mit behaglicher Breite und Sicherheit in den empfindsamen Romanen Richardsons, den tiefsinnigen Schwärmereien Youngs und ähnlichen Schriften, während von anderer Seite her die Schule der schottischen Moralisten, welche die, mehr kaltverständigen Freidenker abgelöst hatte, einer naturgemäßen und doch gemüthvollen Richtung im Sittlichen und Religiösen zu ihrem Rechte verhalf*). In Frankreich hatte, zum Theil unter dem rückwirkenden Einfluß eben jener englischen Vorbilder, die bürgerliche Lebensanschauung und die rein menschliche Empfindung, im ausgesprochenen Gegensatz zu der Leichtfertigkeit und dem kalten conventionellen Wesen der Hofkreise, wichtige Triumphe gefeiert in den dafür eigens geschaffenen Literaturformen des bürgerlichen Romans und des bürgerlichen Dramas oder der sogenannten rührenden Comödie**). Voltäre hatte den Kampf gegen die drückende und entwürdigende Tyrannei der obern Klassen über die untern mit der ganzen siegreichen Gewalt seines unwiderstehlichen Witzes begonnen. Montesquieu und Rousseau hatten im Namen der ewigen und allein untrüglichen Gesetze der Natur gegen die Verkünstelung und Verderbniß einer falschen Zeit-

*) Von dem bedeutenden Einflusse, den die Schriften von Richardson, Young, Addison, Hutcheson, Dodridge u. A. auf Gellert und seine Kreise übten, enthalten die Briefwechsel und die sonstigen Schriften Gellerts vielfache Beweise.

**) Diese neue Gattung des französischen Schauspiels fand bald auch nach Deutschland den Weg. Demoiselle Lucius schreibt an Gellert 1766 („Briefe", S. 136): die französische Comödie in Dresden gefalle ihr, weil sie meist das Leere, Frivole des herrschenden Gesellschaftstones persifflire, Wahrheit und Empfindung an die Stelle der Coquetterie und der leeren Förmlichkeit setzen wolle.

bildung geeifert, zugleich auf die unveräußerlichen Rechte des Volkes — gegenüber der herrschenden Minderheit — hingedeutet. Ein Theil des Adels selbst hatte sich, in Frankreich wie in England, diesen Bestrebungen für Humanität und Aufklärung mit Eifer und Hingebung angeschlossen. Diese Veränderung in der Stimmung der tonangebenden Kreise Englands und Frankreichs konnte weder dem Adel, noch dem Bürgerthum in Deutschland verborgen bleiben, am Wenigsten dem ersteren, welcher durch Reisen in jene Länder und auf mancherlei andere Art mit seinen Standesgenossen dort in lebhaftem Wechselverkehr stand*). Eine gewisse sittliche Beunruhigung begann sich daher auch in Deutschland dieser Kreise zu bemächtigen; man begann zu fühlen, daß man mit der bisherigen Denk- und Lebensweise, der Verachtung des bürgerlichen Sittengesetzes, dem Dahinleben in den Tag hinein, der souveränen Willkür und Ueberhebung, womit man auf den ganzen übrigen Theil der Menschheit herabgeblickt — daß man mit Alledem gegen eine natürliche und göttliche Ordnung der Dinge gesündigt habe, und daß diese Versündigung früher oder später sich schwer an ihren Urhebern rächen werde. Nur aus einem solchen, vielleicht erst halbbewußten Gefühl lassen sich Erscheinungen erklären, wie jene Selbstanklage des jungen Officiers wegen des eingegangenen Duells**) und mehrfache andere ähnliche Kundgebungen aus diesen Kreisen, bald von Reue und Zerknirschung, bald von Unsicherheit in Bezug auf die zu wählende Lebensrichtung — Stimmungen, die bei Manchen eine solche Stärke erreichten, daß die Einen, in übertriebener Weichheit, an ihrem soldatischen Beruf aus Gründen der Menschlichkeit irre wurden***), Andere bei den unschuldigsten geselligen Zerstreuungen eine Regung der Unruhe empfanden†).

---

*) Die Briefe des jungen Grafen Moritz v. Brühl von Paris aus an Gellert (s. „Gellerts Werke", 8. Bd.) lassen Einiges von derartigen Eindrücken spüren.

**) Siehe oben Seite 25.

***) S. ebenda.

†) Ein Beispiel dieser letztern Art führt uns ein Brief Gellerts an einen preußischen Offizier in Schlesien vor („Werke" 8. Bd., S. 115 ff.), aus dem deshalb das Folgende, als bezeichnend für die Stimmung der Kreise, die sich an Gellert anschlossen, hier eine Stelle finden mag. Gellert schreibt: „Ihr gutes Herz drückt sich in allen Ihren Briefen aus, und, so sehr Sie es der Empfindung nach zuweilen vermissen mögen, so sehe ich es doch in jedem Gedanken. Ich will Sie gar nicht stolz, sondern nur muthig machen, an dem guten Erfolg Ihrer frommen Absichten und Bemühungen nicht zu sehr zu zweifeln. Unsere Schwachheit soll uns zwar zum Fleiße, zur Wachsamkeit über

Desgleichen im Bürgerthum.

Aber auch das Bürgerthum, namentlich das höhere, blieb von jener Beunruhigung nicht verschont. Hatte es doch nur zu sehr sich der Verschuldungen der herrschenden Klasse mittheilhaftig gemacht durch kriechende Unterwürfigkeit und unwürdige Nachäffungssucht nach oben, durch lächerliche Ueberhebung und kalte Gleichgültigkeit nach unten, überhaupt durch Unnatur und Verbildung aller Art. Auch in diesen Kreisen fand daher die Stimme des „guten, empfindlichen Herzens", welche Natürlichkeit, Einfachheit, Tugendstrenge, vor Allem Menschenfreundlichkeit gegen Jedermann gebot, einen lauten und starken Widerhall.

Die damaligen Verhältnisse Sachsens besonders geeignet zu einem solchen Rückschlag.

In dem engeren Vaterlande Gellerts, Kursachsen, war zu einer solchen sittlichen Umkehr und Selbstanklage fast aller Gesellschaftsklassen, namentlich aber der höhern, besonders dringende Veranlassung gegeben; kaum irgendwosonst hatten länger, als hier, Hof und Adel in einem so sitten- und gedankenlosen Taumel, Bürger- und Beamtenthum in einer so entwürdigenden Bewunderung und Nachäfferei dieses Treibens gelebt. Schon seit Augusts des Starken Tod (1733) war die Nothwendigkeit einer Umkehr in vielen Kreisen empfunden worden, und dieses Gefühl hatte seitdem von Jahr zu Jahr zugenommen. Von dem Adel selbst zog sich ein Theil, entweder aus wirklichem Ueberdruß an den nichtigen und zerstreuenden Freuden des Hoflebens, oder um seinen zerrütteten Finanzen aufzuhelfen, auf seine Güter zurück. Gerade in der Umgegend von Leipzig hatten viele adlige Familien sich auf solche Weise wieder dauernder heimisch gemacht. Durch die Entfernung von den Residenzkreisen und ihren Einflüssen, durch die häufigen Berührungen, in welche sie mit einem wohlhabenden, gebildeten und selbstständigen Bürgerthume kamen, wurden die bessern davon für eine mehr bürgerliche Lebensanschauung gewonnen und allmälig dahin gebracht, den herkömmlichen Anmaßungen

---

uns selbst, zur Untersuchung unsers Herzens antreiben, aber sie soll uns nicht traurig, niedergeschlagen und furchtsam machen . . . Sie klagen, daß Sie sich leicht in Gesellschaft vergessen und den Vergnügungen alsdann zu sehr nachhängen . . . Eine oftmalige Erfahrung, auch meine eigene, hat mich gelehrt, daß Gemüther, die von Natur zur Traurigkeit geneigt sind, die Freude zu gewissen Zeiten so tief in sich einlassen, daß sie bis zur Lustigkeit anwächst und ernsthafteren Gedanken nicht wieder weichen will. Sobald sie endlich weicht, behauptet die Schwermuth wieder ihre Rechte und stellt uns unsre Fehler, wo nicht zu groß, doch gewiß nicht geringer vor." u. s. w.

ihres Standes einigermaßen zu entsagen, einfachere, vernünftigere, mehr bürgerliche Sitten anzunehmen.

Mitwirkender Einfluß des siebenjährigen Krieges in der gleichen Richtung.

Der siebenjährige Krieg förderte den begonnenen Umschwung nicht wenig. Der jähe, furchtbare Zusammensturz des so hoch aufgeblähten kursächsischen Staatswesens enthüllte die ganze Hohlheit und Nichtigkeit eines Systems, welches nur auf den Glanz des Hofes, die Herrschaft und das Wohlleben einer Minderheit, die sclavische Unterwürfigkeit und Selbsterniedrigung der Masse des Volks gebaut war. Die gedankenlose Leichtfertigkeit räumte einer ernsteren Stimmung den Platz. „Das Unglück des Krieges macht nachdenklich“, schreibt die bekannte Dresdner Correspondentin Gellerts an diesen *). Der Thronfolger selbst, der edle Prinz Christian, bezeigte tiefen Widerwillen gegen die, von seinem Vater nur zu lange geduldete, Brühl'sche Wirthschaft **), und dessen Sohn, Friedrich August III., der Gönner und Bewunderer Gellerts, führte ein gerechtes und sparsames Regiment über das unglückliche, so lange der Willkür und der Verschwendungssucht preisgegebene Land herauf. Die eigene Familie des Grafen Brühl scheint Reue über das von diesem angestiftete Unheil, und den lobenswerthen Trieb empfunden zu haben, dasselbe nach Kräften zu sühnen: wenigstens sehen wir die Gemahlin und den Sohn des allmächtigen Ministers sich mit Gellert in Berührung setzen, denselben mit Beweisen der Verehrung überhäufen und ihre Anhänglichkeit an die von ihm verkündigten Grundsätze mit geflissentlichem Eifer bethätigen ***).

Aehnliche Erscheinungen i. übrigen Deutschland. — Friedrichs II. maßgebendes Beispiel.

Auch im übrigen Deutschland kam man, hier früher, dort später, von dem Rausche, der die Einen, und von der Trägheit oder Verzagtheit, welche die Andern so lange gefangen gehalten hatte, allmälig zurück. Den ersten Anstoß zu dieser Veränderung hatten die unabhängigen und wohlhabenden Bürgerschaften in den großen Handelsstädten gegeben †); einen allgemeineren und durchgreifenderen Einfluß erlangte jedoch der neue Geist

*) „Briefwechsel mit Dem. Lucius“, S. 143.

**) Wie hoch Gellert Christian III. verehrte, ersieht man aus dem „Briefwechsel mit Dem. Lucius“ (S. 323), wo er den Wunsch ausspricht, es möchte sich ein junger Dichter in Leipzig finden, der die Verdienste dieses (damals eben — leider sehr früh — verstorbenen) Fürsten besänge: er selbst fühle sich dazu nicht schwungvoll genug.

***) Siehe die Note auf S. 28.

†) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 441 ff.

der Bildung und Gesittung erst durch die gewichtige Unterstützung des Beispiels eines gekrönten Hauptes, Friedrichs II. Wie ungern man auch gerade in Kursachsen einen solchen Einfluß des, als Landesfeind verhaßten Preußenkönigs, wie doppelt ungern ihn vor Allen Gellert zugestanden haben möchte, dem Friedrich II. als Freigeist Grauen einflößte, (was ihn jedoch nicht hinderte, die von dem König empfangenen Gnadenbezeigungen mit geschmeichelter Eitelkeit aller Welt zu erzählen), so ist derselbe doch schwerlich zu leugnen. Zwischen der, immer auf das Wohl der Gesammtheit abzielenden Regierungsweise jenes großen Monarchen, seiner gegen Alle gleichen Gerechtigkeitsliebe, seiner unparteiischen Schätzung persönlichen Verdienstes, endlich seinen strengen und einfachen, wahrhaft bürgerlichen Sitten, und den von Gellert gelehrten Maximen der Menschenfreundlichkeit, Billigkeit und Tugend bestand eine innere Wahlverwandtschaft, welche, bei der allerwärts in Deutschland damals noch herrschenden Autoritätssucht, diesen letzteren in den Augen der Leute eine Bedeutung geben mußte, die sie ohne jenes königliche Vorbild schwerlich in gleichem Maße gehabt hätten.

Rückwirkungen dieser Vorgänge in Deutschland auf die umliegenden Länder, und umgekehrt.

Selbst in solchen Ländern, die für minder civilisirt galten, fanden ähnliche Ideen Eingang. In Dänemark begann unter dem Grafen Bernstorff ein volks- und menschenfreundliches, milder Aufklärung und edler Bildung zugeneigtes Regiment. In Oestreich fühlte man das Bedürfniß, hinter den Fortschritten Deutschlands nicht allzusehr zurückzubleiben, und der aufgehende Stern des jungen Kaisers, des Verehrers eines J. J. Rousseau und eines Franklin, ermuthigte Männer wie Sonnenfels u. A., trotz des entgegenstehenden Einflusses mächtiger hierarchischer und aristokratischer Coterien, freieren und milderen Anschauungen das Wort zu reden. Sogar in Rußland suchte Katharina II. den Ideen der Aufklärung und der Gerechtigkeit, welche Voltaire lehrte und durch deren Kultus Friedrich II. glänzte, einen Boden zu bereiten.

Solche Bestrebungen in den Nachbarstaaten wirkten natürlicherweise wiederum auf Deutschland zurück. Es hob den einfachen Leipziger Gelehrten in den Augen seiner Landsleute nicht wenig, wenn sie zu ihm aus Dänemark, aus Ungarn, von den fernen Ostseeküsten Rußlands begeisterte Anhänger herbeiströmen sahen, wenn sie vernahmen, wie die Lehren der Moral und des Geschmackes aus seinem Hörsaal oder seinen

Schriften den Weg in die Kabinette fremder Regierungen und in die Salons der vornehmen Kreise des Auslandes fanden.

Schattenseiten und Mängel der von Gellert versuchten socialen und sittlichen Reform.

Bei so vielfach günstig zusammenwirkenden Umständen mußte — so sollte man meinen — die von Gellert unternommene sittliche und sociale Reform die größten Verhältnisse annehmen und die nachhaltigsten Erfolge erringen. Dem ist jedoch keineswegs so. Die Bestrebungen Gellerts, wenn sie auch unstreitig manche glückliche Veränderung in den Anschauungen und den Sitten der Menschen, besonders in dem Verhalten der verschiedenen Gesellschaftsklassen zu einander herbeiführten, sahen sich doch von Hause aus auf ein sehr bestimmtes Maß eingeschränkt und beschränkten sich selbst auf dieses Maß. Und gerade dieser Selbstbeschränkung — die uns vielfach als bedenkliche Halbheit und Inconsequenz erscheint — verdankte Gellert einen großen, vielleicht den größern Theil der immerhin bedeutenden Wirkungen, die er auf seine Zeit übte, und des ungeheuern Einflusses, dessen er für seine Person genoß.

Der Grund dieser Erscheinung ist unschwer einzusehen. In England war der sittliche und sociale Umschwung auf einen Umschwung in den gesammten öffentlichen Verhältnissen gefolgt, war nur eine natürliche Folge der großen Revolution von 1688 gewesen. In Frankreich zielte die literarische Bewegung mit bewußter Absicht auf eine politische und gesellschaftliche hin. In Deutschland dachte Niemand an eine solche, konnte Niemand daran denken. Am Allerwenigsten wäre

Der gänzlich unpolitische Charakter der Gellertschen Lebensphilosophie und dessen Folgen.

Sachsen der Boden, oder Gellert der Mann dazu gewesen. Aus beschränkten häuslichen Verhältnissen stammend — sein Vater war Prediger in einer kleinen sächsischen Stadt, Haynichen — hatte Gellert von früh auf sich bescheiden, sich fügen gelernt. Er hatte schon als Knabe seinen Unterhalt durch Abschreiben und ähnliche mechanische Beschäftigungen verdienen müssen. Er war von schwacher Körperbeschaffenheit und litt bereits als Jüngling an einem Siechthum *), das, fort und fort zunehmend, ihm vielfache körperliche und gemüthliche Beschwerden verursachte. Was Wunder, wenn sein ganzes Wesen von Hause aus etwas Aengstliches, Gedrücktes, Verzagtes erhielt! Bewunderung verdient es vielmehr, daß er gleichwohl, wie wir sahen, aus dieser Verzagtheit bisweilen heraustrat und einen etwas kühneren Anlauf

*) Cramer, „Gellerts Leben", S. 5 ff.

nahm. Nicht ohne ein geheimes Grauen gedachte Gellert in spätern Jahren seiner eignen frühesten poetischen Versuche, noch im Vaterhause, wo er mit der glücklichen Unbefangenheit der Jugend lebhaft natürliche Empfindungen frisch und fröhlich in fast Günther'schen Weisen ausgeströmt hatte *). Auch seine ersten, muntern Anfänge in der Fabel und im Lustspiel, die er in Leipzig gemacht, erregten ihm später öfters Bedenken und wurden beim Wiederabdruck mannigfachen Beschneidungen unterworfen. Er kam sich selbst bisweilen in der Erinnerung an jenen kühneren Jugendmuth wie ein „feuerspeiender Vulcan" vor, „der alle umherliegende gesunde Gegenden verheerte" **).

Der gute Gellert! Wie wenig hatte doch der sanfte, kränkliche Mann von einem Vulcan! Wie glich er vielmehr einer jener Sensitiven, die vor jeder Berührung von außen sich in sich selbst zurückziehen und ihren Kelch fest verschließen! Wie sorgsam ängstlich suchte er sich und die ihm Vertrauten in die engsten Kreise eines gemüthlichen Stilllebens zu flüchten, und Alles fernzuhalten, was dieses trauliche Beisammensein zu stören, sie in weitere Bahnen hinauszureißen drohte! Die Begebenheiten des öffentlichen Lebens, die Schicksale der Völker und der Länder, die großen, welterschütternden Ereignisse, in denen es sich um gewaltige Umgestaltungen der ganzen Zeitgeschichte handelt, — Alles dies machte auf ihn keinen Eindruck, außer sofern es sein eigenes kleines Einzelleben oder das seiner Freunde berührte, und daher — weil diese Berührungen meist unsanfte, störende waren — fast immer einen abstoßenden, widerwärtigen. Wer Schlesien oder Böhmen beherrsche, war ihm „sehr gleichgültig", aber, einen Freund durch den Krieg um diese Länder aus

---

*) Wirklich haben die ersten noch aufbewahrten Gedichte Gellerts in Ton und Inhalt eine wunderbare Wahlverwandtschaft mit den Günther'schen (vgl. über diesen des 2. Bandes 1. Abth., S. 464), so das „an eine Freundin":

„Als ich von Dir Abschied nahm,
Immer ging und wieder kam" u. s. w.

Auch die zwei von dem Comité für das Gellertdenkmal in Haynichen (in der Schrift: „Die Gellertstiftung und das Gellertdenkmal in Haynichen. Ein geschichtlicher Beitrag", 1862) herausgegebenen angeblichen Jugendgedichte Gellerts („Nachtwächterlied" und „Vertrauen auf Gottes Vorsehung") verrathen, besonders das letztere, eine solche Hinneigung zu Günther'scher Muse, mögen dieselben nun wirklich Originale, oder von Gellert nur schon vorhandenen Volksliedern nachgedichtet sein (worüber zu vergleichen R. Köhler in den „Blättern für lit. Unterhaltung", 21. Aug. 1862).

**) Cramer, „Gellerts Leben", S. 15 ff.

seiner Nähe gerissen zu sehen, verursachte ihm tiefen Schmerz *). Tapferkeit und Heldengröße flößten ihm zwar Bewunderung, aber auch Grauen und Bedauern ein, weil der Held durch seinen Beruf den süßeren Pflichten der „Freundschaft" entzogen würde. „Zu unserer Freundschaft brauchen wir die Tapferkeit nicht", schreibt er an eben jenen Freund, den Rittmeister v. B., „sie ist ihr vielmehr schädlich" **). Beim Anblick eines Soldaten befällt ihn ein Zittern, und die hochachtungsvolle Annäherung fremder Krieger an seine Person flößt ihm anfänglich nur Angst ein ***). Daß des großen Friedrich kriegerische Erfolge ihm — von seinem particularvaterländischen, sächsischen Standpunkte aus und im Gefühl eines durch sie verletzten Privatinteresses — in wenig günstigem Lichte erschienen, würden wir ihm allenfalls verzeihen †); daß er aber auch für eine That von so allgemeiner national-deutscher und weltgeschichtlicher Bedeutung, wie die Besiegung der Franzosen bei Roßbach — eine That, welche selbst in den Ländern der Gegner Friedrichs vielfache Begeisterung erregte — nichts hatte, als Seufzer um die Gefallenen und Klagen über die Angst, die er selbst (bei zufälliger Anwesenheit in der Nähe des Schlachtfeldes) ausgestanden ††), Das beweist, wie sehr jener Zeitgenosse Gellerts Recht hatte, zu sagen: „Wenn das Vaterland der Vertheidiger bedarf, so kann es die

*) „Briefe", S. 39.

**) Ebenda.

***) „Briefe an Frh. v. Sch.", S. 112 u. sonst.

†) In einem Briefe an Rabener beklagt er sich, daß Friedrich II. ihm, dem armen Professor, eine Contribution abnehme, obgleich er doch immer von „Recht und Billigkeit" spreche. — Gerechter war gegen Friedrich II. Rabener: er pries ihn begeisterungsvoll als „den tapfersten, noch nicht überwundenen König", freilich mit dem, ihm nicht zu verargenden patriotischen Stoßseufzer: „Ach! wäre dieser König nur nicht unser Feind!" („Rabeners Briefe", S. 277.)

††) Wir lassen hier die Schilderung, die Gellert von den Eindrücken der Schlacht von Roßbach auf sich selbst giebt, vollständig folgen. Er schreibt („Nachträge zu Gellerts Briefen", S. 65): „Die Bataille bei Roßbach, o ja, liebster Freund, die habe ich, kaum anderthalb Stunden, vielleicht nicht eine Stunde von ihr entfernt, erlebt, und, von der Krankheit entseelt, von dem Krachen des Geschützes mit dem ganzen Gebäude erschüttert, mit keuchender Brust, mit bebenden Händen, unter Gebeten für die Sterbenden, nein nur unter Seufzern (denn ich konnte nicht beten, nicht weinen), so habe ich sie vier Stunden nach einander gehört, oder vielmehr zu sehen geglaubt, schon den Tag vorher gehört, schon lange vorher an dem Rasseln der Stücke, die durch den Hof, hart vor meinem Lager, gezogen wurden, gehört. Genug! der Herr regieret die Welt und lebt."

durch Gellerts Schwachheit angesteckten Seelen nicht brauchen"*). Ist doch in Gellerts sämmtlichen „Moralischen Vorlesungen" auch nicht mit Einem Worte von Pflichten gegen das Vaterland oder das Gemeinwesen die Rede, geschweige denn von jenem Mannes- und Bürgermuth, der niemals nothwendiger gewesen wäre, als gerade zu Gellerts Zeit, mindestens ebenso nothwendig, wie die — an ihrer Stelle gewiß trefflichen — Tugenden der „Sanftmuth" und „Demuth", welche allein für Gellert einen Werth zu haben schienen und deren Nichterwähnung in der Moral der Griechen und Römer er so streng tadelte.

Fürwahr! Es erscheint fast wie eine Satire auf die deutsche Nation, daß sie, die einst dem Kernmann Luther in den Kampf mit den gewaltigsten Feinden so unverzagt gefolgt war, unter dem begeisterungsvollen Schlachtruf:

„Und wenn die Welt voll Teufel wär',
Es müßt' uns doch gelingen!" —

daß diese selbe Nation sich jetzt von einem kränklichen, schüchternen, verzagten Stubengelehrten leiten ließ, dessen einzige Tugendideale Sanftmuth, Demuth und Friedensliebe waren und der vor jedem, auch dem entferntesten Gedanken eines ernsteren Conflictes auf das Aengstlichste zurückbebte!

Diese absichtliche Verzichtleistung Gellerts auf jede größere Wirksamkeit im politischen, bürgerlichen und vaterländischen Sinne, diese strenge Selbstbeschränkung auf die engsten Beziehungen des Privatlebens und des geselligen Verkehrs — aufgedrungen, wie sie ihm war, theils durch die gegebenen Verhältnisse, theils durch seine eigene Natur und frühe Gewöhnung — ward verhängnißvoll für ihn selbst, für die Kreise, in denen er seinen Einfluß verbreitete, ja für die ganze Bildung seiner Zeit, welcher seine Richtung sich mittheilte.

Vergleichung der Gellert'schen Sittenreform unter diesem Gesichtspunkte mit dem Pietismus.

Schon einmal im Laufe dieser Betrachtungen trafen wir auf eine große, ernstgemeinte und in ihren Anfängen höchst wohlthätige Sittenreform, welche gleichwohl in ihrem weiteren Fortgange daran scheiterte, daß man nur die Menschen, nicht die Verhältnisse, nicht die allgemeinen Formen und Einrichtungen der Gesellschaft zu verbessern unternommen, daß man es für möglich gehalten hatte, eine blos ideale, moralische Reform durchzuführen ohne eine gleichzeitige politische und sociale**).

*) „Briefwechsel über den Werth einiger deutscher Dichter." 12. Brief.

**) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 343 ff.

Die einst so kräftige, so schöne und heilsame Erregung der Gemüther, welche der fromme Spener entzündet, war seitdem je mehr und mehr theils ermattet, theils in krankhafte Ueberreizung oder gar in widerliche Heuchelei ausgeartet.

Wir sehen von diesem krankhaften, selbstquälerischen Pietismus manche der edelsten und zum Theil sogar der hellsten und kräftigsten Geister ergriffen, wie J. J. Moser, den hochangesehenen Staatsrechtslehrer, A. Haller, den berühmten Naturforscher und Dichter, nicht am Wenigsten unsern Gellert selbst in der spätern Zeit seines Lebens*).

*) Als Belege der eigenthümlichen Erscheinungen dieser Art von Pietismus, welche auf die davon Befallenen lediglich eine niederdrückende, entmuthigende und dadurch entkräftende, keine sittlich erhebende und stählende, nicht einmal eine recht eigentlich bessernde Wirkung äußerte, mögen folgende, nahezu gleichlautende Stellen aus den Tagebüchern Hallers und Gellerts (von Beiden während dieser krankhaften Periode ihres Geisteslebens geführt) einen Platz finden. Haller schreibt (2. Dec. 1736): „Ich erschrecke über die fürchterlichen Folgen eines unheiligen Lebens. Immer hat sich etwas in mir nach der Besserung gesehnt, aber ohne rechte Liebe zu Gott, ohne Rührung, ohne Haß der Sünde, ja ohne genugsame Reue und Traurigkeit. Ich kann weder recht beten, noch an Christi Verdienst Antheil nehmen, ich bleibe in einer dürren und ängstlichen Ungewißheit. Denn die Welt liebe ich, Hochmuth und insonderheit Unreinigkeit herrscht in meinen Gedanken. Ich habe Ursache, zu zweifeln, ob etwas Gutes an mir sei. O Gott, erweiche mein fühlloses Herz! — (8. Dec.) — Gottlob, ein Fünklein des Glaubens! so schwach es auch ist, so muntert's mich auf. — (17. Dec.) — Schon lange nichts Göttliches mehr! Eitelkeit, Neid, Haß, Zorn; o, was soll aus mir werden! Ich habe nicht mehr Kraft, zu seufzen. Heiliger Geist, zerknirsche mich! — (18. Dec.) — Nichts gebessert. Aeußerlich Ruhe. Ich vergesse meinen Gram nach und nach. Aber mit Gott wie stehts? Lau, ohne Eifer, ohne Furcht, ohne Liebe. — (19. Dec.) — Elendes Gebet ohne Kraft und Glauben. Elende Entschließungen ohne Erfolg. Noch immer Ungeduld, Ruhmsucht, heimlich, auch wohl öffentlich. Auch Zorn und Hader. Indessen verläuft die Zeit der Gnade, und wer weiß, wie lange sie währen wird? — (1737, 6. Jan.) — Elender Zustand, wenn man sich selbst nicht besehen darf und vor dem Spiegel sich scheut! — (13. Jan.) — Ich war krank. Gott hat in dieser Zeit mich etwas von der Süßigkeit der Gläubigen schmecken lassen. O, daß ich diese Erinnerung nie wieder verlöre! — (10. Febr.) — Der Zustand meiner wankenden Gesundheit erinnert mich, an Gott zu denken. Ich danke dir, Gott, für diese Gnade, da ich sonst deiner bald vergessen würde. — (26. Febr.) — Weit schlechter, als jemals. Ich darf nicht mehr sagen, Herr, bekehre mich! Mein Herz ist zu schlimm und zu falsch. Aber was soll ich denn sagen? Herr, erbarme dich meiner, um deiner grundlosen Güte willen! — (25. März) — Unfruchtbare Entschließungen, die ich nicht in Augen gehabt und an die ich, so zu sagen, niemals gedacht; darf ich noch andere machen? — (14. April) — Mein

Vollends zum Zerrbild aber ward der Pietismus in jenen widerlichen Erscheinungen eines bald wüsten und rohen, bald scheinheiligen, dem Eigennutz oder der Sinnlichkeit schamlos zum Werkzeug dienenden Treibens, wie sie gerade um diese Zeit — im 4. und 5. Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts — vorzugsweise in einzelnen Gegenden Deutschlands hervortreten *).

Herz hängt an der Welt, so wenig es auch Ursache an der Welt findet, daran zu hangen." u. s. w. — Gellert schreibt: (2. Jan. 1761) „Ach, ich muß die heilige Schrift fleißiger und herzlicher lesen und forschen, meiner Eitelkeit mehr wehren, und auch meiner unheiligen Traurigkeit, sie ist ja große Sünde und nichts als Undank gegen Gott. — Weniger Kaffee und Tabak sollte ich auch gebrauchen; warum thue ich mir diese Gewalt nicht an? — mehr Pflichten des Berufs ausüben und die kostbare Zeit seliger nützen. Herr, laß deine Barmherzigkeit mein Herz heiligen und zum Guten willig machen! — (13. Jan.) — O Gott, laß deine Hand noch schwerer auf mir werden, wenn meine Seele nicht anders gerettet werden kann! — Wie finster ist alles in meiner Seele, und kein Gedanke will haften, und keine Vorstellung von Gottes Heiligkeit und Güte, von meinem Elende und meiner Strafwürdigkeit will in mich eindringen. — (8. April) — Nicht wohl geschlafen. Mit Finsterniß und bösem, ungläubigem Herzen aufgestanden. Gott wolle sich meiner erbarmen! — (5. Dec.) — Die beiden Monate December und November sind meinem vorigen Gemüthszustande sehr ähnlich gewesen. In dir, meine Seele, ist keine wahre Ruhe, kein Friede Gottes, keine Gewißheit des Glaubens und der Seligkeit, sondern Unruhe, Angst, Feindschaft, heimlicher Unglaube und Widersetzlichkeit gegen die Heilsordnung Gottes. Du wächsest nicht in der Einsicht der Glaubenswahrheiten, sondern deine Blindheit und Unvermögen nehmen eher zu. Du suchest und liebst Christum nicht in seinem Evangelio als das höchste Gut, und das ist ja der geistliche Tod, auf den nothwendig der ewige folgt" u. s. w. — In den letzten Lebensjahren Gellerts waren solche Gewissensbeunruhigungen bei ihm, wie sein Biograph erzählt, seltener. Merkwürdig ist, daß der in beiden Tagebüchern so sichtlich hervortretende enge Zusammenhang zwischen körperlichen und geistigen oder Gewissensbeängstigungen weder den Menschenbeobachter Gellert, noch den Arzt und Physiologen Haller auf eine andere Beurtheilung und Behandlung der betreffenden Seelenzustände hinleitete. — Einen ähnlichen Ton und Geist, wie die Tagebücher Hallers und Gellerts, athmen noch andere aus eben dieser Zeit, so z. B. das des Theologen Hartmann, woraus sehr weitläufige Auszüge gegeben sind in der Schrift: „K. Fr. Hartmann, ein Charakterbild aus der Geschichte des christlichen Lebens in Süddeutschland", entworfen von dessen Sohn G. F. Hartmann, gesichtet und ergänzt von Ehmann (1861).

*) Dieser, zum Theil sehr unlautere Pietismus trieb sein Spiel vornehmlich in dem Winkel zwischen Thüringen, Franken und Obersachsen, in den kleinen Residenzen zu Saalfeld, Ebersdorf u. s. w. Semler in seinem „Leben" (1. Bd. S. 32 ff., 38 ff.) erzählt allerhand von den pietistischen Betstunden im Speisesaal des herzogl. Schlosses zu Saalfeld, wobei übrigens die weltliche Rangordnung streng beobachtet

Aufzählung der hauptsächlichsten Erscheinungen des einseitig individuellen Empfindungslebens.

Vor solchen äußersten Verzerrungen bewahrte die Gellert'schen Kreise glücklicher Weise die inzwischen zu viel allgemeinerer Geltung gelangte freie, naturgemäße Bildung und Gesittung. Zwar ist ein gewisses pie-

wurde. Aus der angeblich geistlichen Vereinigung seien viele menschliche, sinnliche Verbindungen entstanden. „Alle Beweise von dem Leben dieser Leute im Fleische, dergleichen Beweise gar nicht selten oder unkenntlich waren, halfen nichts. Hier und da hatte ein solcher „Bekehrter" mit der Magd in Schande gelebt, — es wurde nicht untersucht, es war Verleumdung; man setzte ihn zur Noth anders wohin, wenn seine Bauern hierin zu altlutherisch blieben." — Auch von den „guten zeitlichen Absichten solcher ganz unnützen Leute" weiß Semler zu berichten. „Ehrenstellen, Aemter, Kundschaften fanden sich nun in einem neuen Zusammenhang." „So abfallend das Leben häufig in der Woche war, so gleichförmig wurden die Betstunden besucht", — „die meisten Gemüther der Theilnehmer erfuhren gar keine Besserung." — Viele der angeblich Frommen wurden auf Befehl des Herzogs, den sie ganz umstrickt hatten, auf seine Kosten mit Essen, Trinken, Holz u. s. w. reichlich versorgt; einige wohnten gar im Schlosse „blos der Erbauung wegen." „Man lief sogar im Wald umher Tag und Nacht und sang die neuen Liederchen miteinander. Der Herzog gab oft den Conversationswagen dazu her nebst der leiblichen Bewirthung; ja er war bisweilen selbst der Kutscher, um etliche fromme Schusterweiber, die viel Glaubenskraft hatten, um des Heilands willen öffentlich zu ehren." Gottesfurcht galt als ein besonderes Geschäft, „das alle andern, blos menschlichen Arbeiten und Geschicklichkeiten nicht wohl neben sich stehen ließ." Außerdem waren diese Frömmler „stets krank und schwächlich", oder gaben sich doch dafür aus. Als nach dem Absterben des Herzogs dessen Vetter von Coburg die Regierung antrat und der Wirthschaft ein Ende machte, „da war alle jene Andacht, Frömmigkeit, Kopfhängen, Augenverdrehen, Leisereden auf einmal vorbei, denn es konnte nun Niemand mehr äußerliche Vortheile sich damit verschaffen." Weiter erzählt Semler eben da: „Ueber den Seelenzustand führten manche Prediger ein großes Stadtregister; die Vorsteher der einzelnen Erbauungsstunden hatten ebenfalls dergleichen geistliche Kalender eingeführt, woraus Jeder seinen Seelenzustand in der vorigen ganzen Woche wieder hersagte. Dieses war für sehr Viele ein recht sicherer Weg, sich nun bei allen hohen und vornehmen Personen so zu empfehlen, daß sie ihre häuslichen und bürgerlichen Endzwecke auf's Allerunfehlbarste hiermit erreichten, wenn sie sich dieser geistlichen Direction nur so ganz überließen, daß dem Stolz oder dem Eigensinn oder der schon bekannten Eigenliebe des Seelenführers ganz gewiß Genüge geschah." Aehnliches berichten aus derselben Gegend Tholuck in seinen „Vermischten Schriften" (nach zeitgenössischen Quellen) und J. J. Moser in seiner „Selbstbiographie." — In Jena grassirte das pietistische Unwesen gerade um 1740 unter einem Theile der Studentenschaft ziemlich stark. Ein Sohn des bekannten Philosophen Buddeus erhenkte sich aus religiöser Melancholie. „Gelehrsamkeit galt für entbehrlich, wo nicht gar gefährlich. Prediger, nicht sowohl aus der Spener'schen Schule, als von der Abart der sich so nennenden „philadelphischen Gesellschaft", bestärkten die jungen Leute in dieser Richtung durch Reden voll lauter

tistisches Element nicht blos an Gellert selbst zu manchen Zeiten*), sondern auch an einem Theile seiner Anhänger zu bemerken**). Im Allgemeinen jedoch erscheint dieser Ton in den Gellertschen Kreisen nicht als vorherrschend, vielmehr behauptete, wie schon früher bemerkt,

---

Bilder in überschwenglicher Sprache." Das hieß man „Kraft und Saft". — Noch schlimmer ging es in Halle. Hauswirthe hielten dort mit ihren Miethsleuten regelmäßige Betstunden. Ein Student betete täglich 3 Stunden lang auf den Knieen. Es war in diesen Kreisen ein gewöhnlicher und beliebter Unterhaltungsstoff, sich gegenseitig von dem „Durchbruch" (der göttlichen Gnade), der „Versiegelung" (der Gewißheit dieser Gnade), oder von den Störungen und Stockungen, die man bei diesem Seelenprocesse erfahren, vorzureden, ferner sich der Intimität mit Christo, als dem „Seelenfreund", zu rühmen u. dgl. m. Semlers eigener Bruder ward von diesem, nicht blos ungesunden, sondern auch meist heuchlerischen Treiben angesteckt, geistig und leiblich ruinirt. Die Schilderung, die Semler von dessen Seelenzustand und Gebahren entwirft, ist so bezeichnend, daß sie, statt aller andern, zur Charakterisirung jener Verirrungen des Pietismus dienen mag. „Mein Bruder", erzählt Semler, „war zur Rechtschaffenheit so sehr gewöhnt, daß er sie auch gegen sich selbst unverbrüchlich in Acht nahm. So leicht es also vielen Brüdern wurde, den Tag, die Stunde der Versiegelung anzugeben, von da an sie nun in lauter geistlicher, himmlischer Fröhlichkeit zu leben alle Ursache hatten und in den Rang der Kinder Gottes, die zum Durchbruch gekommen, sogleich erhoben wurden, so wenig konnte mein Bruder diese Nachahmung und geistliche Lüge sich verzeihen; es trat nichts bei ihm ein von alledem, was Andere so leicht und so unzählige Male daherredeten. Er gerieth also über die Größe seiner Sünden, die ihn allein daran hinderten, in eine ungemessene Traurigkeit, er betete nicht nur, er winselte halbe Nächte vor dem Heilande, aber es fand sich keine Veränderung in seinem Bewußtsein. Er aß selten Fleisch, kein Weißbrot oder Semmel, er hielt sich ganz unwerth sogar seines Daseins." — „Meine Mutter weinte über ihren Sohn, der nun unsere Stütze sein konnte, wenn ihn nicht solche unwahre einzelne Gestalten verdorben hätten. Mein Vater mißbilligte dieß Alles noch ernsthafter und holte aus der Dogmatik und Polemik so weit aus, daß sich wohl verstand, wofür er diese neuen Seelenanstalten hielt. Jedoch mein Bruder gab zu verstehen, daß auch mein Vater diesen engen Weg noch nicht gegangen sei. Es war ihm also nicht zu helfen."

*) Dahin gehört (nächst dem in der Note zu S. 54 Mitgetheilten) auch das, was Goethe (aus dem Jahre 1768) erzählt, daß Gellert die jungen Leute, die bei ihm Rath und Anweisung für ihren Bildungsgang suchten, nur immer gefragt habe, ob sie fleißig zur Kirche gingen.

) In den Gellert'schen Briefwechseln finden sich davon mehrfache Andeutungen. So schreibt er an einen Herrn **: „Ihre Reue hat so starke Kennzeichen der Aufrichtigkeit;" an einen Herrn L: „Wenn Ihnen meine Lieder den Dienst geleistet, den Sie ihnen zuschreiben, habe ich Ursache, Gott zu danken. Gehen Sie standhaft auf den Wegen der Religion fort!" u. s. w.

das Bedürfniß weltlicher Bildung und die Freude daran ihr gutes Recht neben der sittlich-religiösen Erhebung. Nichtsdestoweniger begegnen wir auch hier Erscheinungen, die, wie in ihren Ursachen, so in ihren Wirkungen eine nicht zu verkennende Familienähnlichkeit mit dem Pietismus, und zwar in seiner späteren, unvortheilhafteren Gestalt, verrathen, während die Sicherheit und Selbstgewißheit einer einfachen, in sich festgeschlossenen Lebensanschauung, welche den älteren Pietismus auszeichnet, hier fast nirgends erreicht wird. Eine gewisse Unsicherheit der moralischen Haltung, eine Verzärtelung des Empfindungslebens, eine Ueberschätzung der aus diesem entspringenden Stimmungen konnte kaum ausbleiben, wenn man den Einzelnen auf der einen Seite zu einer freieren Entfaltung seiner natürlichen Gefühle anregte und ermuthigte, auf der andern aber von jeder Thätigkeitsäußerung im großen Maßstabe ängstlich zurückhielt. Die Menschen sollten natürlich denken, empfinden, handeln, und doch bestanden die vielerlei unnatürlichen Verhältnisse, in welche sie sich eingeengt, von denen sie ihr ganzes Thun und Denken unwillkürlich bestimmt fanden, unverändert fort. Man fühlte sich durch die Stärke seiner Empfindungen seinen Umgebungen entfremdet, über sie erhoben, allein, da man wirklich bessere Zustände weder irgendwo fand, noch zu schaffen vermochte, so blieb es bei dieser bloßen Flucht aus der beengenden Wirklichkeit in ein Reich der Gefühle und der Ideale. So entstand bald eine krankhafte Ueberreizung, Beunruhigung und Unsicherheit des ganzen Gemüthslebens, — da man nicht wußte, welchem Zuge man folgen sollte*) — bald ein eitles Selbst-

*) Als Beleg zu dem oben Gesagten mag hier ein längerer Auszug eines Briefes im Zusammenhange Platz finden, aus welchem einzelne Aeußerungen schon früher beiläufig erwähnt worden sind. Ein junges Mädchen schrieb an Gellert: „Mein Herz ist von Natur weich, zu der feurigsten, zärtlichsten und beständigsten Freundschaft aufgelegt, stets bereit, alle Eindrücke des Mitleids und der Empfindlichkeit aufzunehmen, dabei aber so sehr zur Schwermuth geneigt, daß ich öfters meine Zuflucht zu Thränen nehmen muß, um dasselbe zu erleichtern. Meine Gemüthsart ist biegsam, nachgebend, ich verehre und schätze Verdienste, wo ich sie auch finde. Das Lesen guter und nützlicher Bücher ist mein liebster und angenehmster Zeitvertreib, und ohne die Schriften eines Gellerts, Cronegks, Wielands und Klopstocks würde mir das Leben eine Last sein. Eine rührende, große und edle Empfindung, ein wohlgewählter und glücklich ausgeführter Charakter haben mehr Reizungen für mich, als alle Güter und Freuden dieser Welt; aber eben diese rührenden Stellen, eben diese Empfindungen erweichen mich so sehr, daß ich mich oft in ganzen Tagen nicht genug wieder fassen kann, und

genügen und Schönthun mit den eigenen Empfindungen, — da man sittliche Regungen, welche bei natürlich geordneten Zuständen sich ganz von selbst eingestellt haben würden, jetzt, beim Mangel solcher, als etwas Außerordentliches und Hochverdienstliches ansehen zu dürfen meinte. Die Humanität des Vornehmern gegen den Geringern ward als besondere Herablassung von dem Letztern empfunden, von dem Erstern sich selbst zum Verdienst angerechnet. Ein sehr mäßiger Freimuth, den Jemand im Verkehr mit Höhergestellten zeigte, erschien als eine Kühnheit, auf die man sich wohl Etwas zugute thun könnte. Man gab sich gern das Ansehen, als mache man sich aus den Großen wenig, und war doch durch ein von ihnen gespendetes Lob, ja schon durch die gestattete Annäherung an sie jeder Zeit höchlichst geschmeichelt*). Eine menschen-

belehren mich dadurch von der außerordentlichen Schwäche und Weichlichkeit meines Herzens und meines Temperaments. Ich stelle mir die Gefahren und die Schwachheiten, denen ein solcher Charakter unterworfen sein muß, ohne sie zu kennen, so lebhaft vor, daß ich davor erzittere. . . . .
. . . .
Meine liebste Freundin hat der Tod schon vor einigen Jahren in eine bessere Welt versetzet, und eine andere ist seit ihrer Verheirathung kaltsinniger geworden, als es mit meinen Begriffen einer vollkommenen Freundschaft bestehen kann. Da ich nun aber meine ganze irdische Glückseligkeit in die Freundschaft gesetzet habe: so werde ich täglich mehr überzeugt, daß keine solche für mich möglich sei, auch nicht bei Veränderung meines Standes; ja ich sehe alle die Unruhen, die Beängstigungen voraus, denen mein allzu empfindliches Herz in dem verheiratheten Stande ausgesetzet sein würde. Dieses Alles zusammen (ich muß es zu meiner äußersten Beschämung gestehen) macht mir das Leben so verhaßt, daß mich nichts so sehr zu quälen vermag, als der Gedanke, daß mir mein Schöpfer wohl bei einer so dauerhaften Natur, als ich besitze, ein langes Leben bestimmt haben möchte."

*) Den im Obigen geschilderten Eindruck machen fast durchweg die Correspondenzen Gellerts mit Vornehmern, sowie seine Erzählungen von seinen persönlichen Begegnungen mit solchen. Jede ihm von Hochgestellten erwiesene Auszeichnung berichtet er auf's Breiteste, und nicht blos an einen, sondern meist fast gleichlautend an mehrere Correspondenten (bez. Correspondentinnen), — fast immer aber mit der Miene eines Mannes, der entweder, im Gefühl seiner Menschenwürde, aus einer Bevorzugung solcher Art sich nichts mache, oder aus Bescheidenheit sie von sich ablehne (vgl. insbesondere den Briefwechsel mit Frl. v. Schönfeld und Dem. Lucius). Als Friedrich II. ihn rufen läßt, „betet er erst, damit er Nichts wider sein Gewissen reden möchte", — so wenig ist er seiner selbst sicher. — „Gott wird mir Muth und Klugheit geben (schreibt er an Frl. v Sch. — S. 181), die Ehre der christlichen Religion gegen alle Könige zu bekennen und, wo ich kann, zu retten." Nach der Unterredung rühmt er sich gegen Rabener: „er habe ganz gegen seinen Charakter, ohne

freundliche oder gemeinnützige Handlung, dergleichen heut täglich zahllose verübt werden, ohne daß davon besonders die Rede ist, versetzte Den, der sie gethan, bei der Mittheilung davon an Andere (welche selten unterblieb), sowie diese Andern beim Anhören einer solchen Mittheilung jedesmal in die größte Rührung. Ueberhaupt liebte man es in diesen Kreisen, sich gegenseitig durch Schilderungen, bald der eignen, bald der fremden Vortrefflichkeiten, oft bis zu Thränen, zu rühren*). Wenn derartige Selbstschilderungen bisweilen die Maske einer gewissen Verschämtheit oder Bescheidenheit vornehmen, so blickt doch die Eitelkeit nur um so koketter dahinter hervor**). Andere Male wieder scheint es, als

---

die geringste Furcht, ohne Begierde zu gefallen, blos das, was Wahrheit und Ehrerbietung geboten, geredet, und eben deswegen gefallen." — Weniger scrupulös, als sein Freund Rabener (s. oben S. 17), berichtet er mit Befriedigung von den Einladungen zu d'Argens, sowie zum englischen Gesandten, desgleichen von den Bittschriften, welche die Leute ihm brächten, damit er sie bei Friedrich dem Großen befürworte u. s. w. Dann aber plötzlich wieder den Philosophen spielend, setzt er hinzu: „Aber ist denn Friedrichs Lob vor dem Richterstuhle der Vernunft und des Gewissens mehr, als das eines andern Menschen?" — Ein anderes Mal erzählt Gellert in einem gewissen ironischen Tone: er habe einem Grafen „zehnmal" aufzuwarten versucht, aber immer vor den vielen Supplicanten mit Dedicationen u. s. w. nicht zu ihm gelangen können, und sei deshalb fortgegangen. Er scheint damit andeuten zu wollen, er gehöre nicht zu denen, die sich bittstellernd zu den Großen drängen. Aber gleich darauf ersucht er einen Andern, dem Grafen ein Schreiben von ihm zu überreichen, und setzt hinzu: „Bitten Sie um seine fernere Gnade für mich, wenn ich sie verdiene!"

*) Gellert schreibt an einen Freund, Berchward: „Rabener schließt seinen Brief an mich mit einer Stelle, die mich beinahe vor Empfindung getödtet hat. „„Ich danke Gott"", sagt er, „„daß Sie mein Freund sind."" Als Rabener auf Gellerts dereinstigen Tod den Vers gedichtet hatte: „Die Erde weinete, der Himmel freute sich", schrieb Gellert: „Ich zitterte, als ich an die Stelle kam, „„der Himmel freute sich""; indeß konnte er doch nicht umhin, diesen Vers mehreren seiner Correspondentinnen mitzutheilen (s. „Briefw. mit Dem. Lucius", S. 99, „Briefe an Frl. v. Sch.", S. 112).

**) In Gellert selbst war, bei aller scheinbaren Demuth des Frommen und Weltverachtung des Philosophen, doch ein gut Theil Eitelkeit. Wir haben schon oben einige Proben davon mitgetheilt. „Er selbst gestand" (so berichtet sein Biograph Cramer), „seine Neigung zur Eitelkeit mit einem ernstlichen Mißvergnügen daran." In seinen Briefen, wie in seinem Tagebuch, klagt er sich öfters der Eitelkeit an, verfällt aber im Augenblick darauf wieder in denselben Fehler. Vgl. „Briefe", S. 99, „Nachtrag zu Gellerts freundsch. Briefen", S. 59, 67, 68. — Als er einmal nach der Rückkehr von Karlsbad sich schlechter befindet, schreibt er an Dem. L. (S. 363): „So demüthigt mich Gott, damit der Beifall der Menschen mein Herz nicht mit Stolz

wolle man durch den gegenseitigen Austausch von Gefühlen sich selbst erst in diesen bestärken, sich die Gewißheit verschaffen, daß man damit nicht allein stehe, sondern viele Gleichgesinnte habe. Eine stete Wiederanfrischung des innern Gefühlslebens durch äußere Erregungen ist den „empfindlichen" Seelen überhaupt Bedürfniß. Daher die ausgedehnte und wichtige Rolle, welche in diesen Kreisen die Briefwechsel spielen. Man begnügt sich nicht damit, an Dutzende von „Freunden" und „Freundinnen" Briefe zu schreiben und von ihnen solche zu empfangen*), sondern man läßt sich auch von seinen Correspondenten Briefe, welche diese von Dritten erhalten haben, mittheilen, und theilt seinerseits ihnen solche von Andern mit. Wenn man sich auch gar nichts zu schreiben hat, als daß man eben nichts zu schreiben habe**), so muß doch selbst dies Stoff zu einem Briefe geben; weiß man doch, daß der bloße Empfang eines Briefes dem Empfänger die Freude und Beruhigung gewährt, sich in einem ununterbrochenen, gleichsam magnetischen Rapporte mit Gleichgestimmten, mit „Freunden" zu wissen. Denn „Freund" heißt hier Jeder, der durch seine Betheiligung an diesem gegenseitigen Austausche von Gefühlsäußerungen sein „gutes, empfindliches Herz", seinen Sinn für „Tugend" und „Freundschaft" beweist; eine weitere Bürgschaft erscheint nicht nothwendig; der erste beste Fremde, völlig Unbekannte, sobald er nur in diesen Ton einstimmt, wird als Freund begrüßt, und man bedenkt sich nicht, sein Herz vor ihm aufzuschließen. Freundschaftserklärungen und Betheuerungen der Zärtlichkeit nehmen daher in diesen

---

und Vertrauen zu mir aufblähe", — eine Auffassungsweise, die ebensowohl vom religiösen, wie vom natürlich-vernünftigen Standpunkte aus höchst sonderbar erscheint.

*) Gellert selbst „erschrickt fast" über die Menge der Correspondenten der Dem. Lucius; sie rechtfertigt sich: sie besuche keine Gesellschaften, wende die dadurch ersparte Zeit lieber zum Briefschreiben an („Briefw. mit Dem. L.", S. 123). Ebenda ist einmal (S. 531) die Rede von einem „gleichgültigen Briefwechsel", den man „zur Uebung und Belustigung" unterhalte. — Es scheint damals eine Art von geistigem Luxus oder Ehrgeiz gewesen zu sein, möglichst viele Correspondenten und namentlich solche zu haben, die einen gewissen Ruf als anmuthige, geist- oder empfindungsreiche Briefschreiber besaßen. Gellert selbst gab seine „Briefe nebst einer praktischen Abhandlung über den guten Geschmack in Briefen" ausdrücklich, wie er im Vorworte sagt, zu dem Zwecke heraus, „junge Leute, und insonderheit das Frauenzimmer, zu einer natürlichen Schreibart zu ermuntern."

**) Gellert klagt selbst einmal, er habe eine Menge Briefe zu beantworten, „in denen nichts steht, als daß ich antworten soll, und auf die ich nichts zu antworten weiß" („Briefe", S. 141).

Briefwechseln meist einen sehr breiten Raum ein, und, als ob man sich der Leerheit und Unsicherheit dieser auf bloßen Gefühlsäußerungen beruhenden Freundschaften bewußt wäre, scheint man durch häufige Wiederholung solcher Aeußerungen die Leere ausfüllen und des ungewissen Besitzes sich versichern zu wollen*). So sucht man sich, nicht unähnlich darin den sog. „Frommen“ oder „Stillen im Lande“, als eine besondere Gemeinschaft von Auserwählten — „eine eigene Familie“ (wie es Gellert selbst ausdrückt) — unter einander ab- und zusammenzuschließen**).

Die bisher bezeichneten Erscheinungen eines durch Ueberspannung krankhaft gereizten und durch Verzärtelung einseitig gewordenen Empfindungslebens bewegten sich indeß doch vorzugsweise nur im Bereiche

*) Beispielsweise enthalten von den „Briefen“ Gellerts der 41. 42. 43. 47. 48. fast nur solche Versicherungen und Betheuerungen der Freundschaft. In dem letzten heißt es: „Ich weiß mir kein edleres Vergnügen, als wenn ich meine Freunde in Gedanken sammle und mich mit diesen rechtschaffenen Männern so betrachte, als ob wir eine eigene Familie in der Welt ausmachten. Bei Allen finde ich einerlei Geschmack, Ein empfindliches und großes Herz.“ — Ebenso besteht Brief 11 wesentlich nur in der Aufforderung: „Sagen Sie mir, daß Sie mein Freund sind!“ — Brief 12 in der Versicherung: „Wenn ich Ihnen auch keine Antwort schuldig wäre, würde ich doch schreiben und sagen, wie sehr ich Ihr Freund bin.“ — An einen ihm persönlich ganz fremden Prediger, der ihm „Erzählungen“ eingeschickt hat, schreibt er (Brief 18 und 19): „Was ist es für eine Wollust um das Gefühl der Freundschaft!“ — „Ich liebe Sie so sehr!“ — Einem „hochwohlgebornen Herrn“ schreibt er nur zu dem Ende, um ihm zu sagen, „daß er vor Andern sein Freund sei, daß er ihn wegen seiner Tugend hochschätze.“ — Sogleich in Brief 1 beschreibt Gellert das Verhältniß der Freundschaft so: „Freunde müssen wie Verliebte von der Freundschaft reden können, ohne dabei müde zu werden.“ — „Mögen Andere ihre Blätter mit täglichen Neuigkeiten füllen, wir wollen sie mit den Empfindungen unseres Herzens anfangen und abschließen. Es ist für mich eine Sache von der größten Wichtigkeit, Ihr Freund zu sein, und ich fühle so viel Vergnügen dabei, wenn ich's Ihnen sage, daß ich's Ihnen ganz gewiß noch viele hundert Male sagen werde.“ — (Aehnlich Rabener: „Ich habe heut an Cramer zwei Bogen voll freundschaftlichen Nichts geschrieben; nach Kopenhagen, Hamburg, Braunschweig, Dresden, Bernstadt in Schlesien habe ich nichts Wichtigeres geschrieben, und nun fange ich auch mit Ihnen an zu plaudern.“ — „Briefe“, S. 199.) Endlich noch eine Probe des damals üblichen empfindsamen Briefstyls von einer der Correspondentinnen Gellerts. Dem. Lucius schreibt an Gellert („Briefw.“, S. 123): „Welch' ein Segen des Himmels ist tugendhafte Freundschaft! welcher Anblick schöner, als der einer edlen und gefühlvollen Seele? welche Quelle menschlicher Glückseligkeit reicher, als das heilige Bedürfniß, das solche Seelen einigt?“

**) Vgl. u. A. „Briefw. mit Dem. L.“, S. 83 und sonst.

der Stimmungen des Einzelnen, des geselligen oder, so weit sie sich dort reflectirten, des literarischen Verkehrs. Sie machten jene ersteren häufig trübe und gedrückt, oder schwärmerisch überschwänglich, diesen letzteren eintönig und langweilig. Allein ungleich bedenklicher war eine andere Reihe von Wirkungen, die, aus der gleichen Ursache entspringend, auf das Gebiet der sittlichen und socialen Anschauungen hinübergriff. Da man sich von vornherein beschied, die bestehenden Einrichtungen in Staat und Gesellschaft und die dadurch bedingten Formen menschlichen Zusammenlebens weder ändern zu können, noch auch nur ändern zu wollen, doch aber das geheime Gefühl hatte, daß darin der Grund mancher unnatürlichen und ungerechtfertigten Handlungen des Einzelnen liege, so fand man sich unwillkürlich dahin gebracht, auch an diese letzteren einen andern Maßstab, als den der vollen sittlichen Strenge, anzulegen, Manches zu entschuldigen, was man eigentlich hätte streng verurtheilen müssen, Manches sogar schön zu finden, was keineswegs sittlich tadellos war.

So entstand jene, wie es ein zeitgenössischer Kritiker ausdrückt*), „mehr auf Stimmungen, als auf Grundsätzen ruhende", casuistische, d. h. den einzelnen Fall immer nach besondern Rücksichten beurtheilende Moral, welcher wir nur zu häufig bei Gellert und in den Gellert'schen Kreisen begegnen. In der Duldung und Beschönigung gesellschaftlicher Mißstände geht man so weit, daß man nicht allein das Fortbestehen solcher, die man als Uebel anerkennt, für nothwendig erklärt, „weil sonst die Menschen den Drang nach einer bessern Welt verlernen möchten", sondern daß man sich nicht scheut, einzelnen derselben sogar den Stempel von Einrichtungen der göttlichen Vorsehung zur Glückseligkeit der Menschen aufzudrücken. Wenn unsere heutige Menschenliebe ihre höchste Aufgabe darin sucht, dem Einzelnen die Möglichkeit und Fähigkeit zu verschaffen, für sich selbst zu sorgen und fremder Hülfe, fremden Mitleids wo möglich gänzlich zu entrathen, so schien man damals beinahe eine gewisse Wollust darin zu finden, Andere in bedrängten oder doch in minder günstigen Verhältnissen zu wissen, gleichsam um nur recht viel Stoff für die Uebung der privaten Tugenden der Wohlthätigkeit oder doch des Mitleids zu haben. Und auf der andern Seite fehlte es dann natürlich auch nicht an Solchen, welche es bequemer fanden, statt sich selbst anzu-

*) Einer der Verfasser des „Briefw. über den Werth einiger deutscher Dichter."

strengen, an die empfindlichen Herzen ihrer Nebenmenschen zu appelliren und ihre Hülfe zu beanspruchen*). Eine Correspondentin Gellerts klagt, daß ein junges strebsames Talent ihrer Bekanntschaft aus Mangel an Protection (ohne welche es damals nur schwer ein Fortkommen gab), darben und verkümmern müsse, setzt aber sogleich hinzu: „Aber freilich, wäre Alles nach den Gesetzen der Billigkeit abgemessen, jeder Tugendhafte so glücklich, als er es zu verdienen scheint, so würden wir wenig an diejenige Welt denken, wo die Gerechtigkeit allein herrschen soll"**).

Als dieselbe Freundin ihm ihre Gewissensbeunruhigung darüber mittheilt, daß sie durch einen Lotteriegewinnst in den Besitz von Glücksgütern ohne ihr Zuthun und Verdienst gekommen sei, antwortet ihr Gellert: „Dieser Glücksfall ist ja auch ein Beweis der göttlichen Vorsehung"***), — eine wahrhaft blasphemische Aeußerung, wenn man bedenkt, wie eben damals allerwärts in Deutschland die Lotterie, und namentlich das Zahlenlotto, von habsüchtigen und verschwenderischen Regierungen eingeführt ward, um mit dem den Unterthanen abgelockten Gelde den nimmersatten fürstlichen Seckel zu füllen. Diese Verkehrung eines, sittlich und volkswirthschaftlich so schädlichen Misbrauchs in eine gute und wohlthätige Einrichtung wird dadurch nicht gerechtfertigt, daß Gellert ein anderes Mal — in dem Lustspiel „Das Loos in der Lotterie" — einen Lotteriegewinnst als Belohnung der Tugend†) und

*) Wie dabei bisweilen diese hochgesteigerten Ansprüche von der einen Seite mit dem nicht gleich großen Maße, sei es des wirklichen Vermögens, sei es der Willfährigkeit zum Helfen, auf der Gegenseite in ein eigenthümliches Mißverhältniß kommen, davon finden wir bei Gellert selbst eine bezeichnende Kundgebung. In den „Briefen an Frl. von Schönfeld", S. 98, schreibt derselbe, er habe einen Brief von einem Vetter erhalten. „Nun, was wird darin stehen? Meine Vettern haben mir immer viel Noth gemacht. Was dächten Sie wohl, mein gnädiges Fräulein? Ich soll dem Menschen 400 Thlr. Geld leihen. Der Affe! Es ist eine Frage, ob ich so viel hundert Groschen habe. „Er wüßte, ich hätte viel Menschenliebe." Alle Leute machen mir die Schmeichelei, wenn sie Etwas bei mir suchen. „Ich hätte immer als ein Vater an ihm gehandelt." Das will ich auch jetzt thun und als Vater ihm sagen, daß er nicht klug ist, daß er zu Hahnemann (ein Banquier in B.) gehen soll, wenn er Geld braucht."

**) „Briefw. mit Dem. L.", S. 120.

***) Ebenda, S. 490.

†) „Für die Tugend" war die damals häufig auf Lotterielosen angebrachte Devise, wodurch man die Menschen mit ebenso unklaren sittlichen, als volkswirthschaftlichen Vorstellungen anzulocken suchte, eine Unklarheit, welcher Gellert hier auf bedenkliche Weise Vorschub leistet (vgl. Gellerts „Werke", 3. Thl., S. 331).

als ersehntes Mittel der Wohlthätigkeit gegen Andere darstellt. Man kann leicht wohlthun, wenn man die Mittel dazu nicht erwirbt, sondern durch einen Glücksfall mühelos erhält; das kurz vorher der Genügsamkeit gespendete Lob verliert wieder seine Kraft, wenn schließlich doch alle Wünsche ihre Befriedigung finden, und die Zuschauer jenes Lustspiels werden zwar gewiß sehr gerührt über die von Frau Damon, Karolinchen und Herrn Anton wetteifernd geäußerten „tugendhaften" Gesinnungen, aber ebenso gewiß in der herrschenden Meinung von der Vortrefflichkeit der Lotterie — als einer Veranstaltung, die zur Bethätigung so schöner Gesinnungen Anlaß gebe — bestärkt nach Hause gegangen sein.

Bei diesem unbedingten Respect vor dem Bestehenden in Staat und Gesellschaft mußte Gellert natürlich allemal nicht wenig in Verlegenheit kommen, wenn Anfragen, wie die des jungen adligen Duellanten*), ihn in die Mitte zwischen zwei unvereinbare Rücksichten stellten. Er wagte nicht, den Standesbegriff von Ehre, dessen Ausfluß das Duell ist, schlechthin zu verdammen, er wagte ebensowenig, dem Gesetz, welches das Duell verpönte, und dem Moralgebot der Sanftmuth und Menschlichkeit, welches er selbst so oft eingeschärft, zu widersprechen, und so wußte er sich nicht anders zu helfen, als dadurch, daß er mit der guten Absicht oder Gesinnung entschuldigte, was an sich als unsittlich zu verurtheilen er nicht wohl umhin konnte**).

---

*) S. oben S. 23.

**) Der betreffende Brief an den jungen Officier ist so charakteristisch für die ganze durch Gellert vertretene Richtung, daß er hier eine Stelle finden mag. Er ist in den „Briefen an Frl. v. Schönfeld", S. 82 ff., abgedruckt und lautet so: „Auch wenn Sie fehlen, fehlen Sie noch fromm; und, so wenig ich die Größe Ihres Fehltritts verringern will, so ist doch die Größe der Reue, die Sie empfinden, eben so gewiß ein untrüglicher Beweis eines guten Herzens, als die That ein Beweis Ihrer Schwachheit ist. Ja, liebster Freund, ein bewilligtes Duell ist eine Empörung wider Gott, und das Ihrige ist es nicht weniger, allein es hat doch in Ansehung seines Ursprungs etwas, das es vielleicht von allen Duellen in der Welt unterscheidet. Sie geriethen in eine gewisse Heftigkeit, weil man Sie in dem Gottesdienst ohne dringende Noth störte, und dieser Eifer, der im Grunde nichts als rühmliche Tugend ist, verleitete Sie, hitziger zu reden, als Sie gegen einen Vorgesetzten hätten reden sollen, eine Uebereilung, deren nur die besten Menschen fähig sind. Hätte der Major, wer er auch seinem Charakter nach ist, die Quelle Ihrer Hitze sehen können: so würde er Sie bewundert und heimlich geliebt, nicht aber beschimpft und bis zum Duell gehaßt haben. Diese Ursache Ihres bezeugten Unwillens und des daraus entstandenen Duells macht mir Sie mitten auf dem mörderischen Kampfplatze, den das Gewissen und die Religion

Besonders zu Gunsten Vornehmer läßt Gellert — wie viel er auch sonst immer von der „Gleichheit aller Menschen vor Vernunft und Gewissen“ spricht*) — von der Strenge der bürgerlichen Moral gern Etwas nach; ja er scheint es Personen von ausgezeichneter gesellschaftlicher Stellung beinahe schon als ein Großes anzurechnen, wenn sie mit solchen Handlungen, die er an Leuten gewöhnlichen Schlags wahrscheinlich einfach verurtheilen würde, sich entweder durch irgend eine äußerliche Ausgleichung, oder auch nur durch eine, ziemlich wohlfeile, Kundgebung gefühlvoller Regungen übel und böse abzufinden suchen**).

Als ihm über einen Mann, „den er hochschätzt“ (aller Vermuthung nach einen Höhergestellten), ungünstige Gerüchte in Bezug auf dessen sittliches Verhalten zugehen, will er lieber gar nichts davon hören, um seine gute Meinung von ihm nicht ändern zu müssen, denn „er wünschte, daß alle Menschen gut wären.“ ***)

verabscheut, bald bedauernswürdig, bald ehrwürdig. Genug, ich preise Gott mit Ihnen, daß er Sie so barmherzig bewahret und Ihnen das Leben zum zweiten Male, und selbst in dem Augenblicke, da Sie es verachteten, geschenket hat. So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt er seine Gnade walten über die, so ihn fürchten, auch in der Stunde, wenn sie fallen.“

*) S. oben S. 43.

**) In der „Schwedischen Gräfin“ erlaubt der alte Graf seinem Sohne, seine bürgerliche Geliebte mit auf Reisen zu nehmen, „um ihn von größern Ausschweifungen abzuhalten.“ . Als aber der junge Graf sich standesmäßig verheirathen soll, entsagt jene ihm freiwillig (obschon sie sich ihm nur gegen das Versprechen der Ehe ergeben hatte), weil sie hört, daß er sonst „sein Glück bei Hofe verscherzen würde.“ Die junge Gräfin findet dieses Benehmen Karolinens „sehr tugendhaft“ (natürlich! sie hat ja den Vortheil von dieser Entsagung), aber ebenso auch das des Grafen, der, nachdem er Karolinen verlassen, ihr — wie großmüthig! — eine Summe Geldes zum Unterhalte aussetzt. — Der Graf wird vom Hofe verbannt, weil seine Frau, die Gräfin, tugendhafter Weise den Verführungen eines Prinzen widersteht. Dieser selbe Prinz trifft die Eheleute später in England wieder, spricht sich reuevoll über seine jugendliche Schwachheit und lobend über die Tugend der Gräfin aus, bietet dem Paare seine Vermittelung zur Rückkehr an den Hof an u. s. w., und wird dafür mit einem kleinen Heiligenscheine, als ein „gefühlvoller Mensch“, umgeben. —

***) „Briefw. mit Dem. Lucius.“ — Es erinnert dies an einen ähnlichen Charakterzug, den von Spener Leibnitz berichtet. In einem Briefe an Chr. Junker, vom 11. Febr. 1711, sagt Leibnitz von Spener: „Er bediente sich als Werkzeuge auch solcher Männer, deren Leben und Sitten er nicht achtete, die er aber durch seine Rathschläge lenken zu können glaubte, und bei ihnen entschuldigte und vertuschte er, was er bei Andern laut getadelt hätte.“ (S. Jul. Schmidt „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland“, S. 331.) Vergl. 2. Bd., 1. Abth., S. 343.

Mit derselben Inconsequenz sehen wir den so tugendstrengen und gefühlvollen Mann sich als Schriftsteller in der Ausmalung von Verhältnissen gefallen, welche jedes gesunde, natürliche Gefühl als anwidernd verwerfen muß, und fast gewinnt es den Anschein, als ob er seine Helden und Heldinnen absichtlich nur darum in die unnatürlichsten und sittlich bedenklichsten Lagen versetze, um ihre empfindsamen und tugendhaften Gesinnungen desto glänzender leuchten zu lassen*).

Auch in Gellerts pädagogischen Ansichten verschmelzen Natur und Unnatur, eine verständig menschliche und bürgerliche Lebensanschauung

*) Es ist bekannt, daß, als Varnhagen einmal den Inhalt der „Schwedischen Gräfin" in einer Gesellschaft vortrug, ohne Titel und Verfasser des Romans zu nennen, die meisten der Zuhörer darin ein Erzeugniß des „jungen Deutschland" zu erkennen glaubten. — Es genüge, einige der bedenklichsten Situationen aus diesem Romane anzuführen. Von dem Verhältniß des Grafen zu seiner bürgerlichen Geliebten war schon die Rede. Als der Graf angeblich an seinen Wunden im Felde gestorben ist, heirathet die Gräfin nach einiger Zeit einen vertrauten Freund desselben, Herrn R. Jene ehemalige Geliebte des Grafen zieht, auf Bitten der Gräfin, in ihre Nähe und lebt im vertrauten Verkehr mit Herrn und Frau R. Nach Jahren kommt jedoch der todtgeglaubte Graf aus russischer Gefangenschaft zurück. Herr R., die älteren Rechte respektirend, tritt ihm die Gräfin wieder ab und will sich entfernen, natürlich nicht, ohne einen rührenden Brief voll Großmuth und Entsagung zurückzulassen. Allein der Graf besteht darauf, daß Herr R. dableiben und täglich mit ihnen verkehren muß. Ja er macht sich das besondere Vergnügen, in seiner Gegenwart die Gräfin zu liebkosen, indem er scherzend sagt: das solle seine Strafe dafür sein, daß er ihm die Gräfin abwendig gemacht. Und, zur Gräfin gewendet: sie räche sich ja auch an ihm durch die Gegenwart Carolinens. Ferner läßt die Gräfin in einem ihrer Briefe einfließen: Herr R. sei „sehr tugendhaft", denn sie „möchte leicht so viel Schwachheit gehabt haben, ihn anzuhören, wenn er an die vorigen Zeiten gedacht hätte", ja sie hätte wohl auch „durch manchen stummen Blick ihm ein Bekenntniß der vorigen Liebe gethan." — Neben dem Hauptroman geht als Episode her die leidenschaftliche Liebe des Sohnes und der Tochter Carolinens zu einander, die sich finden, ohne sich zu kennen. Es kommt bis zur Heirath — erst nach dieser tritt die Entdeckung ein; zum Glück stirbt der Mann, die Wittwe heirathet nach einiger Zeit einen vermeintlichen Freund desselben, der sich aber später als sein Mörder ausweist. Also: erst Maitressenwirthschaft, dann das unnatürliche und für ein gesundes sittliches Gefühl unerträgliche Zusammenleben von vier Menschen, die in solchen Beziehungen zu einander gestanden haben, wie der Graf, die Gräfin, Herr R. und Caroline, dazu endlich, als Würze, Blutschande, Verrätherei, Meuchelmord — dies Alles aber mit einer breiten Brühe rührender und tugendhafter „Empfindungen" übergossen! — Nicht viel anders ist es in den Lustspielen Gellerts. —

und eine ängstliche Rücksichtnahme auf die Forderungen der, damals noch wesentlich aristokratisch zugespitzten Gesellschaftsordnung zu dem wunderbarsten Gemisch. Seine Erziehungslehre beginnt mit der Empfehlung einer naturgemäßen Pflege des Körpers und einer vernünftigen Ausbildung des Geistes — ganz im Sinne Rousseau's —, so daß man glauben könnte, Gellert wolle ein Geschlecht heranbilden, stark genug, um auf eignen Füßen zu stehen und dem eingewurzelten Unwesen der Ueberfeinerung, der Charakterlosigkeit, des höfischen Knechtssinnes ein Ende zu machen —; allein weiterhin verläuft sie in eine Lehre der Wohlanständigkeit und der feinen Sitten, in eine Anweisung zum Fortkommen im Leben und zu einer „guten Carriere", ganz im hergebrachten Style der damaligen Zeit*).

„Laßt ihn machen!" sagte ein vornehmer Besucher der Gellert'schen Vorlesungen, „er erzieht uns Duckmäuser."**) Und, in der That, wenn Dies auch nicht die Absicht Gellerts war, so war es doch sicherlich nur zu leicht die Wirkung einer solchen, viel zu weichlichen und zu rücksichtsvollen, viel zu wenig männlichen und willensstarken Moral.

Schlußbetrachtung über die von Gellert angeregte Lebensanschauung nach ihren allgemeinen kulturgeschichtlichen Wirkungen.

So bietet die von Gellert ausgegangene neue Lebensanschauung — oder, sagen wir vielleicht besser, Stimmung — der kulturgeschichtlichen Betrachtung eine doppelte Seite dar. Unzweifelhaft war es ein Fortschritt zu nennen, daß man sich gewöhnte, im geselligen Verkehr natürlicher, mittheilsamer, minder zurückhaltend und förmlich zu sein, in der ganzen Lebensführung nicht mehr blos dem äußern Zwange des Gesetzes, oder der, oftmals sehr zweideutigen, Regel der Convenienz, sondern der innern Stimme des Herzens, der eigenen sittlichen Empfindung zu folgen, insbesondere das, bisher so vielfach mißachtete, einfache Verhältniß von

---

*) S. Gellerts „Moralische Vorlesungen." In einem Briefe („Briefe", S. 19) an Jemand, der ihn wegen der Erziehung eines 10jährigen „jungen Herrn vom Stande" um Rath gefragt, empfiehlt Gellert, denselben „aus dem Hause und mit einem Hofmeister nach Leipzig zu schicken." „Auf diese Weise", bemerkt er, „ist auch der junge Graf von *** als Kind nach Leipzig gekommen, und so noch etliche junge Herren vom Stande. Der Vortheil ist groß: sie fangen etliche Jahre eher an zu leben [mit 10 Jahren!], und hören etliche Jahre eher auf, Kinder zu sein." [Welch' traurige pädagogische Weisheit im Munde eines „Menschenfreundes"!]

**) „Laissez le faire, il nous forme des dupes." („Goethe's Werke", 23. Bd., S. 127.)

Mensch zu Mensch in seiner Reinheit und Würde neben, ja womöglich über den künstlichen Standes- und Klassenverhältnissen herzustellen. Dadurch kam in die Geselligkeit mehr Wärme und Zutraulichkeit, in die Sittlichkeit ein größerer Ernst, in die allgemeine Bildung mehr Freiheit und Beweglichkeit, in das ganze Zusammenleben der Menschen mehr Gegenseitigkeit, Billigkeit und Wohlwollen. Was Gellert hier, allerdings mit zum Theil noch unsicherer Hand, ausstreute, das waren die ersten Keime jener edlen Humanitätsbestrebungen, die in den folgenden Perioden, unter der kräftigeren Pflege eines Klopstock, eines Herder u. A., und beim Hinzutritt neuer unterstützender Momente im äußeren Leben, der deutschen Bildung und Gesittung vielfach herrliche Frucht trugen.

Auf der andern Seite tritt in dem Gebahren Gellerts und seiner Kreise ebensoviel Unnatur, als Natur, ebensoviel Unwahrheit und Schein, als Wahrheit und Wesenheit, zu Tage. Die Geselligkeit, kaum erst durch die Aufnahme eines neuen, fruchtbaren Elements, der größern Expansion des Gefühlslebens und der ungezwungeneren Mittheilsamkeit, einigermaßen belebt und vermannigfaltigt, ward alsbald wieder durch das Uebermaß der Empfindung zur Einförmigkeit und Langeweile verurtheilt. Die Sittlichkeit, lediglich auf individuellen, nur zu oft unklaren Gefühlsregungen fußend und dabei noch zwischen allerlei Rücksichten eingeklemmt, ward unsicher und gerieth in's Schwanken. Die ganze Stimmung der Gesellschaft erhielt etwas Ungesundes, Kränkelndes, Verweichlichtes. Das weibliche Element gewann, wie in Gellerts persönlichem Umgang und in seiner eignen Empfindungsweise, so in der ganzen durch ihn verbreiteten Lebensrichtung ein ungebührliches Uebergewicht. Die Frauen überboten einander in zärtlichen, schwärmerischen, auch wohl schwermüthigen Empfindungen*), und die Männer wurden zum Theil davon angesteckt. Wenn die Letzteren bis dahin nur zu oft die Tyrannen im Hause gespielt hatten, so hörten sie jetzt bisweilen fast auf, Männer zu sein, wurden geschwätzig, weichlich, überempfindsam. Das eine Uebel ward geheilt, aber durch ein anderes, kaum weniger schlimmes. Die Absicht, die Unebenheiten und Schärfen des alltäglichen Verkehrs (die am Stärksten da hervortreten, wo die Menschen, beim Mangel großer öffentlicher Verhältnisse, gänzlich auf das Zusammenleben in diesen

---

*) „Jede Schulmeisterstochter meint, sie müsse ein „„Julchen““ sein“, sagt der eine der Verfasser der oft citirten „Briefe über den Werth“ u. s. w.

engsten Kreisen beschränkt sind) durch die Ausbreitung sanfter, menschenfreundlicher Gesinnungen möglichst abzustumpfen, die kleinen Privatleidenschaften des Menschen durch die entgegengesetzten Tugenden zu bekämpfen, war sicherlich zu loben; allein man übersah, daß Dies auf wahrhaft wirksame und nachhaltige Weise nur durch die läuternde Ablenkung der menschlichen Triebe auf große, allgemeine Interessen — wie sie ein freies öffentliches und nationales Leben bietet — geschehen kann, daß aber auf dem Wege, auf welchem man hier zu dem gleichen Ziele zu gelangen suchte, die Willenskraft des Menschen selbst abgetödtet oder doch unter dem Uebermaße „sanfter", „zärtlicher" Empfindungen erstickt wird *). Im Privatverkehr waren Leute aus Gellerts Schule in der Regel gewiß höchst liebenswürdig und umgänglich — wohlwollend, billigdenkend, theilnahmevoll —, allein, wie schon ein Zeitgenosse treffend bemerkte **), „ein Staat von lauter Gellerts" — d. h. von lauter empfindsamen, nur Wohlwollen und Sanftmuth athmenden Individuen — „wäre unglücklich."

Die Hallesche Dichterschule: Lange, Pyra, Gleim, Uz, Götz.

Ungefähr gleichzeitig mit der jungen Leipziger Schule, deren Mittelpunkt die „Bremer Beiträge" waren, zum Theil sogar noch etwas früher, hatte sich in dem benachbarten Halle ein ähnlicher Kreis dichterischer Talente zusammengefunden. Es waren ebenfalls junge Leute, Studenten oder unlängst der Universität Entwachsene. Auch sie hatten ihre Laufbahn in Gottsched's Schule begonnen; auch sie waren durch den vereinten Einfluß Hagedorns und der Schweizer in andere Bahnen gelenkt worden. Mehrere davon arbeiteten eine Zeit lang für die „Bremer Beiträge", einzelne auch schon für Schwabe's „Belustigungen".

Indessen war doch der Charakter dieses Halleschen Kreises in mehrfacher Hinsicht vom Anfange an ein von dem der Leipziger abweichender. Die Ursachen dieser Verschiedenheit mochten zum Theil zufällige, persönliche sein, zum Theil waren sie in der örtlichen Natur der beiderseitigen Ausgangspunkte selbst begründet. Den Leipziger Freunden bot die lebhafte Handelsstadt mit ihrer bunten, aus Heimischen und Fremden gemischten Bevölkerung, mit ihrem gebildeten und leidlich unabhängigen

*) Auch diesen Gesichtspunkt haben bereits (damit wir uns in keiner Weise mit fremden Federn schmücken) die Verff. der „Briefe" u. s. w. wenigstens angedeutet.

**) Ebenda.

Bürgerthum Stoff und Anstoß zu poetischen Darstellungen aus den Kreisen des alltäglichen Lebens, zugleich, durch eine vielbesuchte Universität, eine berühmte Schaubühne, endlich als Mittelpunkt eines ausgebreiteten literarischen Verkehrs, Gelegenheit zu einer wirksamen Propaganda vorzugsweise moralischer Art. Was Wunder, wenn man sich dort einer lehrhaften oder auch satirischen Dichtweise zuwendete und dabei einerseits das Theater, andererseits den Journalismus als Hebel literarischen Einflusses benutzte.

In Halle war von dergleichen äußern Hülfsmitteln und Antrieben so gut wie Nichts vorhanden. Die jungen dichterischen Talente sahen sich wesentlich auf sich selbst und auf rein literarische Anregungen angewiesen. Unter diesen Umständen erhielt bei ihnen das lyrische Element von vornherein ein natürliches Uebergewicht, war die dichterische Produktion weniger die Wirkung einer Beobachtung gegebener Lebenszustände und einer dadurch geweckten Empfindung, als vielmehr einer künstlerischen Nachahmung fremder Muster und einer praktischen Anwendung theoretischer Regeln. Diese letzteren schöpften die jungen Dichter aus den Vorlesungen und Schriften Al. Baumgartens und Meyers — Letzterer selbst einer der Genossen dieses Kreises —, welche sich für die Ausbildung einer besondern Wissenschaft der Aesthetik eifrig bemüht zeigten.

Eine Hauptforderung dieser, auf dem Grunde Wolf'scher Ansichten auferbauten Aesthetik war die „sinnliche Vollkommenheit" der Erkenntniß und des Ausdrucks. Die Leipziger, mit ihrer mehr erzählenden, lehrhaften oder satirischen Dichtweise, faßten vorzugsweise die Deutlichkeit der Darstellung, verbunden mit einem warmen, lebhaften moralischen Gefühl, in's Auge: die Hallenser, mit ihren vorwaltend lyrischen Neigungen, brachten das Element der sinnlichen Empfindung entschiedener zur Geltung. Als besonders nachahmenswerthes Muster einer solchen sinnlich lebhaften, natürlich muntern Dichtung wurde von ihnen unter den Alten der Grieche Anakreon verehrt, als Muster einer etwas mehr gehaltenen, sinnliches Wohlbehagen mit geistiger Freiheit und Würde anmuthig verbindenden Lebensweisheit der Römer Horatius. Diesen beiden Vorbildern strebten sie eifrig nach, und bildeten so, mit ihren aus Horazischen und Anakreontischen Weisen gemischten muntern Liedern von Liebe, Freundschaft, Natur- und Lebensgenuß, einen nicht minder starken Gegensatz zu der steif conventionellen Dichtung Gottscheds, als die Genossen

der Bremer Beiträge mit ihren kleinen Fabeln, Erzählungen und komischen Epopöen aus dem Alltagsleben. Auch in Bezug auf die äußere Form sagten sie sich ausdrücklich von dem Leipziger Altmeister los, indem sie an die Stelle des einförmig klappernden Alexandriners den reimlosen Vers der Alten setzten, den sie später zwar meist wieder mit gereimten, doch aber zwangloseren Versarten vertauschten.

Daß eine solche freie und heitere Dichtweise nicht allein an dem Hauptsitze des, in seiner damaligen Gestalt vorwiegend einer düstern Auffassung des Lebens zugewendeten Pietismus entsprang, sondern auch zu ihrem ersten Urheber und Vorkämpfer den Sohn eines Hauptvertreters des Pietismus hatte, S. G. Lange, würde wie eine bloße Ironie des Zufalls erscheinen, wenn man nicht wüßte, wie leicht einseitige und übertriebene Lebensrichtungen nach dem natürlichen Gesetze geistiger Reaction in ihr gerades Gegentheil umschlagen*).

Diese erste Periode Hallescher Dichtung war übrigens nur kurz und wenig ausgiebig. Der von Lange 1734 gestiftete Verein „zur Beförderung der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit" zählte unter seinen Mitgliedern, außer dem Stifter selbst und dessen jüngerem Freunde Pyra, kein einziges nennenswerthes poetisches Talent; auch löste er sich auf, als jene Beiden Halle verließen (1737). Doch wirkte der dadurch gegebene Anstoß fort, lebendig erhalten durch die im gleichen Sinne weitergeführte wissenschaftliche Thätigkeit Baumgartens und Meyers, zu denen 1738 noch Klotz, als eifriger, wenn auch nicht immer glücklicher Erklärer des Horaz, hinzukam, so wie durch die persönlichen Beziehungen, welche Lange von seiner Pfarre in Laublingen aus noch immer nach Halle hinüber unterhielt. Neue Strebegenossen traten an die Stelle der Ausgeschiedenen. Die bedeutendsten dieser Jüngeren, welche zwischen 1738 und 1740 sich in Halle zusammenfanden, Gleim aus dem Halberstädtischen, Uz aus Anspach, Götz aus Worms, brachten zu ihren gemeinschaftlichen Bestrebungen ein Element mit, welches für die neue Richtung und ihren Gegensatz zu dem Leipziger Kreise entscheidend ward. Der letztere bestand, mit Ausnahme Rabeners und El. Schlegels, nur aus Solchen, welche ein geistliches oder

*) Dieser Ansicht ist auch Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie"), wenn er (I. Bd, S. 468) sagt: „Sie boten den pietistischen Forderungen des Waisenhauses Trotz."

ein Lehramt zu ihrer Lebensbestimmung gewählt hatten. Diese alle fühlten sich dadurch von vornherein auf eine mehr lehrhafte, moralisirende Richtung hingewiesen. Gleim und Uz dagegen waren Juristen und bewegten sich während des größten Theils ihres Lebens in Verhältnissen, welche ihnen das Dichten weniger als Lebensberuf, um so mehr als Erholung in ihren Mußestunden nahelegten. Was Götz betrifft, so war er zwar Theolog, allein durch mannigfache günstige äußere Umstände, welche ihn in die große Gesellschaft, ja in ferne Länder führten, ward auch er fast noch mehr zum Weltmann, als zum Geistlichen herangebildet.

Aus solcherlei zusammenwirkenden Ursachen entstand hier eine Poesie des heitern, unbefangenen Sichauslebens in sinnlich-geistigem Behagen, ziemlich frei ebensowohl von der lehrhaften Absichtlichkeit, wie von der satirischen Polemik der Leipziger Schule, ihrem Grundcharakter nach lyrisch, ihrer Form nach leicht, zwanglos, zum großen Theil musikalisch in ihrem Rhythmus, — recht eigentlich eine Poesie der muntern Geselligkeit.

In diesem Geiste wirkte sie auch ganz vortheilhaft auf den Bildungsfortschritt der damaligen Gesellschaft ein. An den kleinen, muntern Poesien der Hallenser gewannen die Kreise des gebildeten Mittelstandes (wie schon früher an den Hagedorn'schen und manchen andern Liedern der niedersächsischen Schule) wohlthätig belebende Elemente geistig-geselliger Erheiterung und Erregung. Lieder, wie die, seiner Zeit überall gekannten und beliebten, von Gleim: „Kein tödtliches Sorgen beklemme die Brust“ u. s. w., oder: „Den flüchtigen Tagen wehrt keine Gewalt“, u. a. m., meist in Musik gesetzt und von Einzelnen oder im Chor gesungen, auch wohl vorgelesen oder declamirt, gaben eine erwünschte Unterbrechung der, in den meisten geselligen Cirkeln damals noch immer vorherrschenden, steifen und langweiligen Complimente und hergebrachten einförmigen Gespräche, eine erfrischende Anregung zwanglosen Empfindens und natürlichen Sichgebens, dessen fortwirkender Anstoß dann leicht zu einem freieren und unbefangeneren Gedanken- und Gefühlsaustausche im Allgemeinen führte.

Aber nicht blos die gesellige Sitte, die ganze Denkweise der Menschen erfuhr durch die heitere Lebensphilosophie, welche die neue Dichterschule verbreitete, eine einflußreiche Reform. Sie bildete ein günstiges Gegengewicht gegen die, allzusehr einer schwermüthigen Auffassung des

Lebens zuneigenden, Ansichten der Gellert'schen Kreise. Sie füllte eine wichtige, von den letzteren offengelassene Lücke aus, indem sie die heitere Naturempfindung, die dort hinter den rein geistigen, moralischen Regungen fast zu sehr zurücktrat, in ihr Recht einsetzte und das praktische Beispiel eben jenes zufriednen Lebensbehagens gab, welches Gellert zwar gelehrt, aber selbst — wegen seines kränklichen, gedrückten Wesens — nur höchst unvollkommen zur Erscheinung zu bringen vermocht hatte.

Dichtung und Leben.

Die Halleschen Dichter („Anakreontiker" pflegten sie sich wohl zu nennen) suchten ihre poetischen Anschauungen und Empfindungen auf ähnliche Weise in ihrer Lebensweise auszuprägen, wie Gellert und seine Anhänger die ihrigen; sie übten den Kultus der Freude, der Geselligkeit, des heitern Naturgenusses, vor Allem aber der zärtlichsten Freundschaft, den sie in ihren Liedern verherrlichten, nach besten Kräften auch in der Wirklichkeit.

Eines müssen wir davon ausnehmen: die Liebe — denn, wie keck auch diese Jünger Anakreons bisweilen in ihren Dichtungen auf den Spuren des Meisters einherzuwandeln scheinen, so sieht man es doch den meisten ihrer Liebeslieder auf den ersten Blick an, und die Lebensläufe der Dichter bestätigen es, daß sie viel seltener aus eigener Erfahrung, als nach fremder Schablone, viel weniger aus vollpulsirendem Drange innerster Empfindung, als nur ehrenhalber, um dem Namen und dem Vorbilde ihres Lehrers keine Schande zu machen, verliebte Weisen anschlagen. Wie frostig und gemacht nehmen sich die meisten der erotischen Lieder von Gleim, Uz, Götz u. A. aus im Vergleich z. B. mit den, zwar viel kunstloseren, aber auch viel naturwüchsigeren Chr. Günthers! Von Gleim weiß man, daß er ein einziges Mal wirklich zu lieben glaubte, aber auch da sich getäuscht fand und dann sein ganzes langes Leben als Hagestolz verbrachte*). Götz, der Verfasser der,

*) „Der Liebe", schreibt Gleims Biograph, Körte, von ihm (S. 66), „schien er nicht gewachsen — wegen der eigensüchtigen Heftigkeit seines Gemüths." — „Muß nicht die Liebe auch den Sinnenrausch bestehen?" — „Freundschaft ist ein einfacheres Element, — die Freundschaft liebt frei, um im freien Bunde hochherzig zu sein, Liebe bindet sich auf ewig." — „Bis jetzt (1750) hatte der Sänger so vieler verliebter Lieder noch nicht geliebt." Seine Freunde machten ihm Vorschläge, aber er konnte sich nicht entschließen. „Sollte es wohl",

wenn nicht empfindungsreichsten, so doch bilderreichsten aller dieser anakreontischen Tändeleien, der „Mädcheninsel", führt darin sich selbst als

---

schreibt er an Weiße, „der Liebe zu den Mädchen hinderlich sein, daß ich so viele Freunde zärtlich liebe?" Im Winter 1752—53 verliebte er sich endlich wirklich, — eine Verlobung fand statt, der Tag der Hochzeit war angesetzt, aber noch im letzten Momente ward die Sache rückgängig: Gleim dichtete in jener Zeit die Strophen:

— welch' ein Thor war ich: ich sang
Der Schönen Lob in unerfahrner Jugend,
Pries ihre Küss' und ihre Tugend,
Und kannte Kuß und Tugend nicht!

„Niemals", setzt Körte hinzu, „ward sein Herz wieder gefesselt." — Der Briefwechsel Gleims mit Caroline Meyer (oder, nach dem damaligen Sprachgebrauch, „der Meyerin") ist handschriftlich im 1. Bande der in der Gleimstiftung aufbewahrten Manuscriptensammlung enthalten und mir durch die Güte der verehrlichen Verwaltung besagter Stiftung, insbesondere des Herrn Seminarlehrer Jänike, des Custos derselben, zur Einsichtnahme auf mein Ersuchen mitgetheilt worden. Es ist ein äußerst zärtlicher Briefwechsel, von ihrer Seite fast noch zärtlicher, als von der seinen. Sie kann die Hochzeit kaum erwarten, nennt sich schon „seine Frau", die „Gleimin", ihn „ihr liebes Männchen" u. s. w. Das eine Mal hat sie unter dem Brief die Küsse abgebildet, die sie ihm in Gedanken mitsendet. Plötzlich aber, ganz kurz vor der, bereits auf den 2. Mai 1753 angesetzten Hochzeit, tritt eine Störung des Verhältnisses ein, — wodurch? läßt der Briefwechsel durchaus nicht klar erkennen. Körte behauptet, der Vater der Braut habe sich nicht entschließen können, sie von sich zu lassen, habe deshalb einen Groll gegen Gleim gefaßt; die Tochter, dem väterlichen Willen nachgebend, sei gleichfalls kälter geworden. In dem Briefwechsel finden wir nur eine Klage Gleims über ein plötzliches kälteres Benehmen der Braut, einen „halben Abschied", ihrerseits Entschuldigungen und neue Liebesversicherungen. Dann schreibt wieder Gleim: er wolle ihr nicht mehr so oft schreiben, um sie nicht in der Arbeit zu stören, der Vater scheine es nicht gern zu sehen. Vorher erweist sich das Verhältniß Gleims zum Vater und zu der ganzen Familie seiner Braut als ein sehr freundliches. Nichtsdestoweniger sucht Gleim um Dispensation vom öffentlichen Aufgebot nach, die ihm auch gewährt wird, ja, der Tag der Hochzeit muß noch bis zuletzt fest (auf den 2. Mai) bestimmt gewesen sein, denn es finden sich in dem betreffenden Heft mehrere gedruckte Hochzeitgedichte von auswärtigen Freunden Gleims mit diesem Datum. Eine auffallende Erscheinung an diesem Briefwechsel ist, daß die sämmtlichen Briefe der „Meyerin" — bis auf zwei — nicht in der Urschrift, sondern nur in Abschriften vorhanden sind (wie theils aus der Handschrift, theils daraus zu entnehmen, daß Vieles darin in einer Weise abbrevirt ist, wie es in Briefen nicht gewöhnlich, und wie es am wenigsten Frauenzimmer zu thun pflegen), und daß diese abgeschriebenen Briefe von den beiden im Original aufbewahrten sich — sehr zu ihrem Vortheil — nicht allein im Styl, sondern auch in der Orthographie unterscheiden. Man möchte dadurch fast auf die Vermuthung kommen, Gleim habe die Briefe seiner Geliebten abgeschrieben, oder (da die

„Alten“ mit „silbernem Haar“ auf, den zwar die Schönen umtanzen, der wohl auch ihnen „im Schooße sitzt“ und „Küsse raubt“, der aber

---

Handschrift auch der seinigen nicht ganz gleicht) abschreiben lassen und dabei vielleicht hier und da etwas gefeilt. Man weiß, wie vielverbreitet damals die Sitte war, Briefe an Dritte mitzutheilen, und wie großen Werth man auf wohlgeschriebene Briefe legte; möglich also, daß Gleim, um seine Geliebte vor Verwandten oder Freunden in möglichst günstigem Lichte zu zeigen, eine solche kleine pia fraus beging. Nach den beiden Originalbriefen zu urtheilen, mochte die „Meyerin“ ein ganz munteres und von Herzen gutes, aber durch Geist und Bildung nicht eben ausgezeichnetes Mädchen sein. Aus einem Briefe Kleist's an Gleim (aus dem Jahre 1751) scheint hervorzugehen, daß Gleim noch kurz vor Anknüpfung jenes Verhältnisses in letzterer Beziehung ziemlich hohe Ansprüche gemacht hatte. „Warum thun Sie jetzt so ängstlich um eine Frau?“ schreibt Kleist (Handschriftl. Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim, 2. Band). „Wenn Sie Schönheit, Verstand, Tugend, Mittel, Sympathie mit Ihrem Charakter, Witz, Geschmack, oder was sonst für eine Idee von einem Mädchen, das Ihnen gefallen soll, Sie sich gemacht haben, suchen wollen, werden Sie es nicht finden. Wenn Sie aber mit einem guten Aussehen, natürlichem Verstande, gutem Herzen, mittelmäßigem Reichthum zufrieden sind, werden Sie es finden.“ — Möglich, daß ein wahrgenommener Mangel an feinerer Bildung oder an Zartgefühl auf Seiten des Mädchens oder ihrer Verwandten Gleim verletzte und noch im letzten Augenblicke überzeugte, daß er in seiner Wahl sich getäuscht habe. — Ein späterer Brief der „Meyerin“ scheint auf so Etwas hinzudeuten. Im J. 1774 schreibt dieselbe (die sich inzwischen anderweit verheirathet hatte und wieder Wittwe geworden war) an Gleim, klagt sich selbst ihrer damaligen „Vergehungen“ und ihres „abscheulichen Unsinns“ an, bei welchem Gleim sich so „großmüthig“ benommen habe, und bittet ihn um seine Vermittelung wegen einer „Versorgung“. Gleim bedauert, im Augenblick nichts thun zu können, bittet sie aber, „diese Kleinigkeit (jedenfalls ein Geldgeschenk) anzunehmen“, auch ihn ihren Aufenthaltsort wissen zu lassen. Alles Frühere sei vergeben und vergessen. Sie dankt ihm sehr gerührt (etwas phrasenreich) und voll tiefster Hochachtung. Wie man aus dem Briefwechsel ersieht, ist sie in dieser Zeit selbst einmal in Halberstadt, in Gleims Hause, gewesen, hat jedoch nicht ihn, nur seine Nichte gesprochen. 1779 bittet ihn dieselbe „verwittwete Hartmann“ nochmals um eine Unterstützung und gibt an, daß sie bei einem Geistlichen lebe. Gleim erkundigt sich bei einem Dritten nach diesem Geistlichen, erhält auch Auskunft, — was er aber weiter in der Sache gethan, erfährt man nicht. — Die ganze Art, wie die frühere Geliebte ihn bittstellernd, und zwar wiederholt, angeht, sowie der Ton dieser Bittgesuche, macht nicht gerade den Eindruck von besonderem Zartgefühl oder feinerer Geistesbildung: die Frau stellt sich vielmehr als etwas gewöhnlich dar, und so scheint auch Gleim ihr Gebahren empfunden zu haben. — In jenem früheren Briefwechsel mit seiner Braut (1752—53) spricht Gleim ganz deutlich aus, daß seine, damals längst erschienenen, Liebeslieder nicht wirklich Erlebtes, sondern nur Gebilde seiner Phantasie enthalten hätten. „Ich habe“, schreibt er u. A. am 9. Febr. 1753, „das

doch mehr beschaulich, als unmittelbar theilnehmend, den Liebesscherzen der Jugend beiwohnt und dessen höchster Wunsch darin besteht, daß nach seinem Tode sein „balsamirter Leib" als „wohlriechendes Skelett" auf Cytherens Altar aufgestellt werde. Das Gedicht „Die Wollust" von Uz weist ausdrücklich die Wollust zurück, „die Lieb' und Wein durch Uebermaß entweiht", empfiehlt dagegen jene andere, „die, der Weisheit Kind, durch reine Lust die zügellosen Triebe bändigt", welche, entfesselt, „Recht und Menschenliebe kränken." „Der Weise", singt er, „muß nach ächten Freuden streben, die Klugheit würzt und Reue nicht vergällt."

Dieses etwas frostige und kaltverständig berechnete Verhältniß der neuen „Anakreontiker" zu der Göttin Anakreons, der Liebe, ist bezeichnend für das damalige deutsche Kulturleben. Jene sinnliche, frivole Abart der Liebe, welche in den Kreisen der, von französischer Sittenlosigkeit angesteckten, vornehmen Gesellschaft — und, in deren Nachäffung, theilweise auch im Bürgerstande — als ein Monopol aristokratischen Lebensgenusses gepflegt ward, konnte unmöglich das Ideal einer Dichterschule werden, welche mit Gellert und dessen Strebegenossen die Begeisterung für „Unschuld" und „Tugend", „Menschenrecht" und „Menschenwürde" theilte. Ein Egoismus, der in ungezügelt wilder Lust Ehre und Lebensglück des Gegenstandes seiner Liebe zerstört, mußte den Jüngern der „heitern Lebensweisheit" ebenso verwerflich erscheinen, wie den „empfindlichen" Gellert'schen Seelen. Ward doch dadurch — wie Uz andeutet — „Recht und Menschenliebe gekränkt", vor Allem aber (da der leidende Theil in der Regel einem geringeren Stande, als der genießende, angehörte) die natürliche Gleichheit aller Menschen aufgehoben, das Selbstgefühl und die Selbstachtung des Bürgerstandes auf's Tiefste verletzt!

Die freie Liebe aber als ein natürliches Recht jedes Menschen, gleichsam als die Erfüllung eines inneren Naturgebotes, zu proklamiren und ihr dadurch wenigstens die Ausschließlichkeit und Gehässigkeit eines aristokratischen Vorrechts zu benehmen, — dieser kühnere Schritt war erst

Bild eines vollkommnen Mädchens, als eines, das wohl nirgends, außer in meiner Einbildungskraft, zu finden sein wird, unter dem Namen „Doris" in hundert Liedern besungen." Weiter sagt er: er habe ein zärtliches Herz, das aber „bis zu der glücklichen Zeit seiner Liebe (zu ihr) der Tugend und Unschuld treu geblieben."

einer spätern Richtung unserer Literatur vorbehalten, die allerdings — durch W. Heinse, den Verfasser des „Ardinghello" — persönlich gewissermaßen an die Gleim'schen Kreise anknüpft. Gleim selbst und seine nächsten Gesinnungsgenossen, wenn sie auch noch so viel von „Mädchens", „Schönen", Küssen und sonstigem Liebesscherz sprachen oder sangen, waren weit entfernt, damit etwa zu einem Kultus der Sinnlichkeit in jenem späteren, Heinse'schen Sinne auffordern, oder einen solchen poetisch rechtfertigen zu wollen. Gewiß hatte Gellert Recht, wenn er von dieser Seite her Uz gegen den Vorwurf der „Leichtfertigkeit" in Schutz nahm.

Noch aus einem andern Gesichtspunkte war gerade die Empfindung der Liebe nicht geeignet, für diese Kreise mehr, als ein bloßer poetischer Zierrath, der Gegenstand eines wirklichen, leidenschaftlichen Kultus im Leben zu sein. Auch für diese Kreise, wie für die Gellert'schen, war die Aufhebung der Schranken, welche den Menschen vom Menschen trennen, die Verbannung jeder Art von Eigensucht, Absonderung, Ausschließlichkeit, die Herstellung größtmöglichster Gemeinsamkeit, Gegenseitigkeit, sympathetischer Theilnahme unter allen Menschen ein Hauptpunkt der Lebensmoral. Nur daß, was bei Gellert, der sich als Lehrer der ganzen Nation, als Mittelpunkt einer ausgedehnten Gemeinde von Anhängern und Schülern betrachtete, die größeren Maßstäbe einer Annäherung ganzer Gesellschaftsklassen aneinander, einer allgemeinen Verpflichtung zur Menschenliebe und zur Wohlthätigkeit annahm, bei Gleim und seinen Freunden, die mehr nur unter sich im engeren Kreise verkehrten, vorzugsweise in der bescheideneren Form geselliger Tugenden und Pflichten sich darstellte. Allein mit der Uebung dieser geselligen oder Umgangspflichten nahm man es dagegen hier um so strenger.

Moralisch-ästhetische Lebensanschauung der „Anakreontiker".

Heiterkeit, Aufgeschlossenheit des Herzens und des Geistes, Mittheilsamkeit, Theilnahme an fremdem Wohlbefinden und Vergnügen, und das werkthätige Bestreben, dieses Vergnügen so viel als möglich zu erhöhen und zu vervielfältigen, — Das betrachtete man von diesem Gesichtspunkte aus nicht allein als die edelsten und „unschuldigsten" Freuden des Lebens, sondern geradezu als Kennzeichen einer wahrhaft menschenfreundlichen, gefühlvollen, von Eigensucht freien Denkungsart; dagegen galten Verschlossenheit, Streben nach irgend einer Ausschließlichkeit des Gebahrens und des Genießens, ein launenhafter, ja selbst schon ein gedrückter Gemüthszustand, der unfähig zur Theilnahme an dem Glück Anderer und an der allgemeinen

Fröhlichkeit machte, für Anzeichen eines Mangels an Nächstenliebe, wo nicht gar eines bösartigen Charakters*).

Auch die Liebe durfte von dieser Regel keine Ausnahme machen. Man ließ sich dieselbe gefallen als ein „unschuldiges" Tändeln und Scherzen, gleichsam nur eine erhöhte Art der Geselligkeit durch zwanglose Annäherung der Geschlechter aneinander, ohne tiefere Leidenschaft, ohne ein ausschließliches und für immer bindendes Verhältniß. Eine Liebe dagegen, die den ganzen Menschen einnehmen und für alles Andere unempfindlich machen wollte, mußte in diesen Kreisen schon fast wie ein Verrath an der allgemeinen sympathetischen Theilnahme für Andere, an der Freundschaft, erscheinen. Selbst zu Gunsten der Ehe würde man davon kaum eine Ausnahme gemacht haben. Gleim hatte wohl Recht, wenn er sagte: „daß er so viele Freunde zärtlich liebe, hindere ihn an der Liebe zu Einem Mädchen" **).

---

*) Dies ist der Grundgedanke jenes oft citirten Gleimschen Gedichtes „Einladung zum Tanz", worin die Verse vorkommen:

„Unschuldige Jugend,
Dir sei es bewußt:
Nur Feinde der Tugend
Sind Feinde der Lust.

Die Wolken der Grillen
Verrathen genug
Boshaftigen Willen
Und bösen Betrug.

Denn Tugend und Freude
Sind ewig verwandt;
Es knüpfet sie beide
Ein himmlisches Band."
U. s. w.

**) Körte a. a. O., S. 68. In dem (handschriftl.) Gleim-Kleist'schen Briefwechsel finden sich mehrfache Andeutungen des Vorzugs, den man in diesen Kreisen grundsätzlich der Freundschaft vor der Liebe gab. So schreibt Gleim an Kleist (1. Bd.): „Weder Musen noch Mädchen werden die Sorgen so gut abhalten, als ein Freund." Und Kleist an Gleim: „Sie sind mir weit angenehmer, wenn ich Sie mir bei einer Doris, als beim Buche vorstelle. Am angenehmsten aber werden Sie mir sein, wenn ich, auf Doris eifersüchtig, Sie selber küssen werde." Ein anderes Mal scherzt Kleist über die Vorzüge der sächsischen und schlesischen Mädchen, fügt aber hinzu: „Doch auch Dies ist mir nicht recht Ernst; ich scherze nur, um mich

Ihr Freundschaftskultus, verglichen mit dem der Gellert'schen Kreise.

In demselben Maße aber, wie man sich mit der Liebe nur durch einige scherzhafte, poetische Tändeleien absand, im Leben jedoch sich meist kühl abweisend dagegen verhielt, ward die Freundschaft in diesen Kreisen der Gegenstand eines hingebenden, selber die Liebe an Zärtlichkeit fast überbietenden Kultus*). In diesem Punkte übertreffen die Anakreontiker noch weit Gellert und seinen Anhang. Namentlich das Moment des persönlichen Wechselverkehrs kommt hier ungleich mehr, als dort, zur Geltung. Die „Empfindlichen" begnügten sich allenfalls mit dem rein geistigen, gleichsam blos magnetischen Rapport in die Ferne, mit dem Bewußtsein, da und dort gleichgesinnte Seelen zu haben und mit diesen brieflich zu verkehren: die Anakreontiker — nach ihrer lebensfroheren Weise — zogen den persönlichen Wechselverkehr und Gedankenaustausch allem Andern vor und betrachteten den brieflichen — so sehr sie auch diesen nebenbei pflegten — doch immer nur als ein dürftiges Surrogat des mündlichen.

Den Gellert'schen Kreisen war die Freundschaft ein moralisches Bedürfniß, ihr Hauptgegenstand und Zweck die gegenseitige Bestärkung und Befestigung in der gemeinsamen „tugendhaften" und „menschenfreundlichen" Lebensauffassung: den Anakreontikern war sie ein geistig-sinnlicher, oder auch ästhetischer Genuß — als Befriedigung ihrer geselligen Neigungen und als wechselseitiger Anregung geistiger, besonders auch poetischer Thätigkeit. Die „Freunde" und „Freundinnen" Gellerts standen in dem Verhältniß einer natürlichen Unterordnung zu Gellert selbst, als dem Hohenpriester der ganzen Gemeinschaft, sie verkehrten miteinander fast nur durch dieses ihr Haupt, oder doch in ihrer Eigenschaft als dessen Jünger und Anhänger: in dem Kreise, mit dem wir

---

des Schmerzes über den Verlust meines lieben Adler (eines Freundes, der von Potsdam fortgegangen) zu entschlagen." — Im Dez. 1745 schreibt Kleist wieder an Gleim von sich: „Sie halten mich für verliebt, und ich habe nur gescherzt." Und gleichzeitig von Gleim selbst: dessen horazische Ode sei also „noch weniger bei ernsthafter Gelegenheit verfaßt worden, als die Lieder an Doris."

*) Der Ton der freundschaftlichen Briefe Gleims, Kleist's, Ramlers u. s. w. ist bisweilen ein förmlich verliebter. Die Freunde sind gegenseitig eifersüchtig auf einander wegen des größern Maßes von Freundschaft, welches der Eine dem Andern widmet. Kleist gesteht Ramlern, daß er Gleim doch mehr liebe, als ihn, Ramler bekennt das Gleiche von sich. — Dies theilt dann wieder Kleist in schwärmerischer Zärtlichkeit an Gleim mit, u. s. f.

es hier zu thun haben, herrschte eine größere Unabhängigkeit und Gleichheit der Einzelnen, da Jeder die gemeinsame Empfindungsweise nach seiner Individualität in Leben und Dichtung, productiv oder receptiv zu bethätigen suchte.

Dennoch spitzte sich auch diese Vereinigung zu einer Art von Hohenpriesterschaft zu, wenn nicht im literarischen, so doch im geselligen und persönlichen Sinne. Und, weil das gesellige Moment persönlichen Zusammenlebens und steten, unmittelbaren Wechselverkehrs auch für die literarische Produktivität dieser poetischen Tafelrunde von entscheidendstem Einflusse war, so ward die gesellige Führerschaft indirect zu einer literarischen, der gesellige Mittelpunkt des Kreises zugleich zum geistigen Erregungspunkte für die allermeisten seiner Theilnehmer.

Gleim als Haupt und Mittelpunkt der Schule.

Man kann nicht sagen, daß Gleim, dem diese Führerschaft durch besondere Umstände zufiel, unbedingt als die geistig bedeutendste oder poetisch hervorragendste Persönlichkeit unter Denen, die sich um ihn gruppirten, zu betrachten sei. Aber er war allerdings nicht allein im eignen Produciren der Unermüdlichste und Unerschöpflichste, sondern auch der Unverdrossenste und Beharrlichste, Andere zu gleicher poetischer Thätigkeit anzuregen und immerfort in Athem zu erhalten *); er war zugleich, in Folge günstiger Verhältnisse, Derjenige, welcher seinen eigenen wie den Dichtungen seiner Freunde die nachdrücklichste äußere Förderung **), dem ganzen Kreise einen festen Zusammenhalt und eine gewisse bürgerlich-sociale Grundlage zu geben vermochte. Er war ebensowohl ein Beschützer als ein Jünger der Dichtkunst, gleichsam Mäcen und Horaz in Einer Person; er umgab sich mit einer Würde, die zwar zum Theil mehr aus seiner angesehenen und unabhängigen bürgerlichen Stellung und aus den Wirkungen, welche diese ihm zu üben gestattete, als aus seiner Dichtereigenschaft entsprang, in der öffentlichen Meinung jedoch unmerkbar mit dem Geschäft

*) Kleist (in einem Briefe von 1743) bekennt ausdrücklich, daß er durch den Umgang mit Gleim den fast verlornen Geschmack an der Poesie wiedergewonnen habe und in Folge dessen sogar eigene Versuche mache, um Poet zu werden. — Aehnlich war es mit Anderen.

**) Er ließ nicht blos seine Gedichte fast alle auf seine eigenen Kosten drucken und vertheilte sie massenhaft an Freunde und Bekannte, sondern half auch durch seine Bemühungen und durch baare Unterstützung die Herausgabe fremder ermöglichen, z. B. die Lieder der Frau Karschin (Körte a. a. O.).

und der Person des Dichters als solchen verschmolz und daher auch seinen Genossen und Nachfolgern vielfach zu gute kam.

Man kann daher von den sogenannten Anakreontikern nicht sprechen, ohne Gleim, als das Haupt derselben, in den Vordergrund zu stellen, und es heißt nicht zu viel behaupten, wenn man die eigenthümliche Phase des deutschen Empfindungslebens, welche durch diese Schule repräsentirt wird, zu einem großen, ja zum größten Theil auf die Persönlichkeit, das Thun und Treiben Gleims zurückführt.

Charakteristik Gleims.

In Gleim war von Hause aus ein natürlicher Trieb frischen Sichauslebens, unbefangener und mittheilsamer Fröhlichkeit *). Der Sohn eines Beamten auf dem Lande, der in vielseitigster Weise mit Natur und Menschen verkehrte und selbst ein lebenslustiger, jovialer Mann war, erwuchs Gleim in zwar mäßigen, jedoch behaglichen häuslichen Verhältnissen, und erlangte dadurch eine gewisse Zuversicht des Lebens, die ihn selbst dann nicht verließ, als, nach dem frühzeitigen Tode seiner beiden Aeltern, minder günstige Umstände für ihn eintraten. In dieser Gesinnung fand er sich bestärkt durch die gleich zuversichtliche, strebsam tüchtige Denk- und Handlungsweise seiner zahlreichen Geschwister, unter denen allen ein ununterbrochen herzlicher, zutraulicher Wechselverkehr, eine immer bereite gegenseitige Theilnahme und thätige Hülfleistung bestand **). Durch Reisen und Aufenthalt an verschiedenen Orten nach absolvirten Studien in Halle, besonders in der Hauptstadt Preußens, die eben damals (1741) der Sitz eines bewegteren Lebens zu werden anfing, so wie durch persönliche Antheilnahme an den Ereignissen des zweiten schlesischen Krieges, erst als des Prinzen Wilhelm von Preußen, später als des Fürsten Leopold von Anhalt Privatsecretär, befestigte und erweiterte Gleim diese früh angewöhnte Lebensrichtung, erhielt er sich frisch und von jener Beengung frei, die den blos wissenschaftlich Gebildeten und Beschäftigten so leicht beschleicht. Noch ziemlich jung, fand er eine gesicherte und behäbige Stellung als Secretär (1747) und nicht lange darauf als Canonicus des Domstiftes zu Halberstadt, eine Stellung, welche ihn den Verhältnissen des Lebens nahe erhielt,

*) Das Folgende nach dem schon erwähnten Werke von W. Körte: „J. W. L. Gleims Leben aus seinen Briefen und Schriften".

**) Wir entnehmen Dies aus dem Briefwechsel Gleims mit den Seinen, im 1. Bande der Handschriftensammlung.

ohne seinem Hange nach dem Idealen Fesseln anzulegen, ihn beschäftigte, ohne ihm Kraft und Muße zu seiner Lieblingsthätigkeit, der Poesie, zu rauben, ihm auch öfters Veranlassung oder doch Gelegenheit und Mittel zu Reisen und Besuchen bei auswärtigen Freunden bot.

Gleim und sein Halberstädter Kreis.

Gleim säumte nicht, die Vortheile seiner Lage im Sinne seiner poetischen Neigung und Lebensanschauung auszubeuten. Sein neuer Aufenthaltsort selbst gewährte Wenig oder Nichts, um seinem Drange der Geselligkeit, des Umgangs mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden Genüge zu thun. Um so mehr war Gleim beeifert, solche Elemente dorthin zu ziehen, und er hatte dabei den Vortheil, nach freiester Sympathie und Wahlverwandtschaft verfahren zu können. Am Liebsten hätte er Halberstadt zum Sitze einer Akademie gemacht und alle Stellen darin mit seinen Freunden besetzt. Da dies nicht anging, versuchte er es wenigstens im Einzelnen, seine Freunde in seine Nähe zu bringen. Dem Theologen Spalding verschaffte er einen Ruf als Prediger an die Domkirche zu Halberstadt, den dieser jedoch ausschlug. Klopstock wollte er durch seine Fanny und deren Bruder an das Domstift fesseln, und gab sich darum große Mühe, für den Letztern eine Pfründe daselbst zu erlangen. Mit dem Dichter J. G. Jacobi glückte ihm dies wirklich. Dem in beengten Umständen lebenden Heinse vermittelte er eine Hauslehrerstelle in Halberstadt, und hatte so die doppelte Freude, Jenem ein Unterkommen, sich selbst den steten Umgang des Jünglings, der ihn durch sein geniales Wesen anzog, zu sichern. Andere, welche bleibend in seine Nähe zu ziehen ihm nicht möglich war, suchte er wenigstens als Gäste in seiner behaglichen Häuslichkeit um sich zu sammeln und möglichst lange festzuhalten. Benjamin Michaelis lebte in solcher Eigenschaft über ein Jahr bei ihm und starb unter seinem gastlichen Dache. Noch Andere, die nicht allzufern von ihm wohnten, wie Lange in Laublingen, Ebert und Zachariä in Braunschweig, Klopstock und Schmidt in Langensalza, besuchte er öfters, wußte sie wohl auch zu längeren Gegenbesuchen in Halberstadt zu bewegen, wie denn Klopstock und Schmidt fast den ganzen Sommer 1750 daselbst zubrachten. Auch Cramer und Ramler halfen vorübergehend den dortigen Freundeskreis vermehren *). Und mitten heraus aus diesem so zahlreichen und mannigfaltigen persönlichen Umgange unterhielt Gleim noch einen lebhaften und

*) Körte a. a. O., S. 56 ff., 161 ff. u. s. w.

unausgesetzten Briefwechsel nach den verschiedensten Seiten hin. Auf junge literarische und besonders dichterische Talente machte er förmlich Jagd, theils um ihnen durch seine Protektion oder auch durch direkte Geldunterstützungen hülfreich zu sein, theils aus Begier nach neuen Bekanntschaften*). Seine Sorge um entfernte Freunde, die er in Noth wußte, und sein Eifer, ihnen nützlich zu sein, sind wahrhaft rührend.

Dieser Trieb der Geselligkeit und dieser Durst nach Freundschaft nahm bei Gleim mit den zunehmenden Jahren eher zu, als ab. Der Fünfzigjährige verkehrte mit unveränderter Lebhaftigkeit, wie ein gleichgestimmter Altersgenosse, mit Zwanzigjährigen, ließ sich gern von ihnen „Vater Gleim" nennen, und suchte mit Rath und That sie zu leiten und zu unterstützen. In einer besondern Abtheilung seiner geräumigen Wohnung stiftete er einen förmlichen „Tempel der Muse und der Freundschaft", worin er die Bildnisse seiner Freunde aufhing**). Sein Haus,

---

*) So erzählt Körte a. a. O., S. 169, ausführlich, wie Gleim, auf Bürger aufmerksam geworden, nicht ruhte, bis er durch Boie diesen sich näher gebracht, zugleich für ihn gesorgt hatte. Aehnlich machte er es mit Jean Paul (ebenda, S. 311).

**) Körte a. a. O., S. 437 ff. In Folge einer Stiftung, die Gleim gemeinsam mit seinen unverheiratheten Brüdern machte (worüber das Urkundliche sich im 1. Bd. der Handschriftensammlung befindet — vergl. auch Körte a. a. O., S. 434 ff.), ist diese Porträtgallerie, sowie die Brief- und Autographensammlung, endlich die, über 9000 Bände starke Bibliothek Gleims, wohlerhalten und geordnet, seit 1862 in den dafür bestimmten Räumen übersichtlich aufgestellt und einer besonderen Verwaltung anvertraut, — ein werthvolles Denkmal nicht blos des Lebens und Wirkens Gleims, sondern der ganzen damaligen Literatur- und Kulturperiode. Freunden der Literatur und Kulturgeschichte dürfte es nicht unerwünscht sein, eine Uebersicht über die literarischen und andern Schätze der Gleimstiftung (von denen ein großer Theil noch unbenutzt ist) zu erhalten. Wir theilen daher hier ein Verzeichniß derselben mit, wie es uns durch die große Freundlichkeit des Herrn Seminarlehrer Jänicke, Custos der Stiftung, zugemittelt worden.

I. Gemälde des Freundschaftstempels.

1. 2. Gleim. 3. Gleims Vater. 4. 5. Gleims Brüder. 6. 7. Spiegel zum Desenberge. 8. Spiegel zu Pickelsheim. 9. Ernestine Voß. 10. Herz. Amalie von Weimar. 11. Karoline v. Klencke. 12. Sophie de la Roche. 13. Schultheß. 14. Gleims Schwester, verehelichte Pfarrer Caroli. 15. Dohm. 16. Eschenburg. 17. Bertuch. 18. Feder. 19. Matthisson. 20. Bachmann. 21. Clodius. 22. Chodowiecky. 23. Rode. 24. Zieten. 25. Prinz Heinrich von Preußen. 26. v. Beroldingen. 27. v. Stammfort. 28. v. Erdmannsdorf. 29. Tischbein

wollte er, sollte die Stätte sein, von wo aus seine Freunde „Weisheit und Tugend“ verbreiteten, und wo sie zugleich „in Gleims kleiner Grasvertiefung sich erlustirten.“

---

senior. 30. Schröckh. 31. Klein. 32. Schmidt (Werneuchen). 33. Teller. 34. Mendelsohn. 35. Heinse. 36. Graf v. d. Lippe-Bückeburg. 37. Ferdinand von Braunschweig. 38. Blankenburg. 39. v. Busch zu Hünefeld. 40. Dusch. 41. Nath. Fischer. 42. Anna Louise Karsch. 43. Fried. Richter. 44. Consul Müller. 45. Huber. 46. Friedrich II. 47. Lessing. 48. Klopstock. 49. Göckingk. 50. Oeser. 51. Heinze (J. W.). 52. Champion de Cicé, Bischof v. Auxerre. 53. Gellert. 54. Winkelmann. 55. Seume. 56. Bürger. 57. Herder. 58. Lavater. 59. Dalberg. 60. Joh. v. Müller. 61. Voß. 62. Jerusalem. 63. Meil. 64. Lichtwer. 65. Nicolai. 66. Ebert. 67. Böttiger. 68. Christ. Meiners. 69. Biester. 70. Klamer Schmidt. 71. Schmid. 72. Andreä. 73. Moritz. 74. Engel. 75. Schröder. 76. Wieland. 77. Samuel Lange. 78. Krause. 79. General v. Stille. 80. Spalding. 81. Gräfin v. d. Lippe-Bückeburg. 82. J. G. Jacobi. 83. Zachariä. 84. Michaelis. 85. Ramler. 86. Ewald v. Kleist. 87. Hirzel. 88. Fried. Jacobi. 89. Langemark. 90. H. E. Graf zu Stolberg-Wernigerode. 91. Uz. 92. Ch. F. Graf zu Stolberg-Wernigerode. 93. Sulzer. 94. Herzberg. 95. Bodmer. 96. Geßner. 97. v. Reinhardt. 98. v. Retzer. 99. Funk. 100. v. Köpken. 101. Madame Löhr, geb. Banse. 102. Bonstetten. 103. Zimmermann. 104. Borckenhagen. 105. Klotz. 106. Möser. 107. v. Beyer sen. 108. Weiße. 109. Lucanus. 110. Gärtner. 111. Patzke. 112. Gedicke. 113. v. Stahl. 114. Eich. 115. Meinecke. 116. v. Archenholz. 117. Oelrichs. 118. Frau Clodius. 119. Dorothee Gleim (Gleminde). 120. Klopstocks Mutter. 121. Kretschmann. 122. Elise von der Recke.

(Das obige Verzeichniß stimmt nicht ganz mit dem von Körte, a. a. O., S. 439—454 mitgetheilten überein. Theils sind manche Porträts seit damals noch hinzugekommen, wie z. B. die der Mitstifter, der Brüder Gleims, und seiner Schwester, ferner einige andere, die nach den Inschriften auf der Rückseite ausdrücklich für Gleim gemalt, aber der Sammlung entfremdet worden waren. Dieses letztere Schicksal hat auch mehrere Bilder betroffen, die in dem Körte'schen Verzeichniß aufgeführt, aber bis jetzt nicht wieder zu erlangen gewesen sind und daher in dem vorstehenden Verzeichniß, so wie in der Sammlung selbst fehlen. Dahin gehören die Porträts von Lieberkühn, Kästner, Willamow, Krünitz, Graf Schlabrendorf, Prinzessin Pauline von Anhalt. Auch von Falk war ein Porträt für Gleims Freundschaftstempel gemalt, das ebenfalls verschwunden ist. Erst ganz neuerdings ist das von Kretschmann durch die Bemühungen des Herrn Jänicke bei einem Trödler in H. aufgefunden und der Sammlung wiedergewonnen worden. Von Elise v. d. Recke besitzt die Sammlung nur eine Bleifederzeichnung, die ihr als Geschenk überlassen ward. Das Oelgemälde derselben (welches im Verzeichniß von Körte steht) ist im Besitze einer Dame in H., die einen hohen Preis dafür fordert.)

Die Freunde lasen sich ihre poetischen Erzeugnisse gegenseitig vor, oder sendeten sie einander zur Ansicht und Beurtheilung in die Ferne

---

II. Gleims handschriftlicher Nachlaß.

A. Zu Gleims Leben und Werken gehörig. 1. Ein Folioband mit allerlei Gedrucktem und Handschriftlichem, auf Gleims Leben bezüglich. 2. Gleims Stammbuch aus der Zeit seines Aufenthaltes auf dem Wernigeroder Lyceum. 3. Handschriftliche Poesien Gleims in ca. 80 Pappbändchen (1783—1803). 4. Mehre Packete einzelner handschriftlicher Poesien und poetischer Entwürfe. 5. Mehre Packete mit gedruckten Gleim'schen Poesien mit handschriftl. Aenderungen.

B. Briefsammlung. 1. Briefe von Ew. v. Kleist. 4 Bde. 1743—1759. 2. Briefe von Gleim an Kleist. 1 Bd. 3. Briefe von Sulzer an Gleim. 1 Bd. 1744—1764. 4. Briefe von Ramler an Gleim. 5 Bde. 1745—1769. 5. Briefe von Chr. Gottfried Krause (Verf. der „Musik. Poesie") an Gleim. 6. Briefe von Joh. Benjamin Michaelis (Verf. der „Fabeln") an Gleim und von Verschiedenen an Joh. Benj. Michaelis. 7. Briefe vom Vater und der Mutter des Michaelis. 8. Briefe von Bodmer, Jul. Geßner und Hirzel an Gleim. 9. Briefe von Klopstock an Gleim. 1750—1782. 10. Briefe von Lange (in Laublingen) an Gleim. 11. Briefe von Uz an Gleim. 1741—1787. 12. Briefe von Gleim an Uz. 1741—1754. 13. Briefe von G. Bürger an Gleim. 1772—1789 14. Briefe von Lessing an Gleim. 1757—1774. 15. J. N. Götz an Gleim. 1750—1785. 16. Briefe von Schmidt (Langensalza) an Gleim. 17. Briefe von Zachariä an Gleim. 18. Briefe von der Familie Klopstock an Gleim. 19. Briefe von Spalding an Gleim. 20. Briefe von der A. L. Karsch(in) an Gleim. 10 Bde. 21. Briefe von Göckingk an Gleim. 1775—89. 22. Briefe von Kisker (Feldprediger in der Armee Friedrichs II. im 7jährigen Kriege) an Gleim. 23. Briefe von Joh. v. Müller an Gleim. 1771—1787. 24. Briefe von Wieland an Gleim. 1755—1788. 25. Briefe von Ebert an Gleim. 26. Briefe von Joh. G. Jacobi an Gleim. 1766—1789. 3 Bde. 27. Briefe von Gleim an Joh. G. Jacobi. 1767—1769. 28. Briefe von Fr. H. Jacobi an Gleim. 29. Briefe von Franz v. Kleist an Gleim. 30. Briefe von Eschenburg an Gleim. 31. Briefe von Benzler an Gleim. 32. Briefe von Herder an Gleim. 3 Bde. (Von Düntzer herausgegeben.) 33. Briefe von Wilhelm Heinse an Gleim. 1770—1797. 2 Bde. 34. Briefe von Gleim an Jähns. 35. Briefe von Frau v. Klencke. 3 Bde. 1772—1802. 36. Briefe von Gleim an die A. L. Karsch(in). 2 Bde. 1761—91. 37. Briefe von Gleim an die Klencke. 1774—1802. 38. Briefe von Gleim an Lessing. 39. Briefe von J. Möser an seine Schwester-Tochter Jenni Friederici. 40. Briefe von der Karsch an Frau v. Berg. 41. Briefe von Gleim an Daniel Gleim (Bruder). 42. Briefe von Joh. Winkelmann (von Rom aus) an Herrn von Schlabrendorf. 43. Briefe von Klopstock an seine Eltern. 2 Bde. 44. Briefe von der Fürstin Elisabeth zu Zerbst (Mutter Katharinas II.) an das Fräulein v. Davier. 45. Briefe von Gleim an Ew. v. Kleist. 1744—47. 46. Briefe, den Tod Kleist's betreffend und sein Grabmal. 47. Briefe von Archenholz, Abbt, Abramson, Albrecht, Fürst von Anhalt-Bärenburg, Afffprung, Bischof von Auxerre und Abel. 48. Brief-

zu. Die Trägeren wurden zum Dichten angespornt, die Fleißigen gelobt, die Schüchternen ermuthigt. Gleim selbst war der Thätigste von Allen,

---

wechsel mit Bartels, v. Brabeck, Ballhorn, Bode, Blum, Bischoff, v. Bogulawsky, Blaumann, Becker (Dresden), Blumauer, Bielefeld, Biester, v. Bonstetten, Böttiger, v. Bentwitz, Becker (Gotha), v. Beroldingen, D. Barth, Boysen, Bamberger. 49. Briefwechsel mit Bürger, Baumgarten, Botries, Bärbaum, Becker (Leipzig), Bachmann, Bodmer, Burrmann, Benzler sen., Benzler jun., Boie, Bertuch. 50. Briefwechsel mit Dem. Becker, Beireis, v. Bludowsky, v. Breitenbauch, Bönninger, Bause, Bürkley, Baggesen, Basedow, v. Blankenburg, v. d. Bußche zu Bagwiz, Brandes, Herzog zu Braunschweig, Herzog Ferdinand zu Braunschweig, Herzog Braunschweig-Oels, Graf Schaumburg-Lippe (Wilhelm), Bertrand, Bergius, Bothe, Bouterweck. 51. Briefwechsel mit der Familie v. Berg. 52. Briefwechsel mit Graf Canitz, Cordes, Catel, Cranz, Claproth, Herzogin v. Curland, Cube, Conspruch, Casperson, Campe, Clodius, Cramer (Halberstadt), Cramer (Kiel), Cramer (Quedlinburg), Cramer (Hamburg), Claudius, Collmann, v. Collong. 53. Briefwechsel mit Dohm. 54. Briefwechsel mit Dietz, Dusch, Dellbrück, Tob. Dieck, Denis, Dettmar, Dreyer, Ewald (Potsdam), Engel, v. Erdmannsdorf, Eck (Leipzig), Eckstein, v. Elsner, Engelschall, Ebert, Eberhardt, Fritze, v. Floreich, Funke, Graf v. Finkenstein, Fischer, Fleischer, Feder, Falk, Göckingk. 55. Briefwechsel mit Gurlitt, Gmelin, Gräter, Gesenius, Gottsched, Goldhagen, Glotz, v. Grawert, Greßmann, Geißler, Gericke, Graue, v. Gotsch, Geßner, Grieninger, Gautier, Grüter, v. Goens, Gleim (Bruder), v. Günther, Gerning, Gisecke, Grille, Gerstenberg, Götz, Gellert, Göchhausen. 56. Briefwechsel mit Hildebrandt, Hirzel, Hagedorn (Dresden), Hagedorn (Hamburg), Graf von Herzberg, Hederich, Heinse, Heyne, v. Köpcken, Graf von Kalkreuth, v. Keller-Banner, Köhler, Küster, Frau von Krosigk, Koch, König, Krügelstein, Neumann, E. v. d. Recke, Seume. 57. Briefwechsel mit Friedrich Richter (Jean Paul), Rabener, Resewitz, Reiniger, Rochow (Golze und Rekahn), Reichardt, Raspe, Riedel, Rathmann, Reich, Rave, Rötger, — Kunze, Klotz, Kretschmann, Wolke, Weiße. — Rudolphi, Raschky, v. Resewitzky, Frau v. Röhr, v. Rohr (Cleve), Rohr (Cöslin), Rost, Riedel, Rambach, v. d. Recke, Reimann, v. Retzer, Reichardt, La Roche, Familie Stolberg-Wernigerode, Schubart, Spitzbarth, Spiegel, Schnorr, v. Schütz, Schlez, Salzmann, Stelzer, Steubel, Seybold, Schetten, Stockmann, Schulze, Schlosser, Fräulein v. Schenk, Arn. Schmidt, Sakken, Schirach, Schulze, Eul. Schneider, v. Stammfort, Schlegel. 58. Briefw. mit Schröder (Wernigerode), Schröder (Marburg), Seidel (Lieutenant), Seidel (Pastor), Schubart, Schulze, Simmingskiold, v. Schlieffen, Sickeley, Spazier, v. Schlabrendorf, v. Struensee, Frau v. Schulte (Berlepsch), Schwarz, v. Sievers, Schlichtegroll, v. Schulenburg, Schütze, Starke, Schultheß, Scheffner, Soltau, Schröckh, Schwarz. 59. Briefw. mit Schiller (1 Brief), Sander in Dessau, v. Stedten, Sonnenfels, v. Schardt, Schmidt (Erfurt), Chr. Heinr. Schmidt, Sangerhausen, Schlözer, Sommermann, Spalding, Schlüter, v. Stille, v. Stein, Schultheß, v. Spiegel, Sack, Schmidt (Klosterberge), Schink, Fräul. v. Schlieben, Withof. 60. Briefwechsel mit Musäus,

sowohl im eignen Schaffen, als im Anregen Anderer. Tag für Tag dichtete er sein Pensum, häufig auch in der Nacht, besonders in seinen späteren Jahren, wo er nicht mehr bis zum Morgen schlafen konnte. Dann kam er früh, „die Musengabe in der Hand", zu den Seinen, und las ihnen dieselbe vor*). Als J. G. Jacobi, Heinse, Schmidt, Sangerhausen u. A. gleichzeitig in Gleims Nähe in Halberstadt oder als Gäste bei ihm selbst lebten (1774), trafen sie die Einrichtung, daß an jedem Morgen eine verschlossene Büchse umhergetragen ward, in welche Jeder „eine Musengabe" warf. Sonnabends kamen dann Alle

---

Meißner, Mittelstedt, Möser, M. Mendelssohn, Merkel, Münnich, Meil, v. Mausebach, Meinhardt, Michaelis, Münter, Mastalier, Murcard, Müller, Meyer, Meusel, Mittelstedt, Matthisson, Meyer, Morgenstern, Maaß, Müller (Berlin). 61. Briefw. mit Waasbergha, Waser, Wolf, Wöllner, Wittenberg, Wilhelmi, Zollikofer, Zedlitz, Zimmermann, Zachariä, v. Zieten, Zelter, Zöllner, v. Zach. 62. Briefwechsel mit Heidenreich, Hufeland, Hopfner, Isenbart, Jacob, Jerusalem, Jani, Ihlen, v. Irwing, v. Kursell, Krause, Knesebeck, v. Knebel, Krünitz, v. Kortzfleisch, v. Krickende, Kersten, Kleuker, Körner. 63. Briefwechsel mit Voß und Frau, Klam. Schmidt, Tiedge. 64. Briefwechsel mit v. Hagen, v. Herel, Hauptmann, Henkel, Hartmann, Huth, Heinze, Heinitz, Hymme, Hermes, Hoze, Hoffmann, Hurke, Hinze, Hohenhorst, Häuser, Halem, Hempel, Hartmann, Hensler, Himly, Horstig. 65. Briefwechsel mit Graf v. d. Lippe, Lüdke, Lehmann, Lamprecht, Langer, Lengefeld, Langer (Düsseldorf), Luchesini, Lavater, v. d. Leche, Lieberkühn, Lichtenberg, Lafontaine, Leuchsenring, Matthisson, Maus, Merk, Münnich, Müchler, Meinecke, Mattei, Nicolai, Nosselt, Norrmann, Nauendorf, Nicolovius, Nöldechen, Niemeyer, v. Nuys, Overbeck, Pleissing, Plenz, Preuße, Patzke, Pauli, Pfutsch. 66. Briefwechsel, betreffend Eberts Liebesgeschichte, Streitigkeiten Horstenbergs mit J. G. Jacobi, Klopstocks mit Bodmer. Abschriften des Briefwechsels zwischen Klopstock und Voß, Sulzer und Bodmer, Klopstocks und Sulzers Reise nach Zürich.

C. Handschriften von Pyra („Aeneis"), Kleist, Karschin, Benj. Michaelis, Bothe, Heinse, Kl. Schmidt, Stammfort, Götz, Fischer, Jacobi. Ueber Waser und seinen Prozeß. Handschriften von Rudnick, Stille, v. Hardenberg, Klopstock, Ramler, Voß (die „Luise" im Original), Trenk, Kretschmann, u. Anderes von Unbekannten.

Nachtrag.

Briefe zwischen Gleim und Uz. Briefe zwischen Gleim, Ramler, Uz. Abschriften der Briefe der Frau Karsch.

*) Körte a. a. O., S. 375. — Wir verweisen hierbei auf die oben mitgetheilte Notiz von den noch handschriftlich vorhandenen Poesien Gleims, welche allein schon die Massenhaftigkeit seines dichterischen Schaffens bezeugt.

bei Gleim zusammen; Gleim las die Beiträge vor und ließ die Verfasser errathen*).

So trieb es Gleim bis an seinen Tod. Sein Haus und sein Herz blieben fortwährend den Freunden geöffnet, und bis zuletzt ward er nicht müde, den Kreis dieser Freunde noch immer mehr zu erweitern. Die wahrhaft kindliche Seelenheiterkeit, Aufgewecktheit, Gemüthserschlossenheit und theilnahmvolle Hingebung, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitet, verließen auch den mehr als Achtzigjährigen nicht, und selbst die Leiden und Unbilden des höheren Alters (er erblindete und mußte sich einer Operation unterwerfen, die ihm gleichwohl keine Hülfe brachte) konnten weder seinen inneren Frieden stören, noch seine Mittheilsamkeit und Empfänglichkeit im Verkehr mit Andern vermindern.

Licht- und Schattenseiten dieses poetischen Zusammenlebens der Halberstädter.

Das Leben Gleims und seiner Freunde gewährt das schöne Bild eines harmlos glücklichen, wahrhaft poetischen Daseins. Jeder Tag wird zu einem Gedichte, zu einer Festesfeier der Phantasie und des Gemüths; das so Empfundene und Erlebte sucht man wiederum in muntern Liedern, in poetischen oder prosaischen Episteln theils für sich festzuhalten und immer von Neuem zu genießen, theils den entfernten Freunden zu gleichem Genusse mitzutheilen, und so fließen Dichtung und Wirklichkeit in immerfort erneutem Kreislauf untrennbar in einander.

Es war das erste Mal, daß man auf solche Weise versuchte, die Poesie gleichsam durch sich selbst zu befruchten, indem man das Leben nach dichterischen Intentionen gestaltete, und aus diesen Gestaltungen wiederum Stoff und Anregung für dichterisches Hervorbringen schöpfte.

So anmuthend auf den ersten Blick dieser Versuch, so liebenswürdig das Treiben der Gleim'schen Kreise erscheint, so hatte die Sache doch auch ihre bedenklichen Seiten. Kleist verfuhr wohl nach einem ganz richtigen Instinkt, wenn er schon 1746**) Gleim warnte, sich nicht ausschließlich auf die Dichtkunst zu werfen, sondern danach zu streben, daß er die Welt kennen lerne und durch einen berufsmäßigen Verkehr mit dem wirklichen Leben sich einen größeren Kreis von Erfahrungen und

---

*) Körte a. a. O., S. 188.

**) Unterm 8. Febr. — „Briefe Kleist's an Gleim" (handschriftl.), 1. Bd.

Ideen schaffe, als welchen die bloße dichterische Einbildung oder Empfindung ihm je zu gewähren vermöge. Gleims Beruf in Halberstadt war nicht dazu angethan, ihn zu eingehender Beschäftigung mit größeren Lebensinteressen anzuleiten oder gar zu nöthigen, und Halberstadt selbst war nicht der Ort, wo Jemand diese Interessen recht kennen lernen und erfolgreich auf sich wirken lassen konnte*). Der Gesichtskreis Gleims und seiner dichterischen Genossenschaft mußte in solcher Zurückgezogenheit sich nothwendiger Weise verengen, da man nicht — um mit Goethe zu reden**) — „in die Fülle der äußern Welt griff, wo allein der Mensch Nahrung für sein Wachsthum und zugleich einen Maßstab desselben finden kann", vielmehr nur unter sich verkehrte und jeder der Genossen mit seinem ganzen Denken und Thun in dem alltäglichen, gleichförmigen Zusammenleben dieses engsten Freundeskreises vollständig aufging. Die kleinen persönlichen und geselligen Beziehungen der Freunde untereinander erhielten dadurch für diese eine Bedeutung, die sie an sich und für die Außenstehenden nicht hatten und nicht haben konnten. Ein heitrer Scherz, ein trauliches Wiedersehen der Getrenntgewesenen, ein in harmloser Fröhlichkeit zusammen verbrachter Tag, ein zärtlicher Abschied, solche und ähnliche Erlebnisse, welche bei jedem gefühlvollen Menschen auf sympathetische Mitempfindung rechnen dürfen, sobald sie nur keine größere und andauerndere Betheiligung beanspruchen, als die ihnen im Ganzen und Großen des menschlichen Lebens zukommt, wurden hier zu Ereignissen von allgemeiner Wichtigkeit gestempelt, mit denen man sich lange Zeit, und immer von Neuem, beschäftigte, was unvermeidlich sowohl in dem ganzen Empfindungsleben der Genossen, als in deren literarischen Erzeugnissen, besonders ihren Briefwechseln, eine unerquickliche Eintönigkeit und Leere hervorbrachte***). Bisweilen schien

*) Sulzer, ein naher Freund Gleims, äußert einmal: „Gleim ist in Umständen, wo er kaum Besseres machen kann, als Tändeleien. Er wohnt an einem elenden Orte und hat nur gewöhnliche Umgebungen" („Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd., S. 121).

**) „Aus meinem Leben" („Werke", 25. Bd., S. 295).

***) Goethe hat auch hier mit wenigen Worten Grund und Wesen der Sache getroffen, wenn er in seinem „Aus meinem Leben", 2. Thl., S. 294 von Gleim und seinen Freunden sagt: „Sie legten auf ihre besondern engen Zustände einen zu hohen Werth, in ihr tägliches Thun und Treiben eine Wichtigkeit, die sie sich nur unter einander zugestehen mochten; sie freuten sich mehr als billig ihrer Scherze, die, wenn

man dies selbst zu empfinden: dann suchte man mit einer gewissen hastigen Ungeduld neue Elemente des geselligen Verkehrs, der Lectüre und der poetischen Nachahmung herbei zu ziehen. Allein diese Art, in das geistige Leben des Kreises Abwechselung und Mannigfaltigkeit zu bringen, war eine sehr äußerliche, oberflächliche, um nicht zu sagen künstliche und unwahre. Mit Recht ward es schon von Zeitgenossen als auffällig bemerkt*), daß ein und derselbe Dichter heut in den muntern Klängen der Anakreontischen Muse sich erging, morgen den schwermüthigen Ton Young'scher Nachtgedanken anschlug, bald die schlichte Denk- und Redeweise der niedrigen Volksklassen zu treffen sich anstrengte**), und wieder ein anderes Mal die dunkle und geheimnißvolle Sprache des Koran dergestalt nachahmte, daß er sogar den Gebildeten fast unverständlich blieb***). Nicht anders im Persönlichen. Wenn wir sehen, wie Gleim mit der gleichen Glut für den kritisch-nüchternen Lessing und für den idealistisch-überfliegenden Fr. Jacobi schwärmt, wie er Klopstock als den erhabensten der Menschen verehrt, aber auch mit Wieland, dem direktesten Widerspiel Klopstock'scher Weltauffassung, in der zärtlichsten Freundschaft lebt, wenn wir in seinem Freundschaftstempel Lavater neben Nicolai und Biester, Gellert neben Heinse und Bürger erblicken, so fällt es schwer, an einen wirklichen, tieferen Geistes- und Seelenverkehr des Mannes mit so ganz verschieden gearteten Naturen zu glauben. In dem unersättlichen Haschen nach immer neuen Bekanntschaften und Freundschaften, in der leidenschaftlichen Art, womit Gleim seine Freunde in die engbemessenen Cirkel seines Empfindens,

---

sie den Augenblick anmuthig machten, doch in der Folge keineswegs für bedeutend gelten konnten. Sie empfingen von Andern Lob und Ehre, wie sie verdienten, und gaben solche zurück, wohl mit Maß, doch immer zu reichlich, und, eben weil sie fühlten, daß ihre Neigung viel werth sei, so gefielen sie sich, dieselbe wiederholt auszudrücken, und schonten hierbei weder Papier noch Tinte. So entstanden jene Briefwechsel, über deren Gehaltsmangel die neuere Welt sich verwundert."

*) „Literaturbriefe", S. 183 (vgl. Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1258).

**) Gleim schrieb „Lieder für's Volk", die zwar Lessing lobte, an denen aber die Absicht, zum Volke und in dessen Sprache zu reden, ungleich besser ist, als die Ausführung.

***) Dieses Urtheil fällt über Gleims „Halladat", — eine größere, der Uz'schen „Theodicee" verwandte, religiöse Dichtung —, wenn auch in schonender Umschreibung, Lessing in einem Briefe an Gleim.

Denkens und Thuns beinahe gewaltsam hineinzwingt*), in der fieberhaften Reizbarkeit, die heut außer sich geräth, weil ein erwarteter Brief oder Besuch eines Freundes ausbleibt, wohl gar über Gefühllosigkeit, Verrath, Bruch der Freundschaft jammert, und morgen hoch aufjubelt, wenn der gestern als ungetreu verklagte Freund wieder schreibt oder selbst kommt**), in Alledem können wir nichts Anderes erblicken, als die natürliche Folge des Mangels an inhaltreicheren, den ganzen Menschen wirklich ausfüllenden Lebensinteressen und der dadurch erzeugten krankhaften Ueberreizung und Verzärtelung des individuellen Empfindungslebens.

Nachtheilige literarische Wirkungen der zu großen Abgeschlossenheit dieses Kreises in sich.

So verfielen Gleim und seine Freunde in eine ähnliche Einseitigkeit, wie Gellert und seine Anhänger, und aus ähnlichen Ursachen. Nur die Wirkungen waren — entsprechend der in jeder der beiden Schulen vorherrschenden Thätigkeitsrichtung — einigermaßen verschiedene: bei Gellert mehr moralische, auf die ganze Lebensführung in weiten Kreisen der Gesellschaft sich erstreckende, hier vorzugsweise blos gesellige und literarische. Die letztern namentlich machten sich auf bedenkliche Weise bemerkbar durch eine literarische Ueberproduktion, die, was sie an Breite gewann, an Tiefe verlor, und durch den Mangel kritischer Strenge und Selbstverleugnung in der Ausscheidung des Unbedeutenden, allenfalls für die Stunde und den nächsten Freundeskreis Werthvollen, von Dem, was man als ein Bleibendes auf die Nachwelt gebracht sehen wollte. Engländer und Franzosen haben öfters ihre Verwunderung darüber geäußert, daß in Deutschland so viel unbedeutende, zumal lyrische Kleinigkeiten cursirten, Sachen, die man bei ihnen zwar vielleicht im geselligen Cirkel einmal vorlesen, aber nimmermehr auf den großen literarischen Markt zu bringen wagen würde. Gleim und seine Genossen tragen einen nicht geringen Theil der Schuld dieser Gewöhnung der Deutschen, zwischen dem engeren Freun-

*) So, wenn Gleim in seinen spätern Jahren die Freunde dringend einladet, sich mit ihm in „sein kleines Hüttchen" zurückzuziehen und von der Welt draußen mit ihren Bewegungen gar keine Notiz zu nehmen.

**) Belege zu dem oben Gesagten liefern die Gleim'schen Briefwechsel und seine Biographie von Körte (S. 381 ff.) in Menge. — Sulzer nennt Gleim einen „ungestümen" Freund, „dem die Freunde sclavisch dienen müssen, wenn sie nicht seine Gunst verlieren wollen" („Briefe deutscher Gelehrten", 1. Bd., S. 29).

168.

deskreise und dem größeren Publikum nicht zu unterscheiden, vielmehr von letzterem zu verlangen, daß es auf die Eigenthümlichkeiten, die Liebhabereien, die kleinen persönlichen Bezüge eines solchen Kreises eingehe und Alles schön finde, was man von dort aus ihm als schön anzupreisen beliebt*), kurz, der Herrschaft eines literarischen Coteriegeistes über einen wirklichen literarischen Gemeingeist. Und wie hätte nicht in solcher Abgeschlossenheit und Entfernung von den größeren Mittelpunkten des gesellschaftlichen und geistigen Lebens die rechte Unbefangenheit und Freiheit der Kritik verloren gehen sollen? Wie schwer war es — selbst für einen starken und hellen Geist — sich diese Unbefangenheit zu bewahren bei Beurtheilung von Leistungen, die unter der harmlosen Form freundschaftlicher oder geselliger Gaben dargeboten wurden und denen gegenüber es fast unfreundlich oder unhöflich erschien, der liebenswürdigen Absicht mit pedantischer Strenge zu begegnen! Wie leicht ließ sich vollends der Schwache oder Eitle verleiten, heut zu loben, um morgen gelobt zu werden! Und wer hätte es nun gar über's Herz bringen mögen, dem gutherzigen, gefälligen, gastfreien, immer dienstfertigen und liebevollen „Vater Gleim" ein unschönes Wort über seine Dichtungen zu sagen, ihm, der für jede fremde Leistung stets die bereiteste und rückhaltloseste Anerkennung hatte, von dem man wußte und täglich aus seinem eignen Munde hörte, wie sehr der Freunde Beifall ihn erquickte, wie weh ihm ein tadelndes oder auch nur minder unbedingt lobendes Urtheil von solcher Seite that**)?

---

*) Gleim namentlich „dichtete", wie Körte (S. 329) sagt, „etwa nur einige Zeitgedichte für das große Publikum, sonst Alles nur für die Freunde, weil nur die Freundschaft seine Muse war." Gleim selbst schrieb an Fr. Jacobi, als dieser ihm den 1. Thl. seiner „Vermischten Schriften" gesandt und dabei bemerkt hatte: von der Aufnahme, welchen dieser Theil im Publikum finden werde, hänge das Schicksal des „Woldemar" ab: „Also schreiben Sie für's Publikum? für welches denn? für unsre Krickler? für unsre Leser? für beide möcht' ich nicht schreiben. Ich, mein Lieber, habe für Krickler und für unsre Leser auch nicht Eine meiner 50,000 Zeilen geschrieben. Immer schrieb ich nur für einen Freund: die „Scherzhaften Lieder" für Uz, die „Fabeln" für Kleist, die „Kriegslieder" für Lessing, „Halladat" für Heinse." (Ebenda.)

**) Selbst Lessing betreffen wir, gegenüber Gleim, bisweilen auf der verzeihlichen Schwäche, daß er den guten Willen für die That nimmt. — Goethe berührt sehr treffend diese bedenkliche Nichtunterscheidung zwischen persönlicher Liebenswürdigkeit und literarischer Tüchtigkeit in den Urtheilen über Gleim, wenn er („Werke", 25. Bd., S. 294) sagt: „Gleim gewann sich so viel Freunde, Schuldner und Abhängige, daß

Ihr patriotisches Gefühl ein Gegengewicht wider diese Nachtheile.

Die Folgen der Abschließung unter sich und der Zurückgezogenheit von der Welt würden bei den Halberstädter Genossen noch größer und noch bedenklicher gewesen sein, als bei Gellert und seiner Gemeinde — in demselben Maße, wie diese Zurückgezogenheit selbst, wenigstens äußerlich, eine noch entschiedenere war —, hätten sie nicht vor Jenen Etwas vorausgehabt, was Vieles gut machte. Das war die den meisten derselben von Haus aus gemeinsame patriotische Empfindung für Friedrich II. und seine Thaten. Hier war ein reicher Quell frischen Lebensmuthes, fröhlicher Hoffnung und Begeisterung, eines warmen sympathischen Gefühls für große, allgemeine Interessen, unter Umständen sogar einer werkthätigen Betheiligung an dem stolzen Bau des Ruhmes und der Größe des ge-

---

man ihm seine breite Poesie gern gelten ließ, weil man für die reichlichen Wohlthaten Nichts zu erwidern vermochte, als Duldung seiner Gedichte." Der Biograph Gleims, Körte, bekennt selbst unverholen: „Die Kritik, wie sie unter den Freunden, und besonders von Gleim, geübt ward, wurzelte mehr in der gegenseitigen Liebe, als in ernster Absicht der Kunst." (Vgl. Gervinus a. a. O., 4. Bd., S. 229, Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 928, 942.) — Gleim feierte „seinen Uz" als den „deutschen Pindar", Klopstock als „Homer", Lessing als „Sophokles", ließ wiederum sich von der Karschin als „deutschen Thyrsis" feiern. Schon Lessing (in den „Literaturbriefen") und Herder (in seinen „Kritischen Wäldern") verspotteten gebührend diese Art von Vergleichung deutscher Dichter mit solchen des Alterthums, wie sie vornehmlich in den Gleimschen Kreisen Sitte geworden war. — Das Gedicht „Alexis und Elise", von Gleim, welches, mildestens gesagt, sehr unbedeutend und langweilig ist (es beginnt so: „Alexis und Elise, zwei Herzen von Gefühl, wenn sie ein Barde priese, so wär' es nicht zu viel", und geht in diesem trivialen Tone und diesem einförmigen Rhythmus durch 3 Gesänge, 109 Strophen, 436 Verse fort!), ward sogar von Wieland, dem Freunde zu Liebe, „himmlisch" gefunden (s. Briefwechsel zwischen Gleim und Wieland). Gleim selbst verlangte (wenn er es auch nicht eingestehen mochte) eine solche derbe Schmeichelei, und war leicht empfindlich oder doch innerlich verletzt, wenn einmal ein Freund tadelte oder auch nur nicht genug lobte. — Wie verderblich diese Gewöhnung gegenseitigen Lobhudelns wirkte, geht daraus hervor, daß selbst Solche, die gar keinen Dichterberuf hatten, aber durch das Beispiel und das Zureden des Halberstädter Kreises zum Dichten verleitet worden waren, sich empfindlich zeigten, wenn ihre Arbeiten von Genossen dieses Kreises nicht mit vollen Backen gelobt wurden, wie dies u. A. dem, in seinem kritischen Urtheil verhältnißmäßig ziemlich unbefangenen und selbstständigen Ewald Kleist mit einem General von Stille begegnete, der ihm ein Gedicht: „Der Lerchenkrieg" (wahrscheinlich in Popescher Manier) mittheilte, und sauer dreinsah, als Kleist, schon darin sich Zwang anthuend, dasselbe nur halbwegs lobte („Handschriftl. Briefwechsel zwischen Kleist und Gleim", Jahrg. 1748).

liebten Vaterlandes. Diese Empfindung pulsirt stark und lebendig in den hervorragendsten Briefwechseln aus diesen Kreisen, vor Allem in dem Gleims mit seinem Herzensfreunde Ew. Kleist, dem feurigsten Patrioten und Bewunderer des großen Heldenkönigs. Dieser patriotische Drang erfüllte Gleims Denken und Thun während seines ganzen langen Lebens mit unverminderter Stärke, und, wie er in seiner Jugend ihn angetrieben, für die Uebersiedelung tüchtiger Talente nach Preußen sich zu bemühen „zum Ruhm und Nutzen seines Vaterlandes, und um seines Friedrich Zeit zur glänzenden Epoche großer, freier literarischer Ausbildung zu machen und der deutschen Nation ein goldenes Jahrhundert zu bereiten, gleich den Jahrhunderten Augusts und Ludwigs“*), wie er ihn die Abwendung Friedrichs von der deutschen Muse zwar beklagen, aber auch entschuldigen, und das höhere Verdienst freudig preisen ließ, das der große König durch Förderung der Denkfreiheit um den Fortschritt deutschen Geisteslebens sich erwerbe, so verließ er ihn auch noch im höchsten Alter nicht: mit fast jugendlicher Wärme nahm Gleim bis zuletzt an Allem, was Preußen, was Deutschland anging, regen Herzensantheil, war er unermüdlich in Versuchen, von seinem fernen und einsamen Winkel aus durch Wort und Lied, mit Rath und Warnung auf die Geschicke des Vaterlandes, auf die Entschlüsse der Großen und die Stimmung des Volkes einzuwirken.

Mag immerhin dieser Gleim'sche Patriotismus — zumal in der spätern Zeit — in der Art seiner Kundgebung bisweilen etwas verfehlt**)

---

*) Körte a. a. O., S. 63.

**) Z. B. in jenem Schreiben an Friedrich Wilhelm III., bei dessen Thronbesteigung, worin es heißt: „Sire! Voltaire, der Dichter, schrieb an Friedrich, den König, wie an seines Gleichen. Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein! weil ihre Könige nichts aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen sich nichts.“

„Sie sind stolzer als die französischen!

„Wenn aber ein König anfängt, Einer zu sein, wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz!“

„Dann gebietet ihnen der König, ihn nicht zu loben.“

„Dann sagt der Dichter:

„„Ihn loben soll man nicht, wer aber kann's denn lassen?““

„So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal so etwas von einem Dichter war; er kann's nicht lassen!“

und selber in der Richtung seiner politischen Ansichten nicht immer ganz einsichtig und unbefangen erscheinen*), so bildet er doch in dem Ganzen seiner Lebensanschauung wie in derjenigen der meisten seiner Freunde, Kleists, Ramlers, Sulzers u. A., ein heilsames Gegengewicht gegen die Anwandlungen jener allzu schwächlichen und kränkelnden Empfindsamkeit, welcher wir ihre Strebegenossen in Sachsen verfallen sahen. Bei diesen letztern blickt überall — durch die schüchterne Satire Rabeners, wie durch die resignirte und nicht selten casuistische Lebensmoral Gellerts**) — der düstere Hintergrund eines politisch und sittlich verkommenen Staats- und Gesellschaftswesens, trostloser öffentlicher Zustände hindurch: Den Preußen dagegen bleibt, auch wenn sie in ihrer persönlichen Denk- und Empfindungsweise noch so sehr zu einer gewissen Einseitigkeit hinneigen, doch allezeit der sichere Rückhalt eines tüchtigen und großartigen Gemeinwesens unverloren, als der feste mütterliche Boden, auf dem sie fußen und dessen Berührung ihnen immer von Neuem willkommene Kräftigung und Erfrischung zuführt.

Patriotische Dichtungen Gleims u. seiner Genossen. Auf diesem Boden erwuchsen auch den Genossen des Halberstädter Bundes die werthvollsten und dauerhaftesten Blüthen ihrer Dichtung. Während die „Scherzhaften Lieder“ und der „Halladat“ von Gleim, vollends sein „Blöder Schäfer“ und seine Balladen, nicht minder die „Theodicee“ von Uz, die „Mädchen-

---

„Friedrich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen haben Ew. Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König, und ich, der alte Soldat, bin mit den heißesten Wünschen für das höchste Wohlergehen des Landesvaters

Ew. Königl. Majestät
deutscher, unterthänigster, treuester Knecht,
Der alte Gleim.“

Worauf ihm der König durch seinen Geh. Kab.-Rath Menker „für sein Andenken und die in seinem Schreiben bezeigten devoten Gesinnungen“ danken ließ (Körte a. a. O., S. 285 ff.).

*) So bei Gelegenheit des berüchtigten Wöllner'schen Edicts (s. den 1. Bd., S. 122), wo Gleim in einem Brief an den Minister Wöllner sich wegen eines unter seinem Namen verbreiteten und als ein Angriff auf jenes Edict gedeuteten Gedichts rechtfertigt und mit Bezug darauf sagt: „Diese Deutung konnte ein in der Liebe zu den Musen alt und grau gewordener Patriot nicht ertragen. Er bleibt Patriot bis in sein Grab. Patrioten aber müssen Unzufriedenheit im Staate nicht entstehen machen, entstandene nicht vermehren.“ (Ebenda, S. 249.)

**) S. oben S. 63.

insel“ von Götz, selber der „Frühling“ von Kleist, ebenso die meisten lyrischen Gedichte der Freunde, heute, mit nur wenigen Ausnahmen, kaum noch einen mehr als kultur- und sittengeschichtlichen Werth haben, — den Werth von Spiegelbildern einer vergangenen Zeit, ihrer Geschmacksbildung und ihrer Lebensanschauungen —, so machen die „Kriegslieder eines preußischen Grenadiers“ von Gleim noch jetzt auf jeden warm und patriotisch Empfindenden den ergreifenden Eindruck, der allen solchen „in und mit der That entsprungenen“ Liedern — wie Goethe sie treffend charakterisirt*) — für immer gesichert bleibt. Hier ist, wie Lessing**) es sogleich nach dem Erscheinen der Grenadierlieder hocherfreut und bewundernd aussprach, eine „lebendige Poesie“, hier ist, nach Goethe's weiterem Ausspruch***), jener „wahre, höhere Lebensgehalt“ zu spüren, der „durch Friedrich d. Gr. und die Thaten des siebenjährigen Kriegs in die deutsche Poesie gekommen“; hier erblicken wir mindestens einen Anfang, und zwar einen bedeutungsvollen Anfang, einer wirklichen „Nationaldichtung“, einer solchen, die — um nochmals mit Goethe†) zu reden — „auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn Beide für einen Mann stehen“††).

---

*) „Goethe's Werke“, 25. Bd., S. 103 ff.

**) In der Vorrede zu der von ihm 1758 besorgten ersten Ausgabe der „Kriegslieder“ (mit Melodien) — vgl. „L.'s Sämmtliche Schriften“, herausgegeben von Lachmann, 5. Bd., S. 101.

***) A. a. O.

†) „Werke“, 25. Bd., S. 103. — Auch Herder in den „Fragmenten“, 2. Bd., S. 345, nennt die Gleim'schen Kriegslieder „wahre Nationalgesänge“.

††) Wir führen, um dem Leser den Eindruck jener Lieder zu vergegenwärtigen, wenigstens einige Strophen daraus an. Das erste der Grenadierlieder, „der Schlachtgesang bei Eröffnung des Feldzuges von 1756“, beginnt:

„Krieg ist mein Lied! Weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta! Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!“
U. s. w.

In dem „Siegeslied bei Prag, 1757“, heißt es:

„Victoria! mit uns ist Gott!
Der stolze Feind liegt da.



Nicht immer ganz so schwungvoll und bilderreich in der Form, wie die Gleim'schen Grenadierlieder, athmen dafür die Kriegsgesänge von Ew. Kleist eine fast noch größere Unmittelbarkeit und Innigkeit der Empfindung ihres Gegenstandes: man fühlt es ihnen an, daß, der sie sang, nicht blos die Leier, sondern auch das Schwert führte, nicht blos

Er liegt! Gerecht ist unser Gott.
Er liegt. — Victoria!"
U. s. w.

Vor Allem aber mit Recht berühmt sind die folgenden Strophen aus dem „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach":

„Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held. —
Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Sieg,
Er wog, und Preußens Schaale sank,
Und Oestreichs Schaale stieg." —

Allerdings sind nicht alle Strophen dieser Kriegslieder gleich schwungvoll: allein durch alle weht doch ein warmer, ungekünstelter, patriotischer und thatkräftiger Geist. Gleim hat später noch mehrmals im Tone seiner „Grenadierlieder" zu singen versucht, aber es ist ihm nie wieder so gelungen. Es waren eben keine „in und mit der That" entstandenen Lieder. 1787 dichtete er „Soldatenlieder" auf Anlaß eines von dem Frh. von Beck dem neuen König von Preußen mitgetheilten und von diesem genehmigten Plans: „durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer und den Nationalstolz in der ländlichen Jugend (soll wohl heißen: in der Jugend des Landes) verbreiten zu lassen und Gleim den Auftrag zur Verfertigung solcher Lieder zu geben" (Körte a. a. O., S. 253). Also bestellte Arbeit! — 1790 ließ er „Preußische Marschlieder" folgen. Aber wo gab es damals Friedericianische Kriegs- und Siegesmärsche? — Die „Zeitgedichte" (1793) dienten weniger einer patriotischen, als einer parteipolitischen Stimmung zum Ausdruck, sie waren gegen die französische Revolution gerichtet, wie schon der Titel bezeugt („Zeitgedichte vor und nach dem Tode des heiligen Ludwig XVI."). — 1802 dichtete Gleim sogar „Schweizerische Kriegslieder"; er wollte damit „der guten Sache der Schweizerischen Menschheit nützlich sein." Dabei konnte denn von einer unmittelbaren, persönlichen patriotischen Empfindung noch weniger die Rede sein. — Wieder ein ander Mal besang er erst den polnischen König Stanislaus Augustus, dann den jungen Kaiser Alexander — Beide als „Menschenfreunde." Alles das war reflectirte Poesie aus zweiter, dritter Hand im Vergleich zu der unmittelbaren, lebendigen Begeisterung, welche die „Kriegslieder" und die vielen prosaischen Ergüsse von Patriotismus in den Briefen Gleims aus seiner früheren Periode erzeugt hatte.

ein sinniger und empfindungsreicher Dichter und ein trefflicher, edler Mensch, sondern auch ein thatkräftiger, ächt männlicher Charakter war*).

Die übrigen patriotischen Dichtungen aus den Halle'schen und Halberstädter Kreisen stehen den kriegerischen Gesängen Gleim's und Kleist's an poetischem Werthe nach. Sie enthalten größtentheils mehr Reflexionen, als unmittelbare Empfindungen und Anschauungen, und können sich — bei allem antiken Pathos der Ramler'schen Oden**),

---

*) Kleist's „Ode an die preußische Armee im März 1757", beginnt so:

„Unüberwund'nes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt,
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben! . . ."

Und es schließt:

„Auch ich, ich werde noch, — vergönn' es mir, o Himmel! —
Einher vor wenig Helden zieh'n,
Ich seh' dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen flieh'n,
Und find' Ehr' oder Tod im rasenden Gewimmel." —

Aus dem Schluß von „Cissides und Paches" sei hier nur folgende Stelle wiedergegeben:

— „Wie gern stürb' ich ihn auch,
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft, —
Ich, der ich Dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüstenei
Verwandelten, als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der theuern Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht d'rin, das theure Land,
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an." . . .

Kleist fiel bekanntlich in der Schlacht bei Kunnersdorf, d. 12. Aug. 1759, erst 44 Jahre alt.

**) Eines der lebendigsten patriotischen Lieder von Ramler ist sein „Schlachtengesang" mit dem Anfang: „Auf, tapfre Brüder, auf, in's Feld!" — Hier stören auch nicht, wie in den meisten andern Ramler'schen Liedern, die Anspielungen auf fernliegende, antike, mythologische und geschichtliche Vorstellungen, wie z. B. in dem Gedichte „an die Stadt Berlin" die Beziehungen auf „Jupiter", der für Friedrich streitet, „Latonens Sohn", des Königs „Schutzgott", die Vergleichung Friedrichs selbst mit „Delius Apollo" u. A. m. —

und bei aller nationaldeutschen, nicht blos spezifisch preußischen Gesinnung in den Vaterlandsliedern von Uz und Cronegk — an Lebendigkeit und Wärme des Eindrucks mit jenen nicht messen. Der trübe, elegische Ton, worin diese Letzteren von Deutschlands Zerrissenheit und Schwäche singen*), bildet zu dem thaten- und siegesmuthigen der Gleim'schen Kriegslieder einen eben so schroffen und unvortheilhaften Gegensatz, wie in der Wirklichkeit das Bild des damaligen, im tiefsten Verfall begriffenen deutschen Reichs zu dem Bilde des jugendlichen, durch seinen großen König zu Macht und Glanz erhobenen Preußens. Dem allgemein deutschen Patriotismus mußte nothwendig die freudige Zuversicht des spezifisch preußischen fehlen, und dieser Unterschied klingt auch aus den patriotischen Liedern der einen und der andern Gattung unverkennbar wieder. Wo aber das Gefühl des Dichters sich unwillkürlich theilte zwischen dem Schmerz um das deutsche Vaterland und dem nicht zurückzuhaltenden Stolz auf die, doch auch deutschen, Großthaten des brandenburgisch-preußischen Herrschers, da that eine solche innere Spaltung jener Einheitlichkeit der Stimmung Abbruch, welche ein so wichtiges Erforderniß jedes, zumal jedes patriotischen und politischen Gedichtes ist**).

---

*) Z. B. Uz in dem bekannten Gedichte: „Das bedrängte Deutschland" („Wie lang zerfleischt mit eigner Hand Germania ihr Eingeweide?" u. s. w.).

**) So z. B. bei Cronegk, wenn er singt:

„O kämpft, ihr wirklich deutschen Heere,
Für Freiheit und Religion!
Kämpft, muth'ge Preußen! Sieg und Ehre
Und ew'ge Palmen warten schon.
Die Zukunft zeigt sich meinen Blicken;
Ich fühl' ein heiliges Entzücken;
Was flieh'n für Schaaren dort am Rhein?
Kämpft, Deutsche! Gott, der euch begleitet,
Gott ist es selbst, der für euch streitet,
Und Friedrich muß sein Werkzeug sein.

Doch, wie viel Blut? wie viele Zähren?
O Deutschland! o mein Vaterland!
Wie lange soll die Zwietracht währen?
Was schwächst du dich mit eigner Hand?
Statt den gemeinen Feind zu dämpfen,
Muß Adler gegen Adler kämpfen,

Immerhin war der freiere Blick auf's Allgemeine, war die warme vaterländische Gesinnung, die Freude an nationalen Thaten und die patriotische Entrüstung über nationale Schwäche und Zerrissenheit ein bedeutsamer Fortschritt gegen die sich absichtlich streng auf das Privatleben beschränkende Anschauungsweise der empfindsamen Gellert'schen Seelen. Gleim und seine Genossen waren, wie wir sahen, mit ihren Empfindungen noch einigermaßen zwischen diesen beiden Richtungen getheilt. Auch im weitern Verlaufe unserer Betrachtungen werden wir noch öfter die Empfindsamkeit eines auf sich selbst zurückgezogenen, idealen Seelenlebens und die Richtung auf große Thaten und Ereignisse des Völkerlebens im Kampf mit einander erblicken. Aber es war doch schon ein großer Gewinn für den deutschen Geist, daß selbst so entschiedene Vertreter einer idealistischen, von der umgebenden Wirklichkeit sich weit hinweg- und dem Erhabenen, Uebernatürlichen zuwendenden Richtung, wie Bodmer, das Haupt der Schweizer Schule*), offen bekannten: „Friedrich II. ist ein Gesandter Gottes in einem Zeitalter, wo die weiblichen Zärtlichkeiten an die Stelle der männlichen Tugenden gesetzt werden"**).

Mangel einer eigentlich bedeutenden Dichtung aus d. Gellertschen und Gleimschen Kreisen, und gesteigerter Drang nach einer solchen.

Sowohl bei Gellert, als bei Gleim, war die Beschäftigung mit Poesie weniger die Folge eines Dranges nach Hervorbringung wirklicher Kunstwerke, als vielmehr die Wirkung eines im Allgemeinen gesteigerten Empfindungslebens. Für den Einen hatte sie im Wesentlichen nur die Bedeutung einer eindringlicheren lehrhaften Moral, für den Andern die einer erhöhten, vergeistigten Geselligkeit. So theilten sich Beide in ge-

---

Und Bruder wider Bruder stehn.
Dich, traur'ges Deutschland, zu zerstören,
Uebt sich die Wuth von deutschen Heeren,
Die selbst den Sieg mit Thränen seh'n."

*) Vgl. 2. Bd., 1. Abth., S. 497.

**) „Briefe der Schweizer", S. 312, Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1225. Es war dies 1759. Noch 1745 hatte derselbe B. an das Haupt der Halle'schen Schule, Lange, als dieser ihm sein Gedicht: „Die Siege Friedrichs" übersandt, geschrieben: Er (Lange) und Henzi sollten doch, „statt die Landbezwinger in ihrer Mordgier zu unterhalten", lieber „gegen die elenden Scribenten kämpfen"; „ob nicht die sanftmüthige Muse seiner Doris (so hieß Lange's Frau unter den poetischen Genossen) seinen darniederschlagenden Geist besänftige?" u. s. w. — („Lange's Briefsammlung", 2. Bd., S. 49; Koberstein a. a. O.)

wissem Sinne in die Zwecke, die nach der alten, aber noch immer gültigen, von Gottsched wie von den Schweizern anerkannten Theorie die Dichtkunst erfüllen sollte: das „Nützen" und das „Ergötzen". Der höhere Schwung freilich mußte dieser Poesie abgehen, die gleichsam nur eine Sache des täglichen Hausbedarfs, ein Hülfsmittel war, um das Gemüth in einer gewissen mittleren Temperatur sinnlich-geistigen, ästhetisch-moralischen Behagens und Selbstgenügens zu erhalten.

Ein solcher Durchgang der Poesie durch das Leben, eine solche Befreundung derselben mit den Interessen der Wirklichkeit und den alltäglichen Bedürfnissen der Gesellschaft war für den allgemeinen Bildungsfortschritt der Nation ohne Zweifel von vielfältigem Nutzen. Das ganze Geistesleben der Menschen ward dadurch ein gehobeneres, ihre Empfänglichkeit für das Edle, Schöne und Gute eine lebhaftere und ausgebreitetere. Auch für wirkliche Kunstschöpfungen konnte diese neue Bildungsphase, wenn nur anderweite fördernde Bedingungen hinzutraten, ein günstiger Fruchtboden werden. Bis jetzt freilich hatte sie noch keine solche Schöpfung erzeugt. Die Verbreiterung der neuen geistigen Strömung schien ihrer Vertiefung hinderlich zu sein. Der Anregungen vom täglichen Leben, von den nächsten Umgebungen aus, der Forderungen, welche diese an den Dichter stellten, waren zu viele und mannigfaltige, als daß ein Geist von nicht ungewöhnlich hoher Begabung und starker Willenskraft so leicht die nöthige Sammlung und jene feste Richtung auf Ein großes Ziel hin sich hätte bewahren mögen, ohne welche Dichtwerke von bleibendem Werth niemals zu Stande kommen.

Gleichwohl war der Drang nach solchen Dichtwerken, war der Ehrgeiz, es auch auf diesem Felde andern Nationen gleichzuthun, wie man es auf den Gebieten der Gelehrsamkeit und der Philosophie bereits mit Glück gethan hatte, bei der damaligen Bildungsstufe des deutschen Volks ein natürlicher und kaum mehr abzuweisender. Seit der Zeit, wo Gottsched zuerst einen solchen Anspruch erhoben hatte*), waren wiederum Jahrzehnte verflossen, Jahrzehnte voll unverdrossener und nicht unfruchtbarer geistiger Arbeit. Die allgemeine Bildung, die Kenntniß und das Verständniß fremder Literaturen, besonders der klassischen, hatte zugenommen, in demselben Maße aber waren auch Trieb und Muth der Nacheiferung gestiegen.

---

*) S. 2. Bd., 1 Abth., S. 485.

Aeußere Anregungen dazu.

Zu solchen Anregungen rein literarischer Natur traten andere, von dem wirklichen Leben aus, und vielleicht waren diese die entscheidenderen. Fast jedem höheren dichterischen Aufschwunge einer Nation ging eine Erhebung und Neubelebung ihrer äußeren politischen Zustände voran. Die Homerischen Dichtungen waren der Nachhall der großen Thaten des Trojanerkrieges, die Dramen des Aeschylos und des Sophokles eine Nachwirkung des Krieges mit den Persern. Die schwungvolle Poesie eines Tasso, Dante, Ariosto entsproßte als geistige Frucht den politischen und religiösen Kämpfen, in denen die Städte und der Adel Italiens ihre Kräfte unter sich und gegen das Ausland gemessen hatten. Milton sang inmitten und nach Beendigung der heftigen Bürgerkriege, welche die Thatkraft des englischen Volkes auf's Höchste anspannten. Das „Zeitalter Ludwigs XIV." endlich spiegelte in seinem poetisch-rhetorischen Pathos die glänzende und kriegerische Politik dieses Königs wieder.

Gottsched, als er den kühnen Gedanken der Erschaffung einer deutschen Nationaldichtung faßte, ward dazu durch den Schein eines ähnlichen Aufschwunges in dem äußeren Leben der Deutschen verführt*). Jetzt aber war schon mehr vorhanden, als ein solcher bloßer Schein. Der Regierungsantritt und sogleich die ersten Regentenhandlungen des jungen Preußenkönigs Friedrich II. hatten die Blicke auf den „aufsteigenden Geist" gelenkt, mit dem offenbar eine neue Zeit für Deutschland aufdämmerte**).

---

*) S. oben S. 6.

**) Bedeutsam ist in dieser Hinsicht Klopstocks „Ode an Gleim" (aus dem Jahre 1752), worin er die Hoffnungen erwähnt, die er anfänglich auf Friedrich gesetzt, aber später aufgegeben habe, weil Friedrich sich von der vaterländischen Muse abgewandt. Er sagt dort von dem jugendlichen Friedrich:

„Würdig war er, uns Mehr, als dein beglücktester
Freiheitshasser, o Rom, Octavian, zu sein,
Mehr als Ludewig, den uns
Sein Jahrhundert mit aufbewahrt.
So verkündigte ihn, als er noch Jüngling war,
Sein aufsteigender Geist. — Noch, da der Lorbeer ihm
Schon vom Blute der Schlacht troff,
Und der Denker gepanzert ging,
Floß der dicht'rische Quell Friedrich entgegen, ihm
Abzuwaschen die Schlacht . . . . ."

Die fast unmittelbar darauf folgenden schlesischen Kriege (1741 ff.) versetzten die Nation in eine Bewegung, welche zwar von jener Begeisterung, die anderthalb Jahrzehnte später der Vertheidigungskampf Friedrichs gegen das wider ihn verbündete halbe Europa erweckte, noch weit entfernt, immerhin aber stark genug war, um ein Dichtergemüth in höhere Schwingungen zu versetzen. Feldherrngröße und Heldenruhm haben zu allen Zeiten etwas Erhebendes, Begeisterndes; in verdoppeltem Maße aber mußte Dies der Fall sein in einem Zeitalter, wo man seit lange entwöhnt war — mindestens in Deutschland —, die Herrscher der Länder persönlich an den Anstrengungen und Gefahren eines Kriegs Theil nehmen zu sehen. Ein junger Heldenkönig, an der Spitze seiner Tapfern kämpfend und siegend — Das war denn doch ein anderes, der Theilnahme würdigeres Schauspiel, als ein fürstliches Lustlager bei Mühlberg*)! Vor der Einbildungskraft des Patrioten erhob sich in neuem Glanze das, so lange umschleiert gewesene Bild deutschen Heldenthums; Erinnerungen an die tapferen Thaten der Vorfahren unter den ersten Kaisern und noch weiter rückwärts, unter Armin, wurden wieder lebendig**).

---

*) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 481.

**) Für diese Ideenverbindung finden wir ein sehr merkwürdiges Zeugniß in der bekannten Ode Klopstocks aus dem Jahre 1749, welche in den spätern Ausgaben die Aufschrift trägt: „Heinrich der Vogler", welche aber nach den ziemlich zweifellosen Ergebnissen literargeschichtlicher Kritik (siehe insbesondere Löbell, „Die Entwickelung der deutschen Poesie", 1. Bd., S. 205, und die dort angeführten Quellen) ursprünglich auf Friedrich II. gedichtet war, wie u. A. die folgende Anmerkung von Cramer in der Schrift „Klopstock, Er und über ihn", 2. Thl., S. 34, deutlich bekundet. Cramer erzählt: „Als ich die älteren Lesarten mit der jetzigen Ode verglich, schien es mir fast bis zur Gewißheit wahrscheinlich, daß Klopstock Gleimen ins Amt gefallen und auch einmal [und zwar, setzen wir hinzu, viel früher, als Gleim] den König von Preußen gefeiert, hernach aber, aus guten Ursachen, sie auf Heinrich den Vogler umgestellt habe." — Er führt sodann folgende Verse als ursprünglich in der Ode enthaltene namentlich an:

„Es braust das königliche Roß
Und trägt ihn hoch daher.
Heil, Friedrich! Heil dir, Held und Mann,
Im eisernen Gefild!"

Ferner:

„Schon ist an seiner Königsbrust
Der Stern mit Blut bespritzt."

So waren die äußeren Voraussetzungen für einen stärkeren Aufschwung der poetischen Phantasie, zugleich für eine bestimmte Richtung dieses Aufschwungs, wenigstens im Allgemeinen gegeben. Es kam darauf an, ob sich ein begabter, strebsamer und energischer Geist fände, der durch diesen Anstoß sich wirklich zu großen dichterischen Schöpfungen ermuthigen und begeistern ließe. Eine solche vom Hause aus dichterisch angelegte Natur war Friedrich Gottlieb Klopstock.

Friedr. Gottl. Klopstock. Seine Jugendbildung.

Klopstock (geb. zu Quedlinburg 1724) verbrachte seine Kindheit in ähnlichen Umgebungen und Verhältnissen, wie Gleim, nur noch freier und naturwüchsiger. Sein Vater, der ein Gut gepachtet hatte, war ein Mann von originellem Geist, starkem Willen und tapfrem Muthe. Die Leute nannten ihn den „tollen Klopstock"*). Von Empfindsamkeit hatte er keine Ader, wohl aber ein tiefes religiöses Gefühl. Von der Mutter Klopstocks weiß der Biograph nur zu berichten, daß sie eine würdige Frau gewesen. Sie scheint auf die Entwicklung des Knaben weniger Einfluß gehabt zu haben, als der Vater, der es wohl leiden mochte, wenn seine Söhne ein offenes und freimüthiges, selbst etwas verwegenes Wesen zeigten, die Stiere im Hofe neckten, im nahen Strome badeten, über hohe Mauern kletterten, um mit benachbarten jungen Edelleuten im Forste zu jagen. So wuchs der junge Klopstock heran inmitten der freien Natur und im innigsten Verkehr mit ihr, durch keinen Zwang zu frühen oder zu angestrengten Lernens in seinem aufgeschlossenen Sinne für's Leben und seinem frischen Muthe verkümmert. Diese glückliche Begabung rettete er auch durch die Vorschule in Quedlinburg hindurch bis in die klösterlichen Räume der Schulpforta, und auch der dortigen strengeren Zucht hielt er tapfer

---

Endlich:

„. . . . . Friedrich schlägt
Die Schaaren vor sich hin."

„Da ich ihn (Klopstock) aber selbst darum befragte," berichtet Cramer weiter, „leugnete er es schlechterdings." [Warum er dies that, ist aus der Note **) auf S. 103 ersichtlich.]

*) Cramer in seinem „Klopstock, Er und über ihn" (1. Thl., S. 17 ff.) erzählt ein paar Geschichten von ihm. Einmal forderte er ein paar Gecken, die in seiner Gegenwart über Religion spotteten, zum Zweikampf. Ein anderes Mal drohte er einem preußischen Werbeoffizier, der unbefugter Weise auf sein Gut kam, er werde, wenn Jener Gewalt brauchen wolle, ihn mit Pistolen empfangen und seine Knechte mit Mistgabeln und Dreschflegeln bewaffnen.

Stand. So verweigerte er einmal eine aufgegebene Arbeit, weil er, seinem innern Gefühl nach, sich mit dem vorgeschriebenen Thema nicht befreunden konnte. Ein ander Mal vertheidigte er ein Gedicht, das er gemacht, gegen einen Lehrer, der dasselbe, nach den hergebrachten Maßstäben, nicht gelten lassen wollte, und appellirte an den Rector, der ihn gewähren ließ. Als die Lectüre des Milton in der Schule verboten ward, weil sie die jungen Geister zu sehr von den klassischen Studien abzuziehen schien, hatte Klopstock die Kühnheit, nicht allein dennoch Milton zu lesen, sondern sogar öffentlich in einer Schulrede dem Studium desselben das Wort zu reden *).

Zusammenwirkende Einflüsse der klassischen Studien und der Zeitereignisse auf den jungen Klopstock.

Die sächsischen Schulen, und namentlich die sogen. Kloster- oder Fürstenschulen, standen in der Pflege der klassischen Wissenschaften den meisten gelehrten Anstalten Deutschlands voran. Kein Zweifel, daß auf ihnen mit zuerst jener Geist zugleich freieren und tieferen Eindringens in die Alten Eingang fand, welcher eben damals von Leipzig aus durch Gesner, Ernesti, Christ verbreitet ward **). Klopstock warf sich mit dem ganzen Feuer eines starken und kräftig entwickelten Naturells in diese Bahn. Sein Geist, in unmittelbarer Anschauung der Natur und in frischer Thatenlust großgenährt, fühlte sich vor Allem zu den epischen Schilderungen und den Naturbeschreibungen Homers und seines Nachahmers Virgil hingezogen, mehr als zu den Dichtern der bloßen Reflexion, wie Horaz und Seneca, oder der lyrischen Empfindung, wie Anakreon. Die allgemeine Stimmung der Zeit war ohnehin dem Epos, der Betrachtung und Bewunderung menschlicher Thaten günstig ***). Daß gerade Klopstock von dieser Stimmung unberührt bleiben sollte, war nicht wahrscheinlich. Der erste schlesische Krieg fand ihn als sechszehnjährigen Knaben in Schulpforta, also im Alter größter Empfänglichkeit für solche Eindrücke †), zugleich in der Lebensperiode, wo ein selbstständiger

*) Cramer a. a. O., S. 38 ff.

**) Vergl. 2. Bd., 1. Abth., S. 509.

***) S. oben S. 104. Gervinus (a. a. O., 4. Bd., S. 203) macht die treffende Bemerkung: „Es liegt in der Natur der Dinge, daß eine epische, handelnde Zeit auch epische Dichtungen anregt."

†) Gellert und Gleim hatten sich noch unter den der Thronbesteigung Friedrichs vorausgegangenen Verhältnissen, die zum großen Theil gerade entgegengesetzter Art waren, entwickelt: Gleim verließ bald nach derselben die Universität, Gellert war

jugendlicher Geist zuerst über Richtung und Ziel seines Strebens ernster mit sich zu Rathe zu gehen pflegt.

Klopstock hatte früh begonnen, sich in dichterischen Versuchen zu üben. Er hatte „Schäfergedichte“ geschrieben, von denen gerühmt wird, daß sie „die Schäfer und Schäferinnen nach ihrer glückseligen Ruhe und Zufriedenheit abschilderten“ und „eine mannigfaltige Reihe lieblicher, anmuthiger und sanft ergötzender Bilder“ enthielten. Die Idyllen Theokrits oder die Eclogen Virgils mögen ihm wohl dazu den Anstoß gegeben haben. Auch „Oden“ hatte er verfaßt, vorzugsweise geistliche, die sich, nach dem Urtheil desselben Zeit- und Jugendgenossen, durch eine zarte, zum Herzen dringende, rührende Empfindung, eine stille und gesetzte Majestät und eine, das Gemüth einnehmende, süße Regung auszeichneten *).

Klopstocks Ansichten über Poesie; seine Vorliebe für das Epos, sein Ehrgeiz, der Schöpfer einer epischen deutschen Nationaldichtung zu werden.

Allein diese vereinzelten Ergüsse poetischen Empfindens thaten dem starken Geiste des Jünglings, der schon damals nach dem Höchsten strebte, kein Genüge. Daß etwas Ungewöhnliches, Bedeutendes in dem jungen Klopstock sei, erkannten an dem kaum Neunzehnjährigen sowohl Lehrer, als Mitschüler. In seinem Wesen und Gebahren bemerkte man „eine mit Hoheit begleitete Vertraulichkeit.“ Er war gern allein, mit seinen Gedanken beschäftigt. Am liebsten trieb er sich auf den einsamen Berg- und Waldpfaden in der Nähe der klösterlichen Schulräume umher, in bewundernde Anschauung der Natur, als einer Offenbarung des göttlichen Geistes, versenkt **). Er verbarg nicht ein gewisses stolzes Gefühl der eignen Würde, des Bewußtseins, das er empfand, zu hohen Dingen bestimmt zu sein ***). Dabei war seinem träumerisch-empfind-

---

damals schon zum zweiten Mal in Leipzig. Beide hatten bereits angefangen zu schriftstellern, als die neue Aera anbrach. So blieb der Grundton ihres Empfindungslebens von deren Einflüssen unberührt; nur modificirend konnten diese darauf einwirken, wie ich Dies oben im Einzelnen nachzuweisen versucht habe.

*) Cramer a. a. O., S. 34 ff.

**) Dies geht aus den Andeutungen bei Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 34 ff., 38 hervor.

***) Bezeichnend ist in dieser Hinsicht folgende Anecdote, die noch zu Anfang dieses Jahrhunderts in Schulpforta über Klopstock cursirte. Klopstock hätte einmal im Carcer gesessen. Dort wären, nach einem alten Brauch, die Namen aller nach und nach darin Eingesperrten an den Wänden angeschrieben gewesen; Klopstock aber, statt

samen Wesen ein Element praktischer Energie zugesellt, welches ihn in der Wissenschaft vor Allem der Geschichte, in der Poesie dem Epos geneigt machte. Er zeigte sich, wo es zu handeln galt, tapfer in Wort und That. Bei einem Streite der ersten Klasse mit der zweiten um gewisse Ehrenrechte hielt er schwungvolle Reden im Styl des Livius. In seiner kleinen Schulbibliothek fanden sich die Arbeiten Pufendorfs zur brandenburgischen und zur schwedischen Geschichte. Neben Homer und Virgil studirte und verglich er sorgfältig die epischen Dichter der verschiedensten Zeiten und Länder, heilige und profane*).

Das Epos erschien ihm als die höchste Gattung der Poesie, weil es „ein Ganzes" darstelle, — gleichsam ein Gesammtbild der Welt, während alle andern Dichtarten nur einzelne Theile derselben abbilden. In dieser Gattung aber blieb ihm — neben den Dichtern des Alten Testamentes, die er wegen der Erhabenheit bewunderte, womit sie göttliche Dinge besängen — immerfort Homer höchstes und unerreichtes Muster. Denn — so äußerte er mit eindringendem Verständniß — „die Natur war Homer und Homer die Natur." Von allen andern Dichtern reichte in seiner Schätzung nur einer ganz nahe an Homer und zugleich an die heiligen Dichter hinan — Milton, der Sänger des „Verlorenen Paradieses", einer Dichtung, wie er sich ausdrückte, „ebenso natürlich, wie voll Majestät"**).

Jenen großen Heldendichtern es nachzuthun, empfand der Jüngling einen brennenden Ehrgeiz. Ein Gefühl des Unmuths und der Beschämung beschlich ihn im eignen Namen, wie im Namen seines Vaterlandes, wenn er bedachte, daß bald jedes Volk mit dem Verfasser eines Heldengedichtes prangen werde, und nur Deutschland eines solchen entbehren müsse. Was seien doch dagegen alle die poetischen „Tändeleien", auf die allein man sich hier berufen könne? „Unwerth des

---

den seinen beizufügen, hätte einige Verse eingeschnitten, von denen die letzten beiden so lauteten:

„Mich trägt die Nachwelt einst in ihre Tafeln ein,
Drum soll mein Name nicht bei diesen Namen sein."

Wahr oder nicht, jedenfalls bezeugt diese Anecdote die Meinung, die sich über Klopstock in Schulpforta gebildet und fortgepflanzt hatte.

*) Cramer a. a. O., S. 35, 39 u. s. w.

**) Aus Klopstocks Rede beim Abgange von Schulpforta (Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 54 ff.).

deutschen Namens, entstehen sie zu keinem andern Endzweck, als daß sie untergehen und nicht mehr da sind." — „Nicht so träge donnerten einst unsere Vorfahren mit ihren Waffen, und auch jetzt bearbeiten wir die Philosophie und jede Art von Wissenschaft nicht so laß und ruhmlos. Warum ist es denn nur das unglückliche Schicksal der Poesie, dieser göttlichen Kunst, von ungeweihten Händen betastet zu werden und an der Erde zu kriechen?" Der Uebermuth der Franzosen, welche höhnten: man möge ihnen doch einen deutschen Dichter nennen, „der aus sich ein ehrenvolles und unsterbliches Werk hervorgebracht", trieb ihm (wie vor ihm schon Gottsched*)) die Schamröthe in's Gesicht und erpreßte ihm den sehnsüchtigen Ausruf: „Durch ein großes, unvergängliches Werk müssen wir zeigen, was wir können!" Und, daß er selbst entschlossen sei, diese heilige Ehrenschuld für seine Nation abzutragen, durch eine große poetische That die angefochtene Ebenbürtigkeit des deutschen Geistes mit allen andern Volksgeistern zu erweisen, Das deutete er unumwunden an am Schlusse jener Rede, die er beim Abgange aus Schulpforta hielt — eines merkwürdigen Denkmals von dem frühreifen Ernste und dem schon damals auf das Höchste gerichteten Sinne des noch nicht 21jährigen Jünglings. „O, wie wünscht' ich", ruft er dort aus, „es würde mir so gut, Dieses in einer Versammlung der ersten Dichter Deutschlands zu sagen! Die größte Freude würde mich dann durchdringen und ganz überströmen, wenn ich die Würdigsten zu diesem Werke dahin brächte, daß sie, wegen der so lange vernachlässigten Ehre des Vaterlands, von edler und heiliger Schamröthe glühten! — Wofern aber unter den jetzt lebenden Dichtern vielleicht keiner noch gefunden wird, welcher bestimmt ist, sein Deutschland mit diesem Ruhme zu schmücken, so werde geboren, großer Tag, der den Sänger hervorbringen, und nahe dich schneller, Sonne, die ihn zuerst erblicken und mit sanftem Antlitze beleuchten soll! Mögen ihn doch, mit der himmlischen Muse, Tugend und Weisheit auf zärtlichen Armen wiegen! Möge das ganze Feld der Natur ihm sich eröffnen und die ganze, Anderen unzugängliche, Größe der anbetungswürdigen Religion! Selbst die Reihe der künftigen Jahrhunderte bleibe ihm nicht gänzlich in Dunkel verhüllt, und von diesen

*) Vergl. 2. Bd., 1. Abth., S. 487. Es ist interessant, zu beobachten, wie das Motiv nationalen Ehrgeizes, der Wunsch, den Fremden, namentlich den Franzosen, es nach- und zuvorzuthun, gleichmäßig bei Gottsched und Klopstock wirksam war.

Lehrern werde er gebildet, des menschlichen Geschlechtes, der Unsterblichkeit und Gottes selbst, den er vornehmlich preisen wird, werth!)*)

Anfängliche Wahl eines vaterländischen und Vertauschung desselben mit einem religiösen Stoffe. Versuch einer Erklärung dieses Wechsels.

Als Klopstock Dies aussprach, hatte er selbst bereits die Idee eines Heldengedichts erfaßt, ja, noch mehr, den Plan dazu bis in's Einzelne ausgearbeitet**).

Anfänglich war es ein weltlicher, vaterländischer Stoff, auf den sein dichterischer Drang sich richtete — Heinrich der Vogler, der erste Begründer eines machtvollen deutschen Königthums —, bald aber vertauschte er diesen Plan mit einem andern, indem er beschloß, den Messias und sein Erlösungswerk zu besingen.

Den Grund dieser Sinnesänderung Klopstocks läßt sein Biograph unaufgeklärt; wir können ihn vielleicht aus des Dichters Wesen, wie es uns schon hier entgegentritt, errathen. Derselbe Trieb nach dem Schrankenlosen, Unendlichen, der ihn bewog, das Epos allen andern Gattungen der Dichtkunst vorzuziehen, trieb ihn auch bei der Wahl des Gegenstandes über alle Schranken des Menschlichen und Irdischen hinaus. Nicht lange vorher waren jene Schriften der Schweizer erschienen***), welche die Benutzung des Wunderbaren, Uebernatürlichen in der Poesie gegen die Einwürfe Gottscheds in Schutz nahmen, ebendeshalb das Epos vor dem Drama (worin Alles auf einem begreiflichen Zusammenhange beruhen muß) bevorzugten und als das lebendige Muster einer solchen Poesie der Erhabenheit Milton priesen. Dadurch — wie Klopstock selbst von sich erzählt†) — „loderte das Feuer, das Homer in ihm entzündet hatte, zur Flamme auf und hob seine Seele, um die Himmel und die Religion zu singen." Dem von ihm bewunderten Sänger des „Verlorenen Paradieses" nachzueifern, ja sogar ihn — schon durch die Wahl des Stoffes — zu überbieten, Das war von jetzt an sein höchstes Streben††).

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 85.

**) Ebenda, S. 36.

***) S. 2. Bd., 1. Abth., S. 495.

†) In einem lateinischen Briefe, den er 1748 an Bodmer schrieb (s. Koberstein a. a. O., S. 1228, Note c.).

††) „Du, geheiligter Schatten des Milton, — zürne nicht über meine Kühnheit, die nicht allein dir zu folgen, sondern sich auch an einen noch größeren und herrlicheren Stoff zu wagen gedenkt" — so lauten Klopstocks eigene Worte in jener schon citirten Rede (Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 75). — Zwar behauptet

Wir treffen hier wieder auf eine jener merkwürdigen Wirkungen der eigenthümlichen Wendung, welche das deutsche Geistesleben in Folge der verbildeten und verkümmerten äußern Verhältnisse genommen hatte. Schon Gottsched sahen wir durch den gleichen unbestimmten Drang nach einer großen, epochemachenden „Nationaldichtung" auf falsche Fährte gelockt. Weil er im Leben des eigenen Volks weder Stoff noch Antrieb zu einem Heldendrama fand, gleichwohl aber diese Dichtungsart, welche er von den Franzosen mit so viel Erfolg angebaut sah, auch in Deutschland zur Blüthe bringen zu müssen meinte, ward er ein steifer und geistloser Nachahmer fremder Originale. Vor einer ähnlichen Verirrung bewahrte den Sänger des „Messias" die innere Wahrhaftigkeit seines Wesens, auch wohl das, inzwischen doch einigermaßen gekräftigte, allgemeine Nationalgefühl. Um so rettungsloser verfiel er einer andern. Der Gang der politischen Ereignisse, die Erregung, welche die Kriege zwischen Friedrich II. und Maria Theresia in den Gemüthern hervorgebracht, war zwar stark genug gewesen, den feurigen Geist des Dichterjünglings anzuziehen, aber er war nicht stark genug, ihn festzuhalten. Der ideale, überfliegende, empfindsame Zug, der in der Nation im Allgemeinen noch bei Weitem überwog, trug es auch über ihn davon und ward bei ihm noch besonders genährt und großgezogen durch die Einsamkeit seines Aufenthaltes und die abgezogene Natur seiner Beschäftigungen. Gleichwohl wollte er das Ziel seines Ehrgeizes, die Hervorbringung eines großen, nationalen Epos, nicht aufgeben: er wähnte, es geschehe diesem Unternehmen kein Eintrag, wenn er statt eines weltlichen, vaterländischen Helden einen übernatürlichen, göttlichen wähle, ja dasselbe könne dadurch nur gewinnen, indem ihm von vornherein der Stempel größerer

---

Cramer: die Idee zum „Messias" sei in Klopstock „eher entstanden und gebildet worden, bevor er eine Zeile von Milton sah." Allein hier hat den Biographen offenbar seine Begeisterung für Klopstock irregeführt. In jenem oben citirten Briefe an Bodmer bekennt ja Klopstock selbst ganz klar, daß er durch Milton — „den ich ohne Ihre Uebersetzung vielleicht allzuspät zu sehen bekommen hätte" (!) — zum religiösen Epos begeistert worden sei. Im Original freilich las er Milton erst nach 1752, allein jene Uebersetzung von Bodmer war schon 1732 erschienen. Es wäre doch auch gar zu sonderbar, wenn Klopstock, der sich so planmäßig mit der epischen Literatur aller Völker beschäftigt hatte (und zwar schwerlich blos auf Anlaß jener Abgangsrede, wie man aus letzterer selbst am Besten ersieht) gerade von Milton keine Notiz genommen hätte! Derselben Meinung — daß Klopstock durch Milton zum „Messias" angeregt worden sei — ist auch Gelzer (a. a. O., S. 151).

Hoheit und Erhabenheit aufgedrückt werde. Er bedachte nur nicht, daß das Epos Handlungen schildern soll, daß aber wirkliche Handlungen, zumal aber ein Fortgang und eine Steigerung solcher, nur da möglich sind, wo ein an endliche Schranken und Bedingungen gebundener Wille mit der Kraft seiner Freiheit gegen diese ankämpft, sie überwindet oder ihnen kämpfend unterliegt.

Vergleichung Klopstocks mit Milton.

Milton, durch dessen Vorgang Klopstock sich zu dem Versuch eines religiösen Epos verleiten ließ, war in dieser Beziehung in einer ganz andern, günstigeren Lage gewesen. Der Gegenstand seines „Verlorenen Paradieses" war bei Weitem so abgezogen und unnahbar nicht, wie das Mysterium der Menschwerdung Christi und der Erlösung. Das Leben und Thun des ersten Menschenpaares, sammt dem Schauplatz desselben, dem Paradiese — Das waren doch immerhin noch Dinge sinnlicher, greifbarer Natur, bei deren Schilderung die Anforderungen an plastische Anschaulichkeit und Mannigfaltigkeit, welche das Epos an seinen Bearbeiter stellt, gar wohl zu ihrem Rechte gelangen mochten. Was den eigentlich übernatürlichen Theil der Dichtung Miltons betraf, die Vorgänge im Himmel und in der Hölle, so kamen bei deren Behandlung dem Dichter die Vorstellungen seiner Zeit und seines Volkes wesentlich zu Hülfe. Das englische Volk hatte nicht lange vorher heftige Kämpfe halb politischer, halb religiöser Art bestanden. Die Eindrücke derselben zitterten noch in den Gemüthern nach. Man hatte sich dadurch gewöhnt, Weltliches und Ueberweltliches in engster Verbindung mit einander zu denken. Mit einer gewissen rauhen Naivetät glaubten Viele: weil sie nach ihrer besten Ueberzeugung ebensowohl der Sache des wahren Gottes gegen falschen Götzendienst, wie der Sache der politischen Freiheit gegen Tyrannei gedient hätten, so dürften sie sich nun nicht minder dem himmlischen, als dem irdischen Gemeinwesen nahe und gleichsam zubehörig fühlen. Die Puritaner, zu deren Ansichten Milton hinneigte, waren namentlich stark in dieser Verschmelzung des Heiligen und des Profanen. Sie waren in die Schlacht gezogen mit der Bibel in der einen und dem Schwerte in der andern Hand. Sie liebten es, in der Sprache des Alten Testaments zu reden, welches eine solche unmittelbare, so zu sagen sinnliche Beziehung des Menschen zu Gott zu legitimiren schien, und nannten, nach dem Vorbild der alttestamentlichen Helden, sich selbst „Streiter des lebendigen Gottes", ihre Gegner „Kinder des Satan."

Auf solchen nationalen Vorstellungen fußend, durfte der Dichter des „Verlorenen Paradieses“ es wohl wagen, nicht blos Satan und seine Gesellen, sondern auch die Engel und selber Gottvater und Gottsohn mit sinnlich derber Naivetät unter nahezu menschlichen Zügen darzustellen und die Kämpfe zwischen Himmel und Hölle in ähnliche Bilder zu kleiden, wie etwa Homer oder Virgil mit den Kämpfen der Olympier und der Titanen gethan hatten.

Dennoch war selbst Miltons Phantasie bisweilen an der Unendlichkeit ihres Stoffes erlahmt, oder hatte sich ins Ungeheuerliche und Unschöne verirrt!

Die Lage Klopstocks war aber in jeder Hinsicht eine viel ungünstigere. Für eine so naive Auffassung des Göttlichen in seinem Verhältniß zum Menschlichen, wie sie zu Miltons Zeit möglich gewesen, bot weder die Anschauungsweise des 18. Jahrhunderts überhaupt, noch die des deutschen Volkes insbesondere dem Dichter des Messias einen Rückhalt. Zwar auch in Deutschland hatte man vor Zeiten mit einer gewissen treuherzigen Einfalt Himmlisches und Irdisches ganz nahe an einander gerückt, nicht blos in den geistlichen Spielen, die sich aus dem Mittelalter in die neuere Zeit, aus der katholischen zum Theil in die protestantische Welt fortgepflanzt, sondern auch in andern Dichtungen. Hans Sachs u. A. hatten sich nicht gescheut, die Personen der heiligen Dreifaltigkeit in sinnlich derber Redeweise sich ergehen und nahezu menschliche Gefühle äußern zu lassen.

Allein diese Unbefangenheit in der Auffassung des Uebernatürlichen war verloren gegangen, seitdem die philosophische Speculation und der zweifelnde Verstand sich in den Bereich des Glaubens gewagt hatten. Sogar der Pietismus, der sich noch eines besonders innigen Verhältnisses zu den himmlischen Dingen rühmte, glaubte sich doch darin nicht anders behaupten zu können, als durch eine schroffe Verleugnung und Zurückstoßung alles Weltlichen.

Klopstock selbst scheint gefühlt zu haben, daß er mit seinem Unternehmen, „der sündigen Menschen Erlösung“ zu singen, „die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet“, nicht auf dem festen Boden einer allgemeinen, selbstgewissen, unantastbaren religiösen Ueberzeugung fuße, daß er die Stimmung, die ein solcher Gegenstand verlange, nicht ohne Weiteres voraussetzen dürfe, vielmehr erst schaffen

Charakterisirung des „Messias" vom poetischen und religiösen Standpunkte.

müsse*). Dadurch verlor seine Dichtung vom Hause aus die Unbefangenheit und Ruhe des ächten Epos, erhielt statt dessen den Charakter der Absichtlichkeit und einen Ton unruhiger Erregtheit und Spannung, wie er dieser Gattung der Poesie am wenigsten geziemt. In der Besorgniß, der Hoheit und Uebernatürlichkeit seines Helden Etwas zu vergeben und durch eine zu menschliche Auffassung desselben sich jenen ketzerischen Neuerern anzunähern, welche in Jesu nur den sittlich vortrefflichsten Menschen erblicken wollten, glaubte Klopstock ihn nicht erhaben, nicht überirdisch und göttlich genug schildern zu können. Beiwort auf Beiwort, Bild auf Bild wird gehäuft, um nur ja einen möglichst hohen Begriff von der unendlichen Vollkommenheit des Erlösers und der unausdenkbaren geheimnißvollen Tiefe seines Entschlusses der Menschwerdung in dem Leser zu erzeugen und diesen dadurch zu immer gesteigerten Empfindungen der Bewunderung, der Rührung, der andächtigen Verzückung zu entflammen.

So erhalten wir statt einer klaren Aufeinanderfolge wechselvoller Handlungen fast nur eine Reihe theils von Gefühlsergüssen, theils von metaphysisch-dogmatischen Betrachtungen über das Mysterium der Menschwerdung und der Versöhnung, statt einer anschaulichen Entwicklung von Charakteren und einer Vorführung natürlicher psychologischer Vorgänge fast nur das eintönige Echo ziemlich gleichförmig wiederholter

*) Sogleich im Eingange des Gedichts (1. Gesang, Vers 18 ff.) spricht sich Dies aus in der Mahnung an die Leser:

„Menschen, wenn ihr die Hoheit kennt, die ihr damals empfinget,
Da der Schöpfer der Welt Versöhner wurde, so höret
Meinen Gesang, und ihr vor Allen, ihr wenigen Edlen,
Theure, herzliche Freunde des liebenswürdigen Mittlers,
Ihr mit dem kommenden Weltgericht vertrauliche Seelen,
Hört mich und singt den ewigen Sohn durch ein göttliches Leben!"

Welcher wahre Epiker wird mit einer captatio benevolentiae für seinen Helden beginnen, statt in ruhiger Zuversicht als gewiß vorauszusetzen, daß die einfache Schilderung des Charakters und der Thaten desselben ihm die Sympathien der Leser gewinnen werde? — Zum Ueberfluß macht der Biograph Klopstocks, C. F. Cramer („Er und über ihn", 1. Thl., S. 23), zu den Worten: „durch ein göttliches Leben" die wohlgemeinte, aber für das Lob eines Gedichtes, zumal eines epischen, sehr zweideutige Anmerkung: „Dieser Vers enthält auch den Wink, daß Beförderung der Moralität Hauptentzweck des Gedichtes sei. Sonst würde er außerwesentlich sein."

Ausrufungen entweder des Entzückens der dem Erlöser nahestehenden, oder der Selbstanklage, Reue und Verzweiflung der von ihm abgewendeten Persönlichkeiten des Gedichts.

Und selber jener religiöse Zweck der Dichtung, welchem Klopstock so viel von dem poetischen opferte, ward nur sehr unvollständig erreicht. Wenn in der einfachen, naiven Geschichtserzählung der apostolischen Schriften das Bild der Persönlichkeit, der Handlungen und Leiden Christi sich vor unsern Augen klar, anschaulich und mit einer so rührenden Verschmelzung ächt menschlicher Züge und einer übermenschlichen Reinheit und Erhabenheit entfaltet, daß das Gemüth, tief ergriffen, jene geheimnißvolle Einheit von Göttlichem und Menschlichem wirklich zu erfassen glaubt, so lassen die Umschreibungen und Ausschmückungen der gleichen Vorgänge in der Messiade, trotz alles Aufwandes von Phantasie und Gefühl, uns häufig kalt, ja sind bisweilen mehr geeignet, den grübelnden und zweifelnden Verstand herauszufordern, als zu beschwichtigen *).

*) Dies gilt z. B. von der langen Anrede Jesu an Gottvater im 1. Gesange, Vers 84—137, und insbesondere von den Schlußworten:

— „ich hebe gegen Himmel mein Haupt auf,
Meine Hand in die Wolken und schwöre dir bei mir selber,
Der ich Gott bin, wie du, ich will die Menschen erlösen.“ —

Worte, auf welche der Dichter (wie auch sein Commentator Cramer) offenbar großes Gewicht legt, die aber — daß wir es freimüthig gestehen — für unser Gefühl geradezu etwas Anwiderndes haben. Was würde man schon von einem gewöhnlichen Helden sagen, wenn er über Das, was er thun wolle, im Voraus so bombastisch sich äußerte? Und wie paßt nun vollends so Etwas zu der stillerhabenen Größe des Messias? — Ganz ähnlich verhält es sich mit der, volle 29 Verse langen, Umschreibung der schönen, einfachen Bibelworte: „Vater, ist's möglich, so gehe dieser Kelch vorüber! Doch nicht mein Wille geschehe, sondern der Deinige!“ — im 5. Ges., V. 389 bis 418, mit der, 60 Verse füllenden, Wehklage Petri, als er Christus verleugnet (am Schlusse des 6. Gesanges) u. A. m. — Auch die vielen und immer wiederholten Exclamationen und Beschreibungen, welche dazu dienen sollen, die Empfindung der Größe des von dem Messias gebrachten Opfers und der von ihm erduldeten Leiden möglichst hoch zu steigern, machen auf uns eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung. Wenn im Neuen Testamente geschildert wird, wie Christus, mitten in der ruhigen Ertragung aller Körper- und Seelenleiden, doch einmal verzweifelnd ausruft: „mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?“ so ist das ein ächt menschlicher Zug einer vorübergehenden Schwäche, die auch den Stärksten befallen mag, und rührt uns als solcher nur um so mehr; wenn aber in der Messiade sowohl da, wo Christus stillgeduldig leidet, als da, wo ihm das Uebermaß der Leiden einen Ruf des Schmerzes erpreßt, immer und immer darauf hingewiesen wird, wie unerhört ein solches Leiden

Zu den Mängeln, womit sonach die Natur des Unternehmens selbst die Messiade im vorhinein behaftete, kamen nun aber auch noch andere, die in der Persönlichkeit des Dichters ihren Grund hatten. Als Milton Hand an sein Gedicht legte, stand er auf der vollen Höhe gereiftesten Mannesalters, fast ein Sechsziger, — Klopstock entwarf den Plan zu seiner Messiade als 20jähriger Jüngling*) und arbeitete sie

sei, erstens, weil es von Einem ausgestanden werde, der eigentlich, als Gott, über alles Leiden erhaben sei, und zweitens, weil es wegen unserer, der sündigen Menschen, Schuld stattfinde, so bringt eine solche directe Berufung — nicht an unser einfach menschliches Gefühl, sondern an eine halb moralische, halb mystisch-dogmatische Reflexion — sicherlich einen viel weniger tiefen Eindruck hervor, als jene einfach rührende Schilderung, welche die naheliegenden moralisch-religiösen Betrachtungen dem Leser selbst überläßt, nicht aber sie ihm wortreich-pathetisch aufdrängt. — Unwillkürlich stellt sich gegen eine solche, von der rein biblischen wesentlich verschiedene Auffassung ein doppelter Zweifel ein (zu welchem diese letztere keinen Anlaß giebt): die Sache rein menschlich betrachtet, dient es wohl zur Verherrlichung des Helden, immer nur von seinen Leiden zu sprechen, statt die Seelenkraft hervorzuheben, womit er solches erträgt? — soll aber das Opfer betont werden, welches überhaupt in der Menschwerdung Christi und den daraus für ihn geflossenen Leiden gelegen habe, so erscheint es wenig angemessen, diesen Act göttlicher Gnade, als was es doch dargestellt wird, mit so überschwenglicher Beflissenheit immer auf's Neue zu preisen, gleich als fürchte man, dieselbe möchte sonst nicht nach Gebühr gewürdigt werden. — In Alledem und Aehnlichem verräth sich der entschiedene Mangel entweder an wirklich naivem Glauben beim Dichter selbst, oder doch an der festen Zuversicht desselben auf das Vorhandensein eines solchen Glaubens bei seinen Zeitgenossen. — Daß Klopstock seinen Gegenstand zu sehr theologisch und zu wenig anthropologisch gefaßt habe, gesteht selbst der, das religiöse Moment überall besonders betonende Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 155) ein, und auch der strenggläubige Vilmar wagt (a. a. O., 2. Bd., S. 106) nicht, zu leugnen, daß in dem „Messias" zu viel „angespanntes Gefühlsleben" sei.

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 36, versichert, der Plan des Gedichts, wie Klopstock ihn ausgeführt, sei in den Hauptsachen noch der Entwurf von der Schule her. — Mit Recht bemerkt dazu Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 270): „Wer vom Schüler an über sich, seine Zwecke und den dahin führenden Weg fix und fertig ist, wird schwerlich fähig sein, am rechten Quell der Begeisterung zu schöpfen." Auch Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 298) beklagt, daß Klopstocks „geistiger Horizont so bald sich verengte, daß seine Fortbildung stockte, und daß der Mann und der Greis fortwährend nur vom geistigen Erwerb des Jünglings lebte." — Noch weit schroffer, aber der Sache nach nicht unrichtig, spricht sich Danzel („Lessings Leben und Werke", 1. Thl., S. 207) über Klopstock so aus: „Er warf uns die ganze Unreife seiner 20jährigen Primanerexistenz ins Gesicht" .... „Und dieses knabenhafte Product sollte mit dem Werke des Milton wetteifern, in welchem ein Greis die Summe seiner Lebenserfahrung zieht!"...

nach diesem Plane aus. Milton hatte ein langes Leben voll der reichsten, zum Theil schwersten Erfahrungen hinter sich — Klopstock kannte von der Welt Nichts, als was seine Bücher ihn lehrten, oder sein erregbares Gefühl ihn ahnen ließ. Miltons Geist war durch Studien und Arbeiten aller Art, durch eine thätige Antheilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes, an den Kämpfen um bürgerliche und religiöse Freiheit, endlich durch Reisen in fremde Länder und eine vielseitige Beobachtung der Natur und des Menschen ausgebildet und gekräftigt — Klopstock, in der einsamen Abgeschlossenheit seines fast klösterlichen Aufenthaltes in Schulpforta, sah sich auf den engen Bereich seines inneren Empfindungslebens, den Umgang mit gleich ihm selbst noch unreifen Jünglingen und Knaben, und die einförmige Anschauung der, zwar lieblichen, aber nicht besonders großartigen oder wechselvollen Naturumgebungen des stillen und abgelegenen Saalethales eingeschränkt. Kein Wunder, wenn auch da, wo die Natur des Gegenstandes und der allgemeine Zweck des Gedichts eine dem Wesen des Epos mehr entsprechende Behandlungsweise wohl zugelassen hätten, die Fähigkeit dazu dem Dichter versagte, wenn er häufig statt der Schilderungen Reflexionen, statt anschaulicher, plastischer Bilder abgezogene Schemen, statt individueller Empfindungen nur hochtönende Allgemeinheiten gab*).

„Ich weiß nicht, ob es Klopstock später klar geworden ist, welch' ungeheurer Fehler es war, sein Leben zur Ausführung eines Planes zu bestimmen, den er vor dem 20. Jahre entworfen hatte."

*) Von zahlreichen Belegen für das oben Gesagte seien nur einzelne hier speziell angeführt. Im 8. Gesang, als Eloa die Seelen der Väter auf Golgatha geleitet und ihnen den sterbenden Messias zeigt, hält Adam eine lange, schwungvolle Rede, voll Jubels über das Werk der Versöhnung: das so nahe liegende ächt menschliche und poetische Motiv aber, die Beziehung dieses Versöhnungswerkes Christi auf die eigene That Adams, den Sündenfall, wodurch jenes erst nöthig geworden, ist nicht benutzt (denn die beiläufigen Worte: „ich erster Sünder" reichen dazu nicht aus). Im 10. Gesange bekennen zwar Adam und Eva vor dem sterbenden Messias ihre Schuld, aber auch da berühren sie jene Wechselbeziehung kaum, fallen vielmehr sofort wieder in ganz allgemeine Betrachtungen über das Erlösungswerk zurück, wie sie für jeden Andern eben so gut gepaßt hätten. — Wie wenig scharf Klopstock zu charakterisiren weiß, zeigt sich z. B. an der Person des Pilatus in der, übrigens in mancher Hinsicht verhältnißmäßig noch mit am besten gelungenen Gerichtsscene im 7. Gesange. Statt dessen Wesen sich vor uns aus seinen Reden und Handlungen entwickeln zu lassen, sucht er es durch ein paar Epitheta, wie „unrömisch", „entarteter Römer", „Kenner der Wollust" u. s. w. (die noch dazu durch Das, was wir von Pilatus sehen, keineswegs ge-

Klopstock hatte sich, wie uns sein Biograph erzählt*), ursprünglich vorgenommen, an die Ausarbeitung des Planes zur Messiade nicht eher zu gehen, als bis er sich „zur Reife gekommen" fühlen, sich bewußt sein würde, „daß seine Empfindung das Uebergewicht über seine Phantasie gewonnen habe", also „vielleicht nicht vor dem 30. Jahre."

Er blieb jedoch diesem Vorsatze nicht treu, sondern schrieb die ersten drei Gesänge des Gedichts schon in seinem ersten Studienhalbjahre zu Jena, im Winter 1745/6, und zwar vorläufig in Prosa, nieder.

Es darf uns Dies nicht überraschen. Ein so ganz nur aus der Fülle innerster Empfindung empfangener Plan konnte, wenn überhaupt, nur mit Hülfe des ersten jugendlichen Schwunges und Dranges ausgeführt werden. Klopstock täuschte sich selbst, wenn er glaubte, eine größere Reife der Erfahrung werde die Stärke dieser Empfindung steigern. Wäre der Gegenstand ein solcher gewesen, daß eine mannigfaltigere Beobachtung des Lebens und seiner Erscheinungen für dessen Darstellung hätte nützlich werden können, so möchte eine Verzögerung der Inangriffnahme ein Gewinnst gewesen sein. Wie jedoch der Grundgedanke der Messiade beschaffen war, so ließ sich von einem Aufschub der Ausführung zwar wohl einiger, aber doch kaum ein sehr großer Zuwachs an Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit der Gestalten, dagegen sicherlich ein Nachlaß des ersten, frischesten Schwunges der Begeisterung erwarten, welcher allein diesem Gedichte einen gewissen auszeichnenden Charakter zu geben und für jenen Mangel doch in Etwas zu entschädigen vermochte. In der That trat ein solcher Nachlaß ein, als die Vollendung der späteren Gesänge des „Messias" sich über Gebühr verzögerte [so zwar, daß Anfang und Ende der Dichtung um volle 25 Jahre auseinander liegen**)]: nicht blos die Phantasie des Dichters ermattete an der langwierigen, oft unterbrochenen, mühsam weitergeführten Arbeit, sondern auch seine Empfindung. Wie die Anlage des Gedichts, je

---

nügend illustrirt werden), äußerlich zu beschreiben. — Diesen Mangel an plastischem Talent haben schon zeitgenössische Kritiker an Klopstock gerügt, wie Herder in den „Fragmenten", Lessing in den „Literaturbriefen", Schiller in der „Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung", Merck in den „Briefen aus dem Freundeskreise Goethe's" u. A. — (Koberstein a. a. O., 2. Bd., S. 1252, Note c, hat diese Urtheile zusammengestellt.)

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 137; Klopstocks Ode: „An Freund und Feind."

**) Der letzte Gesang erschien 1773.

weiter es vorrückt, immer breiter, die Gestalten immer einförmiger und verschwommener werden, so verräth sich das Schwinden der Frische und Ursprünglichkeit der Empfindung in der immer gewaltsameren Steigerung und Anspannung dieser letztern und in dem häufigeren Gebrauche äußerer, künstlicher Hülfsmittel, so z. B. der Unterbrechung des epischen Versmaßes durch allerhand andere, dem Epos eigentlich fremdartige, lyrische, elegische, dithyrambische Rhythmen.

Große Wirkung der Messiade auf die Zeitgenossen. Grund davon.

Trotz aller dieser Mängel erregte die Messiade, zumal in ihren ersten Gesängen, das größte und allgemeinste Aufsehen. Nicht blos die Schweizer jubelten über das Erscheinen einer Dichtung, welche ihren ästhetischen Ansichten eine so willkommene Bekräftigung verlieh und ihnen gestattete, sich bei dem Streite mit Gottsched fortan nicht blos auf fremde Autoritäten, sondern auf ein heimisches, deutsches Dichtwerk zu berufen; nicht blos bei den sinnesverwandten Männern der „Bremer Beiträge“ (welche sich das, freilich einigermaßen zweideutige, Verdienst beimessen durften, die neue Dichtung zuerst an's Licht gefördert und die Bedenken Klopstocks gegen eine so frühzeitige Herausgabe derselben überwunden zu haben), so wie bei der jungen Halleschen Schule fand das Werk freudige Theilnahme und Beistimmung, sondern auch in den weitesten Kreisen ward es mit Begeisterung aufgenommen. Das vaterländische und das religiöse Gefühl feierten gleichzeitig in dem Erscheinen des „Messias“ einen Triumph, jenes über die einseitige Geschmacksrichtung, dieses über die skeptische und ungläubige Philosophie der Franzosen. Mit Bedauern hatten aufrichtige Patrioten und gläubige Gemüther die französische Literatur, von Friedrich II. gerufen, ihren prunkenden Einzug in die preußische Hauptstadt halten sehen. Je weniger man sich einer Bewunderung der vielen großen Eigenschaften Friedrichs, als Regent, als Held, als starker Geist, zu entschlagen vermochte, desto mehr regte der von ihm dem ausländischen Wesen ertheilte Vorzug bei vielen der Bestgesinnten ein Gefühl stiller Besorgniß und den geheimen Trieb einer Opposition dawider an*). Dieser Trieb fand sich nun befriedigt, jene Besorgniß fand sich erleichtert im Hinblick auf eine Schöpfung, die mit

*) Bei Klopstock selbst haben wir Anklänge dieser halb bewundernden, aber doch überwiegend oppositionellen Stimmung gegen Friedrich II. gefunden in dem Gedicht „an Gleim“, s. oben S. 103.

so siegreicher Gewalt eben so wohl die Ebenbürtigkeit, ja das Uebergewicht des deutschen Geistes über den französischen zu erweisen*), als die, von den französischen Philosophen angetasteten Heiligthümer des religiösen und sittlichen Gefühls zu vertheidigen schien. Hier war Etwas, was man als ein Zeugniß deutscher Gemüthstiefe dem kalten Witze eines Voltaire, als ein Bollwerk des Glaubens der zerstörenden Skepsis eines Helvetius entgegenhalten konnte**). Die Erhabenheit und Würde des Gegenstandes, die Kühnheit und Großartigkeit des Unternehmens selbst***), die Glut andächtiger Hingebung und der Muth der Ueberzeugung, womit der Dichter das Uebersinnliche und Heilige, das man seit lange nur noch mit einer gewissen scheuen Zurückhaltung, wenn nicht mit Kälte und Gleichgültigkeit, behandelt zu sehen gewohnt war†), gleichsam wieder in sein volles Recht einsetzen zu wollen

---

*) Ein Freund schrieb an Klopstock mit Bezug auf die ersten Gesänge der Messiade: „Deutschland ist stolz auf Dich — Du wirst der erste unter Germaniens Söhnen sein — Dich lohnt wahrerer, ewigerer Ruhm, als den Eroberer" (Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 154). — Andere zeitgenössische Urtheile siehe bei Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 96), der gleichfalls dieses Motiv nationalen Stolzes als besonders wirksam für den raschen Erfolg der Messiade ansieht.

**) Daß der Gegensatz der Klopstock'schen Richtung zu der durch Voltaire, Helvetius und andere Franzosen vertretenen, namentlich von der religiösen Seite, sich in dem Bewußtsein der Zeitgenossen alsbald geltend machte und ebenfalls ein Hauptmotiv des lebhaften Interesses an jener ersteren wurde, geht u. A. aus einer Aeußerung Bodmers hervor, der 1749 schrieb: es sei zu bedauern, daß Klopstock „mit der Vollendung seines göttlichen Werkes zu tief in Zeiten hineinkomme, wo die erhabensten Vorstellungen der Religionswahrheiten nicht mehr so interessant sind, weil sie nur halb und kalt geglaubt werden", wo „jede flüchtige Piece Voltaire's zu Dutzenden gekauft wird, ehe ein bleicher und empfindsamer Christ ein Exemplar vom Messias kauft" („Kritische Briefe", 1. Brief). — Auch Gelzer (a. a. O., 1. Thl., S. 135) hebt diesen Gegensatz besonders hervor.

***) Selbst die nächststehenden kritischen Freunde Klopstocks, wie Bodmer, schienen auf diesen Punkt, die Größe der Intention, das Hauptgewicht zu legen. So sagt Bodmer in einem Briefe an Gleim („Briefe der Schweizer", S. 95): „Was für ein großes Gemüth mußte es sein, die Idee von dem Messias zu empfangen und den göttlichen Personen anständig zu denken und zu empfinden!"

†) Als Beweis dafür sei u. A. an eine Aeußerung Rabeners in einem Briefe an Gellert („Briefwechsel", S. 51) erinnert, worin Rabener im Namen eines Dresdner Beamten Gellert um Besorgung eines Hauslehrers bittet, dabei auch der Religion gedenkt, dann aber hinzusetzt: „Lassen Sie hiervon Nichts verlauten, es möchte dem Manne schaden, daß er seine Kinder will Religion lehren lassen." — Zahlreiche

schien, — endlich, und nicht am Wenigsten, die Vorzüge des sprachlichen Ausdrucks, der eine gewisse feierliche Hoheit und eine tiefe Innigkeit der Empfindung athmete, der stolze und doch freie Flug des Hexameters, der so angenehm abstach von dem steifen Paradeschritt und dem einförmigen Reimgeklingel des Alexandriners, alles Dies nahm unwiderstehlich für das neue Werk ein und ließ das Ungenügende der Ausführung leichter übersehen.

Vorwiegend stofflicher Eindruck der Messiade — von Seiten ihres religiösen Inhalts.

Unter allen zusammenwirkenden Ursachen des raschen und großen Erfolges, den die Messiade hatte, trat das religiöse Moment alsbald mit sehr entschiedenem Uebergewicht hervor. Und zwar eben so wohl bei dem Dichter selbst und bei dessen Freunden und Verehrern, wie in den weitern Kreisen des Publikums. Klopstock schien wirklich zu vergessen, daß es doch ursprünglich der poetische Trieb und nebenbei ein ziemlich starker Zusatz persönlichen und nationalen Ehrgeizes gewesen war, was ihn zu dem Vorhaben, ein Epos zu schaffen, angefeuert hatte: ihm däuchte allmälig seine Dichtung nur noch — wie er selbst es einmal aussprach — „die Frucht seiner Jünglingsthräne und der bis zu seinem letzten Odemzuge geathmeten Liebe zu dem Menschen Jesus Christus, in dem die Fülle der Gottheit wohnt, der die Welt mit Gott versöhnte"*). Diesem religiösen Zwecke des Gedichts opferte er sogar absichtlich manche poetische Schönheiten desselben: so strich er mehrere Verwünschungen des wildesten der bösen Geister, Adramelech, weil er fürchtete, „sie könnten christlichen Gemüthern Anstoß geben"**).

Belege dafür, wie man in Klopstock den Erneuerer eines innigen, lebendigen christlichen Glaubens sah, siehe bei Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 153 ff. —

*) Klopstocks eigene Worte bei Clodius (Vorrede zu der „Auswahl aus Klopstocks Nachlaß"). — In der Ode „der Abschied" (v. 1748) schildert Klopstock seine Ankunft im Himmel nach seinem Tode:

„Ich sang den Menschen menschlich den Ewigen,
Den Mittler Gottes. Unten am Throne liegt
Mein großer Lohn mir, eine goldne
Heilige Schaale voll Christenthränen."

Vergl. auch die Ode: „An Freund und Feind." — Klopstocks Biograph, Cramer, bemerkt (a. a. O., 2. Thl., S. 45): „Je älter er geworden, desto mehr hat er darauf abgezielt, mehr für den Verstand und die Empfindung [richtiger wohl, blos für die letztere], als für die Einbildungskraft zu schreiben."

**) „Nachlaß", 1. Bd., S. 156

Er betrieb die Vollendung des „Messias“ — namentlich in dessen spätern Stadien — nicht wie eine Sache der Kunst, sondern wie ein Werk der Frömmigkeit, des religiösen Kultus, und arbeitete deshalb an demselben — wie seine Gattin Meta erzählt — nicht anders als „mit Thränen in den Augen“, las auch das schon Fertige immer wieder durch, „um sich selbst durch die Ideen darin zu erbauen.“ So oft er daran schrieb, „betete“ Meta, „daß Gott die Arbeit und die Erbauung segnen möge“; auch ihr erschien als Hauptzweck der Dichtung „der Nutzen, die Erbauung, nicht die Ehre“ *).

In ähnlicher Weise beurtheilten Klopstocks Freunde sein Unternehmen. Bodmer jubelte, daß „ganze Nationen“ durch den „Messias“ „Seligkeit finden“ würden, ja selbst „Welten, die noch nicht geboren sind.“ „Wenn das Werk der Erlösung durch den Poeten nicht zu Ende gebracht würde“, schrieb er, „so würde es bei mir einen Kummer verursachen, als wenn dem Satan seine finstere Entschließung gelungen wäre, den Messias zu tödten und die Befreiung des Menschengeschlechts zu hintertreiben“ **). Eine minder enthusiastische Aufnahme des Gedichts, vollends ein Tadel oder auch nur eine Ausstellung gegen Einzelnes darin ward von diesem Standpunkte aus, wo man keinen ästhetischen, nur einen religiösen Maßstab gelten ließ, beinahe einer Blasphemie gleich geachtet. Der alte Klopstock, in seiner derben Weise, wetterte gegen die „gottlosen“ Feinde des „Messias“, welche „keine Christen“ wären ***).

Auch im Publikum faßte man das Gedicht vorzugsweise von dieser Seite, nach seinem dogmatischen Inhalte auf. Ein Kreis empfindsamer Freundinnen des Dichters in Zürich bat denselben „voll zärtlichsten Mitleidens“: er möge doch ja den gefallenen Engel Abbadonna, als einen Reuevollen, „in seinen Schutz nehmen, und ihm die Seligkeit schenken.“ Eine Gesellschaft von Geistlichen in Magdeburg, unter dem Vorsitz des Hofpredigers Sack, faßte einen förmlichen Synodalbeschluß dahin, „daß Abbadonna selig werden müsse“, wogegen ein orthodoxer Prediger in

---

*) Ebenda.

**) „Briefe deutscher Gelehrten“, 1. Bd., S. 98.

***) In einem Briefe an Gleim. In einem Nachsatze drückte er sich noch drastischer aus: „S . . . igel ohne Religion sind's!“ („Kl. und seine Freunde“, 2. Bd., S. 74)

Langensalza den Dichter „mit Thränen" beschwor, „um Gottes und der Religion willen" Abbadonna nicht selig werden zu lassen*).

Vergleichung Klopstocks mit Gellert in dieser Beziehung.

So geschah hier nahezu wieder Dasselbe, was wir schon bei Gellert erlebten. Das stoffliche Interesse überwog das Interesse an der Form. Der Zweck ästhetischer Befriedigung trat zurück vor dem moralisch-religiöser Erbauung. Was Gellert versucht, aber — mit seinen moralischen Vorlesungen, erbaulichen Betrachtungen, geistlichen Mahn- und Trostliedern — nur in beschränktem Umfange zu Stande gebracht hatte, die Befriedigung des Bedürfnisses religiöser Erhebung in der freien Form innerster Empfindung, ohne eigentlich dogmatischen und kirchlichen Beigeschmack, — Das fand man in der Messiade in großartigster, ergreifendster und hinreißendster Weise vollbracht. Wenn Gellert und andere geistliche Dichter, ja auch die Pietisten dem irdischen Auge immer nur einzelne, gleichsam verstohlene Einblicke in das Reich des Uebersinnlichen, in die Geheimnisse Gottes und des Messias erschlossen hatten, so schien hier mit Einem Male der ganze Himmel in all seiner Herrlichkeit, bis in das Allerheiligste, bis in die innersten Tiefen der Gottheit, vor den verzückten und anbetenden Seelen sich aufzuthun.

Der religiöse Standpunkt Klopstocks.

Abgesehen von diesem höheren Schwunge in dem Ausdrucke der religiösen Empfindungen, unterscheidet sich der Sänger des „Messias", was den Inhalt derselben betrifft, nicht wesentlich von Gellert. Auch er nimmt eine vermittelnde Stellung zwischen dem orthodoxen Kirchenglauben und den Ideen einer vorgeschritteneren, freieren und humaneren Bildung ein. Wenn er in der Anschauung der himmlischen Dinge sich bisweilen zu einer Höhe erhebt, wohin weder die gestaltende Kunst, noch das begreifende Denken ihm zu folgen vermag, so läßt er andererseits in Bezug auf das sittliche Moment, die Stellung des Menschen zu Gott, den freieren Ansichten der Zeit ihr gutes Recht widerfahren. Von jener finstern Ansicht, welche den Menschen in seiner Selbstständigkeit als sittliches Wesen gänzlich vernichtet, um ihm als einzige Rettung aus der ewigen Verderbniß die willenlose Hingebung an einen übernatürlichen Gnadenact zu empfehlen, ist Klopstock weit entfernt. Wie feurig er auch die Größe des göttlichen

*) „Auswahl aus Klopstocks Nachlaß", 1. Bd., S. 120; Cramer, „Er und über ihn", 2. Bd., S. 357.

Rathschlusses in dem Geheimniß der Versöhnung durch Christi Tod preist, wie vertrauensvoll und dringend er die Menschheit auf die darin ihr aufgegangene göttliche Gnadenverheißung hinweist, so geht er doch keineswegs so weit, die sittliche Selbstthätigkeit des Einzelnen zu leugnen, oder den Werth eines kräftigen Entschlusses zum Guten herabzusetzen *).

---

*) Wir erinnern u. A. an das Gebet Jesu im 9. Ges. der M., V. 39 ff., wo zuerst allerdings die strengere Theorie der Rechtfertigung durch den Glauben anklingt in den Versen 43 ff:

„Heiliger Vater, erbarme dich Aller, die an den geliebten,
Deinen ewigen Sohn, den Gottgeopferten, glauben,
Wenn sie, in diesem Glauben, nun auch mit dem Tode ringen." —

wo es aber bald darauf, V. 54 ff., heißt:

„Vater, erbarme dich Aller . . . .
Die, dem Freunde getreu, die Feinde segneten, Demuth,
Liebe der Brüder, und Liebe der Menschen, durch Handlungen zeigten" u. s. w.
. . . .
„Aller, die, nach den verschiedenen von dir gegebenen Gaben,
Weniger oder mehr Anlaße, durch welche die Vorsicht
Sie anlockte, mit reiner, mit herzlicher Liebe dir dienten" . . .

was ersichtlicher Weise sich der milderen Ansicht von dem Werthe der „guten Werke" anschließt. Noch entschiedener im Sinne der modernen, mehr moralisirenden, als dogmatisirenden Theologie sind Stellen gehalten, wie folgende in dem Gebete Adams zum Messias im 20. Ges., V. 869 ff.:

„Leite sie, wenn ihr Alter nun aufblüht, pflege der zarten
Biegsamen Sprossen, daß sie zu jeder Fruchtbarkeit reifen,
Welche du in sie legtest. — In ihnen verdunkle die Sünde
Nie zu sehr den Schimmer der früherleuchtenden Gnade" . . .
. . . .
„Laß', laß' alle Menschen ihr kurzes Leben am Staube,
Diese Stunde der Prüfung, zu ihrer Seligkeit leben" . . .
. . . .

V. 937:

„Heiß, voll Thränen, voll Arbeit, und werth der großen Belohnung,
Werth, wie sein kann, was Sterbliche thun, die Schwachen, die Sünder!
Sei der dauernde Kampf der himmelringenden Seele!
Seligkeit überströmt mich, und Wonne mein innerstes Wesen,
Denk' ich an jene Gnaden, die auf die Siegenden warten" . . . .

Auch hier stehen die strengere Ansicht von der Rechtfertigung durch den Glauben und die mildere von einer selbstthätigen Erhebung des Menschen zum Guten, wie man sieht, dicht nebeneinander.

Und wenn bei ihm, wie Dies nach dem Grundgedanken der Messiade nicht anders möglich war, Gott als der strenge Richter der Sünder erscheint, der die finstern „Todesengel" als unnachsichtige Boten seiner strafenden Gerechtigkeit aussendet, so spricht doch der Dichter häufiger und mit sichtbar größerer Genugthuung von der Fülle der göttlichen Liebe, die über den Erdgebornen waltet und selbst den erst werdenden Seelen künftiger Geschlechter als Wächter und Hüter freundliche Schutzengel zugetheilt hat. Die harte Lehre von den ewigen Höllenstrafen, die damals noch immer von einem namhaften Theile der Theologen festgehalten ward, fand in Klopstock keinen Vertreter. Taub für den Einspruch des Langensalza'schen Zeloten, stellte er mit seinem weichen Herzen sich auf die Seite der duldsameren Prediger von Magdeburg und der menschenfreundlichen Züricherinnen und ließ (wie er selbst an Bodmer schreibt) „vor dem Gnadeflehen des Verstoßenen und dem lauten Weinen des Menschengeschlechts und der Seraphim die Donner des Weltgerichts verstummen."

Verhältniß dieses religiösen Standpunktes zu den herrschenden Zeitansichten und Einfluß der Messiade auf letztere.

Gewiß hatten daher die eigentlich Strenggläubigen mindestens ebenso viel Grund, mit den Ansichten des Sängers der Messiade unzufrieden zu sein, als die Freidenker. Wenn den Letztern Vieles in dem Gedichte zu mystisch, zu überfliegend, zu sehr „gegen" oder doch „über die Vernunft" zu sein schien*), so konnte den Ersteren die milde und ächt humane Behandlung der menschlich-sittlichen Verhältnisse unmöglich behagen, welche den Grundton der Messiade bildet**). Um so mehr befriedigte

---

*) Etwas dergleichen äußert z. B. selbst Sulzer in seinen Briefen an die Schweizer. — Daß mehrfache Anfechtungen solcher Art von rationalistischer Seite gegen die Messiade, insbesondere gegen die Behandlung der Versöhnungslehre darin, erfolgt sein mögen, geht u. A. auch aus den Worten hervor, die Klopstocks Vater am 6. Sept. 1750 an einen Freund schrieb (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 153): „Mein Sohn hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in der Zukunft entweder sein Gewissen verletzen, oder frei, ohne Menschenfurcht, sagen: „wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und nicht verstehen zu wollen." — „Wie viele Menschen aber sind nicht, die von dieser allerwichtigsten Sache nur noch kindische und läppische Vorstellungen nähren." — Wieland („Ausgew. Briefe", 1. Bd., S. 307) meint: für „vernünftige Leute und Philosophen" sei die Messiade nicht. —

**) Von dieser Seite suchte u. A. Gottsched („Kritische Dichtkunst", Jahrg. 1752) den verhaßten Nebenbuhler zu fassen, indem er die „Gotteslehrer" anstachelte, nicht

das Werk die große Zahl Derer, welche zwischen jenen beiden Extremen einen Mittelweg einzuhalten wünschten, welchen die freidenkerischen Vorstellungen von den höchsten Dingen zu nüchtern und prosaisch, dagegen die praktisch-sittlichen Consequenzen der strengen Orthodoxen, ihr zelotischer Verdammungseifer und ihre trostlose Ansicht von der menschlichen Unfreiheit allzuunverträglich mit ihren eignen, sanfteren Empfindungen erschienen.

Daß diese Vermittelung selbst, wie Klopstock sie versuchte, etwas Aeußerliches und Künstliches war, daß er das eine Mal von den unergründlichen Geheimnissen der Menschwerdung Christi und der Entsündigung der Menschheit mit der ganzen rückhaltlosen Ueberzeugung eines streng-gläubigen Theologen, dann wieder von Tugend und Frömmigkeit, von sittlicher Freiheit des Menschen und von der blos unterstützenden Gnade Gottes nicht viel anders sprach, als etwa ein schottischer Moralphilosoph oder ein Wolfianer, Das entging den von der Gewalt der Beredsamkeit des Dichters und der Glut seiner ungeheuchelten Begeisterung hingerissenen Lesern, — so lange dieser Eindruck frisch blieb. Der stillen Macht der Zeit freilich und dem unaufhaltsamen Fortschritte des Denkens hielt derselbe nicht Stich, und so kam es, daß auch in Bezug auf ihre religiösen Wirkungen die späteren Gesänge der Messiade den früheren bei Weitem nachstanden*).

---

ruhig dem „Unwesen" zuzusehen, vielmehr „zu bedenken, welch' einen unvermeidlichen Schaden die neuen geistlichen Legenden in einer zur Freigeisterei und Religionsspötterei geneigten Zeit nothwendig anrichten müßten." — Allerdings erregte bei strengeren Theologen schon die poetische Freiheit Bedenken, womit positive kirchliche Dogmen hier ausgeschmückt erschienen (s. Mörikofer „Die Schweizerische Literatur des 18. Jahrhunderts", S. 151). Dies mag auch der Grund gewesen sein, weshalb die Messiade vom katholisch-kirchlichen Standpunkte aus verhorrescirt und, wenigstens anfangs, in Oestreich und Baiern verboten wurde (Wieland a. a. O.). — Wenn aber Löbell (a. a. O., 1. Thl., S. 96) Klopstock um deswillen „nicht ganz gläubig" nennt, weil sein Glaube „zu unbestimmte Umrisse habe und eigentlich nur auf die Unermeßlichkeit Gottes gehe", so können wir Dem nicht ganz beistimmen, denn Dogmen, wie die von der Dreieinigkeit, der Menschwerdung und Versöhnung, die in der Messiade eine so hervorragende Stelle einnehmen, kennzeichnen doch eine sehr bestimmte Glaubensrichtung. Wir finden das Rationalistische (wenn wir so sagen sollen) bei Klopstock mehr in dem moralischen, als in dem eigentlich dogmatischen Theile seiner Religionsansichten.

*) Goethe („Werke", 26. Bd., S. 114) hat Dies so ausgedrückt: „Die späteren

Ein eigenthümliches Ereigniß — charakteristisch für jene an Gegensätzen und Schwankungen so reiche Kulturperiode — war es zu nennen, daß fast genau um dieselbe Zeit, wo die letzten Gesänge der Messiade erschienen, von demselben Hamburg, welches den Sänger des „Messias" bei seinen Lebzeiten fortwährend mit den höchsten Achtungsbezeigungen umgab und nach seinem Tode mit fast königlichen Ehren bestattete, ein Werk ausging, welches die Uebernatürlichkeit der Person und der Thaten Jesu ebenso entschieden leugnete und angriff, wie Klopstock Beide als etwas Unantastbares und Zweifelloses darstellte. Wir meinen die, von Reimarus verfaßten, von Lessing i. J. 1774 ff. herausgegebnen, sogenannten „Wolfenbüttler Fragmente."

Rückwirkung der Messiasdichtung auf das Wesen und die übrigen Dichtungen Klopstocks.

Mit der Messiade hatte Klopstock sogleich im Beginne seiner Dichterlaufbahn einen so hohen Flug genommen, daß es ihm schwer fallen mußte, wieder zur Erde herabzusteigen und festen Fuß auf ihr zu fassen. Das von der Außenwelt abgekehrte, nur dem Reiche der Gedanken und Gefühle zugewendete Element erhielt dadurch in seinem Wesen schon früh ein entschiedenes Uebergewicht vor dem lebensfrohen und thatkräftigen, welches eigentlich seiner ursprünglichen Anlage und frühesten Gewöhnung nach in mindestens gleicher Stärke mit jenem vorhanden war. Die nächsten Lebensschicksale Klopstocks nach seinem Abschiede von Leipzig und von dem dortigen Freundeskreise, von welchem er sich mit schwerem Herzen trennte*), trugen dazu bei, diesen Hang nach der empfindsamen und schwermüthigen Seite in ihm noch mehr auszubilden. Er war genöthigt, eine Hauslehrerstelle in Langensalza anzunehmen und sich in den beengten Verhältnissen einer kleinen Stadt zu bewegen. Die Sorge um den Erfolg seines ersten dichterischen Versuchs — der für ihn, als Anfang eines Unternehmens, welches die Aufgabe seines ganzen Lebens bilden sollte, von entscheidendster Wichtigkeit war —, dann, als diese Sorge sich minderte, die um seine äußere Lebensstellung mochten ihn in peinlicher Spannung erhalten, ihm den unbefangenen Genuß der Gegenwart verleiden, zugleich aber jenes stolze Gefühl der eignen Erhabenheit

---

Bände des Messias thaten nicht die Wirkung der früheren, die, selbst rein und unschuldig, in eine reine und unschuldige Zeit fielen."

*) Vergl. die Ode „Wingolf", deren wir schon oben, S. 8, bei Gelegenheit eben jenes Kreises der sog. „Bremer Beiträger" gedachten.

über unebenbürtige Umgebungen und der Selbstgenügsamkeit, das schon früh an dem Jüngling bemerkbar gewesen, nicht wenig steigern. Zu Alledem kam endlich eine unglückliche, hoffnungslose Neigung zu der Schwester seines Freundes Schmidt, Sophie (in seinen Gedichten unter dem Namen „Fanny" gefeiert), hoffnungslos vielleicht nicht sowohl, weil er keine, als weil er nicht die Gegenliebe fand, die er in seiner idealen Auffassung dieses Herzensverhältnisses verlangte*). Seine

*) Das Verhältniß Klopstocks zu Fanny ist noch nicht ganz aufgeklärt. Wie schade, daß Dav. Strauß den Vorsatz, Klopstock (und andere Dichter des 18. Jahrhunderts) monographisch zu bearbeiten, aufgegeben hat! Von seinem feinen psychologischen Blicke wären gewiß werthvolle Aufschlüsse über solche und ähnliche Partien in Klopstocks Leben zu erwarten gewesen. — Wir können hier auf eine Episode nicht näher eingehen, die auf Klopstocks menschliche und dichterische Gesammtentwicklung einen entscheidenden, bleibenden Einfluß doch nicht gehabt hat. Daher nur wenige Andeutungen hierüber! Wie uns scheint, war Klopstock durch die äußern Reize, auch wohl durch eine gewisse Anmuth und Liebenswürdigkeit in dem Wesen jener Sophie gefesselt worden, hatte aber an sie in Bezug auf Hoheit des Geistes und Schwung der Empfindung allzu ideale Ansprüche gestellt, Ansprüche, welchen zu entsprechen das Mädchen weder befähigt noch auch gewillt sein mochte. Vielleicht verlangte sie von ihm eine größere Anbequemung an die Formen und Forderungen des gewöhnlichen Alltagslebens, während er umgekehrt es schmerzlich empfunden haben mag, daß sie für seine Würde und seinen Beruf als Dichter, und vollends als Messiasdichter, nicht das gewünschte Verständniß und Interesse zeigte. Dies schließen wir u. A. aus dem Briefe, den, auf Klopstocks Wunsch, Bodmer an sie schrieb und worin er ihr in's Gewissen redet: „Sie sollen den Poeten mit den zärtlichsten Empfindungen von himmlischer Unschuld, Sanftmuth, Liebe beseelen; Sie sollen ihm einen Geschmack von Freundschaft mittheilen, die macht, daß die ewigen Seelen von himmlischer Entzückung erzittern; Sie sollen seine Seele mit großen Gedanken anfüllen... Dadurch bekommen Sie an dem Werke der Erlösung Antheil." U. s. w. Obwohl nun Klopstock fühlte und einsah, daß hier zwischen ihren beiderseitigen Eigenthümlichkeiten eine unausfüllbare Kluft sei, konnte er sich doch nicht losreißen (auch dann noch nicht, als er schon eine entschiedene Neigung zu einem andern, ihm weit gleichartigeren weiblichen Wesen, seiner spätern Gattin, empfand) — und zwar, wie es scheint, mehr noch, als aus verliebtem Drange, aus einer gewissen übertrieben idealistischen Vorstellung von einer durch die Heiligkeit der Liebe bedingten Unveränderlichkeit ihrer Richtung (wobei er freilich seine kleinen Galanterien gegen andere Mädchen, Küsse rc., wahrscheinlich als nicht unter den Begriff der eigentlichen, idealen Liebe fallend, nicht rechnete, — „er gab es nur für Galanterie", sagt Bodmer [Mörikofer a. a. O., S. 179], „die mit seiner Liebe zu Langensalza sich sehr gut vertrüge") oder auch in dem schwärmerischen Glauben an eine vorausbestimmte platonische Seelenharmo-

Gedichte aus dieser Zeit athmen denn auch überwiegend einen schwermüthigen, trüben Charakter.

Aus dieser gedrückten Stimmung riß den Dichter zuerst die ihm von mehr als einer Seite eröffnete Aussicht auf eine ehrenvolle und gesicherte Lebensstellung, sodann eine herzliche und mit Kundgebungen der höchsten Begeisterung für ihn begleitete Einladung in die Schweiz, in das gastliche Haus Bodmers. Alsbald sehen wir auch die natürliche Fröhlichkeit Klopstocks — schon halb wieder entfesselt durch einen längeren Sommeraufenthalt (1750), in Begleitung seines Herzensfreundes Schmidt, bei Gleim in Halberstadt, wo die Genossen in trautem Zusammenleben des sinnigen Scherzes und des heitern Ernstes pflogen *) — in frischer Kraft auflodern — erst auf der Reise nach Zürich, mit Sulzer und Schultheß **), dann in Zürich selbst. Bodmer war nicht wenig überrascht und schier unangenehm enttäuscht, in dem Sänger des „Messias", statt des „heiligen, strengen Jünglings", den er erwartet, einen Lebemann zu finden, der, ausgelassen und muthwillig bei der Flasche oder im Damenkreise, nur ihm gegenüber, wenn sie allein waren, wortkarg erschien ***). Klopstock selbst fühlte sich in Zürich, und

---

nie. Der alte Klopstock schreibt an Gleim: „Mein Sohn muß sich den Gegenstand nicht nach des alten Akademikers Ideen bilden." —

*) Noch im hohen Alter feierte Klopstock die Erinnerung der dort verlebten Stunden, u. A. in der Ode „Der Wein und das Wasser."

**) S. „Klopstock und seine Freunde", von Cl. Schmidt, worin Klopstock selbst diese Reise den zurückbleibenden Freunden beschreibt.

***) Bodmer äußert sich gegen Zellweger über Klopstock (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 189): „Wenn ich über Tisch oder beim Nachtessen allein bei ihm war, so mußte ich ihn fragen, wenn er reden sollte, und seine Reden waren ganz launische. Erst ward er gesprächiger, wenn er von einem Mädchenbesuch heimkam, oder sich fröhlich getrunken hatte ... Er denkt nicht nach, was für ein gutes, großes Exempel der Messiasdichter der Welt schuldig ist. Daher steht sein Wandel mit der Messiade in Widerspruch: er ist nicht heilig." — Klopstock selbst antwortete wohl auf derartige Vorhalte Bodmers: „ob denn Bodmer geglaubt habe, er äße Heuschrecken und wilden Honig?" Gleim schreibt seinerseits darüber an Kleist: „Bodmer wird immer mit Klopstock von Adam und Eva, vom Messias und Abbadonna und allen Engeln und Teufeln haben sprechen wollen. O, das ist gar nicht Klopstocks Sache. Dagegen hat Klopstock seine Neigung zur Gesellschaft, zumal einer solchen, die ihn als einen vom Himmel gesendeten Messias angesehen, zu sehr fortgerissen." („Handschriftl. Briefw. zwischen Gleim und Kleist", 2. Bd.)

namentlich in dem Kreise jüngerer, geistig strebsamer Genossen, welche deutsche Gemüthstiefe mit einem Anflug französischer Lebhaftigkeit und Gewandtheit verbanden, wie neugeboren. „Erst in Zürich", sagte er, „sei er in die Welt gekommen, vorher sei er nur auf Schulen gewesen"*). Doch finden wir nicht, daß er diesen Eintritt in die größere Welt für seine geistige und insbesondere seine dichterische Ausbildung besonders fruchtbar verwerthet hätte. Daß er „keine Neugierigkeit über die Staats- und Civilverfassungen von Zürich oder von andern Kantonen zeigte", wie Bodmer verdrießlich klagt, darf weniger Wunder nehmen. Woher sollte dem Deutschen, dem daheim jede Theilnahme am Gemeinwesen versagt war, so rasch das politische Interesse kommen? Genug, wenn er den allgemeinen Eindruck, der ihm neu war, mit hinwegnahm, daß „Zürich freie Bewohner nähre"**). Aber auch der Naturbetrachtung widmete er, wie es scheint, nur flüchtige Aufmerksamkeit. „Wenn Sulzer den Tubum nach den Schweizerbergen richtete", klagt wiederum Bodmer, „so war seiner nach den Fenstern der Stadt gerichtet." Und selbst einer der jüngern Freunde, Hirzel, bekennt, daß Klopstock zwar die Schönheit der Schweizer Gegenden gerühmt, doch davon weniger gerührt geschienen habe, als von der Mannigfaltigkeit der menschlichen Charaktere, die sein Scharfsinn auszuspähen verstanden. In der That sind die Naturschilderungen, die er vom Zürichersee und seinen Umgebungen sowohl in seinen Briefen, als in der berühmten Ode „Der Zürichersee" entwirft, nur sehr allgemein und flüchtig gehalten; sie stehen an Mannigfaltigkeit und Anschaulichkeit des Einzelnen den gleichartigen Schilderungen Hirzels***) nach. Auch an spätern Gedichten Klopstocks ist eine genauere Kenntniß der Natur zu vermissen. Eben so wenig aber finden wir diese Versäumniß des Dichters durch seine Beobachtung der Menschen ausgeglichen. Ein sorgfältigeres Studium menschlicher Charaktere wäre keiner Poesie nöthiger gewesen, als der Klopstock'schen; wir bemerken jedoch nicht, daß irgend eine seiner folgenden Dichtungen die Frucht eines solchen Studiums aufwiese; alle theilen

*) Mörikofer a. a. O., S. 178.

**) S. die Ode „Der Zürichersee."

***) In dem bekannten Briefe an Kleist über die „Fahrt auf dem Zürichersee." — Welcher Unterschied vollends, wenn man damit etwa Goethe's „Schweizerreise" vergleicht!

den gleichen Mangel individueller Charakteristik. Auch das eigene Erleben — für den rechten Dichter allezeit die reichste Fundgrube poetischer Gestalten — war Dies für Klopstock nur in sehr beschränkter und einseitiger Weise. Wir sehen ihn in Zürich seine Stunden zwischen Scherz und Ernst theilen, ja fast mehr dem Erstern als dem Letztern huldigen; wir sehen ihn bei der berühmten „Fahrt auf dem Zürichersee", in heiterer Gesellschaft, als den Heitersten von Allen, mitten hinein zwischen seine Vorträge empfindsamer Stellen der Messiade muntre Lieder von Hagedorn singen, von den tiefsinnigen Gesprächen der Andern über Tugend, Tod und Unsterblichkeit sich losreißen, um siebzehnjährigen Schönen Küsse zu rauben, und höher, als die platonische Freundschaft, die „zärtliche Liebe" preisen — allein von diesem ganzen, so lebensvollen Gemälde (das uns fast wie ein Vorspiel zu den schönsten Scenen aus der späteren, genialen Periode unserer deutschen Literatur, etwa aus Goethe's Jugend, erscheint) finden wir in Klopstocks poetischer Schilderung nur die ernsten Farbentöne wieder, nicht die lustig darüber hin spielenden Lichter, nur das einförmige tiefdunkle Aetherblau allgemeiner, unendlicher Empfindung, nicht die buntschillernde Mannigfaltigkeit der einzelnen Gestalten und Situationen *).

---

*) Welchen sonderbaren Contrast bildet die Ode „Der Zürichersee", welche die Eindrücke jener Fahrt wiedergeben soll, aber, nach wenigen flüchtigen Andeutungen der Scenerie und der Vorgänge bei jener Fahrt, alsbald in allgemeine Empfindungen und Reflexionen von Freude, Menschlichkeit, Unsterblichkeit, Freundschaft u. s. w. sich verliert, — zu der folgenden vertraulichen Mittheilung Klopstocks an Schmidt, worin die lebensfrohe, poetisch-reizende Seite des Bildes ganz anders hervortritt: „Dr. Hirzels Frau, jung, mit vielsagenden Augen, die Haller's Doris unvergleichlich singt, war die Herrin der Gesellschaft — Sie verstehen mich doch, weil sie mir zugefallen war. Ich ward ihr aber zu Zeiten untreu; das jüngste Mädchen in der Gesellschaft, das schönste unter allen, und das die schwärzesten Augen hatte, Demoiselle Schinz, brachte mich sehr bald zu dieser Untreue. Das Mädchen in seiner siebenzehnjährigen Unschuld, da es unvermuthet so viele und so neue Sachen hörte, und von mir hörte, vor dem es sein schönes schwarzes Auge mit einer so sanften und würdigen Ehrerbietung niederschlug, öfters große und unerwartete Gedanken sagte und einmal in einer entzückenden Stellung und Hitze erklärte: ich sollte selbst bedenken, wie derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der es zuerst gelehrt, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu machen . . . (Ich muß hier eine Anmerkung machen, daß ich dem guten Kinde auch sehr viel Küsse gegeben habe; die Erzählung möchte Ihnen fast zu ernsthaft scheinen.) Wir hatten zu Mittag etliche Meilen von Zürich auf einem Landhause

Wir können in diesem Sprödethun des Dichters Klopstock gegen die warme sinnliche Einzelempfindung, in diesem Hinausfliehen über die Schranken der Wirklichkeit in eine Welt allgemeiner Betrachtungen und unendlicher Gefühle nur die nachwirkenden Folgen erkennen theils der von ihm sogleich beim ersten Anlauf genommenen überfliegenden Richtung, theils der Einbildung, in welche der Messiasdichter sich selbst und in welche ihn Andere hineinredeten, als müsse er immerfort nur in erhabenen Weisen, gleichsam mit Engelszungen, reden*).

Und diese Einbildung fand allerdings gerade in Zürich nur allzuviel Nahrung. Nicht blos der Bodmer-Breitinger'sche Kreis trieb

gespeist, und fuhren hierauf, dem See gegenüber, nach einer mit einem Walde bedeckten Insel. Hier blieben wir am längsten. Wir speisten gegen Abend am Ufer. Als wir abfuhren, stieg meine Untreue gegen Madame Hirzel auf den höchsten Grad, denn ich führte, statt ihrer, Demoiselle Schinz zu Schiffe. Wir stiegen unterwegs verschiedene Male aus, gingen an den Ufern spazieren und genossen den schönen Abend ganz." Hirzels Beschreibung derselben Fahrt (bei Mörikofer a. a. O., S. 169) hält in ihrer einfachen epischen Darstellungsweise die schöne Mitte zwischen dieser zu subjectiv gefärbten und jener zu sehr blos reflectirten Schilderung Klopstocks.

*) In der Ode „Die Braut" (aus dem Jahre 1749) hatte Klopstock schon von sich selbst gesagt:

„Unberufen zum Scherz, welcher im Liede lacht,
Nicht gewöhnet, zu sehn Knidias Götterchen,
Wollt' ich singen, wie Schmidt singt,
Lieder singen, wie Hagedorn.
. . . .

Doch mit Blicken voll Ernst winkte Urania,
Meine Muse, mir zu . . .
. . . .

Singe, sprach sie zu mir, was die Natur dich lehrt!
Jene Lieder hat dich nicht die Natur gelehrt,
Aber Freundschaft und Tugend
Sollten deine Gesänge sein." —

Nicht unpassend sagt Hillebrand („Die deutsche Nationalliteratur", 1. Thl., S. 114): alle übrigen Dichtungen Klopstocks seien „nicht viel Anderes als Variationen über Motive der Messiade" und: „was sich in ihm Weltliches regt, geht mehr oder minder in jener (religiösen) Grundstimmung auf und zieht ihre transscendente Ueberschwenglichkeit an."

einen wahren Götzendienst mit Klopstock*), sondern auch das „junge Zürich", bezaubert durch die Herablassung des gefeierten Dichters zu ihrer Denk- und Lebensweise und durch seine „mit Hoheit gepaarte Vertraulichkeit", huldigte ihm aufrichtig, wenn schon es die Ueberschwänglichkeit jener älteren Herren nicht ganz theilte**). In Deutsch-

---

*) Davon nur einige Proben! Schon 1750 sang Bodmer in dem Gedichte „Verlangen nach Klopstocks Ankunft" ihm entgegen:

„Komm', offenbare die denkenden Züg' im sichtbaren Körper;..
Daß wir mit unsern Augen das Wunder beglaubigen können,
Welches für unsere Tage bewahrt war;
Eine Seel', in dem Kerker des irdischen Stoffs noch gefangen,
Die des Messias Gedanken zu denken
. . . . vermochte."

Hirzel nannte in einem Briefe an Kleist Klopstock „den erhabenen Menschen, die Ehre unsres Geschlechts." — „Sie Wunder in unsren Augen, Zeuge der Macht der Religion!" redete eine Dame ihn brieflich an, und eine andere äußerte: „Gott sei gelobt, daß er mich mit Klopstock, der eins seiner heiligen Werkzeuge ist, bekannt gemacht!" Eine Ungenannte schrieb ihm: „Ich segnete den heiligen Sänger"... „Heil Dir, daß Du geboren bist!"— „Was für ein außerordentlich begnadigter Mann ist Klopstock!" ruft sein Freund Funk aus. Derselbe theilte ihm mit, daß eine alte Bergmannsfrau in Freiberg sich nur noch so lange zu leben gewünscht hätte, bis die letzten Gesänge der Messiade erschienen und ihr vorgelesen wären. (Gelzer a. a. O., 2. Thl., S. 154 ff. 188 ff.) — Goethe („Werke", 25. Bd., S. 291) schildert den Gemüthszustand Klopstocks, der sich daraus entwickeln mußte, etwas sarkastisch zwar, aber nicht unrichtig, so: „Die Würde des Gegenstandes (des Messias) erhöhte dem Dichter das Gefühl eigner Persönlichkeit. Daß er selbst einst zu diesen Chören eintreten, daß der Gottmensch ihn auszeichnen, ihm von Angesicht zu Angesicht den Dank für seine Bemühungen abtragen würde, den ihm schon hier jedes gefühlvolle, fromme Herz durch manche reine Zähre lieblich genug entrichtet hatte: dies waren so unschuldige, kindliche Gesinnungen und Hoffnungen, als sie nur ein wohlgeschaffenes Gemüth haben und hegen kann. So erwarb nun Klopstock das völlige Recht, sich als eine geheiligte Person anzusehen." — Herder hatte daher wohl nicht Unrecht, wenn er („Fragmente", S. 240) sagt: „Hätte Klopstock gleich im Anfang, statt eines posaunenden Lobredners, einen kritischen Freund gefunden, hätte er nicht gleich so viel blinden Beifall und noch blindere Nachahmung gesehen, vielleicht würde Manches in seinem vortrefflichen Gedichte noch vortrefflicher sein."

**) Einer derselben, Waser, schrieb, „um den Posaunentönen der Klopstock'schen Herolde dämpfend entgegen zu treten", wie Mörikofer (a. a. O., S. 151) sagt, zugleich aber um die Gefahr eines Ketzergerichts im Voraus abzuwenden, seine „Briefe

land aber fanden diese Schweizerstimmen ein täglich stärker werdendes Echo.

Klopstocks Uebersiedelung nach dem Norden und weitere Lebensschicksale; Rückwirkungen davon auf seine dichterische Richtung.

Während seines Aufenthaltes in Zürich erhielt Klopstock einen ehrenvollen Ruf nach Kopenhagen. In Dänemark herrschte damals das deutsche Element vor. Der nationale Gegensatz zwischen beiden Ländern schlummerte noch. Die Deutschen in den Herzogthümern schlossen sich unbefangen an das Königreich an und erlangten dort eine Betheiligung an einem kräftigen öffentlichen Leben, wie sie in Deutschland, etwa Preußen ausgenommen, nicht zu finden war. Die Dänen ihrerseits ließen die Ueberlegenheit deutschen Geistes auf den idealen Gebieten willig gelten und nahmen an den Fortschritten der deutschen Literatur fast dasselbe Interesse, wie an denen ihrer eigenen. König Friedrich V. betrachtete sich selbst als einen deutschen Fürsten, sowohl wegen seiner Abstammung aus dem Oldenburgischen Hause, wie wegen der Zubehörigkeit Holsteins zum deutschen Reiche. Seine nächsten und vertrautesten Rathgeber waren Deutsche, der Hannoveraner Bernstorff und der Schleswig-Holsteiner Moltke. Auf ihren Betrieb beschloß der König, den Dichter des „Messias" in seine Nähe zu ziehen und durch Verleihung einer Pension in den Stand zu setzen, sich der Vollendung seines großen, der Nation zum Ruhme, der ganzen Menschheit zum Heile gereichenden Werkes mit ungetheilter Kraft und freiem Geiste zu widmen.

Klopstock zögerte Anfangs, dem Rufe zu folgen: ihm bangte vor dem Verlust seiner Freiheit und vor der Trennung von seinen Züricher Freunden*). Er dachte wohl einen Augenblick daran, sich in der Schweiz eine unabhängige Dichterexistenz zu gründen**). Wer weiß,

---

zweier Landpfarrer über die Messiade." — Wie sehr Manche dieses Kreises später ernüchtert wurden, bezeugt folgender Ausspruch des jüngern Füßli („Briefe an Merck", 1. Samml., S. 58): „Den größten Theil von Klopstocks Andachtsoden hole Gott, und beinahe Alles von seiner teutonischen Mythologie der Teufel!" — „Wer will mir sagen, daß eins von Klopstocks ewigen: Herr! Herr! rufenden Tonstücken Poesie sei?"

*) So schreibt Bodmer an Zellweger, d. 5. Sept. 1750.

**) Bekannt ist, daß ein Fabrikant, Rahn, in Zürich, ein begeisterter Verehrer Klopstocks, diesem einen Antheil an dem Gewinn seiner Fabrik anbot, um ihn dort

ob nicht der Einfluß des regen Züricher Lebens, den Klopstock schon bei so kurzem Aufenthalte merklich empfunden, bei längerem doch noch von entscheidender Bedeutung für die Richtung seines Denkens und Dichtens geworden wäre!

Mit seiner Uebersiedelung nach dem Norden gewannen Einflüsse der entgegengesetzten Art wieder die unbestrittene Oberhand in seinem Geistesleben. Das Gefühl der eigenen Würde, zugleich der Verantwortlichkeit für sein Thun und sein Dichten, erfuhr durch jenen königlichen Ruf eine wesentliche Steigerung. Nicht mehr blos für Seinesgleichen, — für einen König, einen der Gewaltigen der Erde, sollte er fortan der berufene Führer zu den höchsten Zielen der Menschheit sein. Das Schicksal eines ganzen Volkes, das dem Willen dieses, noch jungen, leitungsfähigen Monarchen gehorchte, ja des ganzen Völkervereins, auf den der Beherrscher eines Staates, der nicht zu den schwächsten gehörte, Einfluß hatte, schien gewissermaßen in seine Hand gelegt, denn von ihm hing es vielleicht ab, mit welchen Gesinnungen dieser königliche Jüngling sich durchdringen, ob er mild, oder herrisch regieren, ob er den Gefühlen der Menschlichkeit, oder den Antrieben eines falschen Ehrgeizes folgen, ob er das Wohl seiner Unterthanen fördern und die Segnungen des Friedens ringsumher verbreiten, oder nach blutigen Lorbeern jagen würde *).

Mit so hohen Gedanken und Vorsätzen trat Klopstock in seine neue Lebensstellung ein. Er fand sich darin bestärkt durch den Geist, der in den Kopenhagener Kreisen herrschte. Der Minister von Bernstorff, in dessen Hause er alsbald heimisch ward, verband mit der feinsten weltmännischen Sitte, der edelsten und freiesten Geistesbildung

zu halten. Rahn heirathete Klopstocks Schwester und ward später der Schwiegervater Fichte's. S. „Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 299.

*) Daß Betrachtungen solcher Art Klopstock sofort bei seinem Eintritt in die neue Lebensstellung bewegten, geht aus den beiden, schon 1750 gedichteten Oden „Friedrich V." hervor. In der ersten derselben rühmt er den König ausdrücklich als den Gönner „der Muse, welche, mit stiller Kraft handelnd, edler die Seele macht", geht dann über zu der heiligen Dichtkunst, „die vom Sion herab Gott den Messias singt", und redet diese dann mit folgenden Versen an:

„Daniens Friederich ist's, welcher mit Blumen dir
Jene Höhen bestreut, die du noch steigen mußt.
Er, der König und Christ, wählt dich zur Führerin,
Bald auf Golgatha Gott zu seh'n."

einen tiefen Zug religiösen Gefühls*). Unter dem schleswig-holsteinischen Adel, mit welchem der Dichter theils auf dessen Landgütern, theils in Kopenhagen verkehrte, war die gleiche Richtung weitverbreitet**). In solchen Umgebungen mußten wohl die Eindrücke der kurzen „tollen Zeit" in Zürich bei Klopstock rasch wieder in den Hintergrund treten. Mit derselben, ihm vom Hause aus eigenen, Leichtigkeit, womit er, aus beengten Verhältnissen und einer gedrückten Stimmung kommend, sich in die lustigen Cirkel des „jungen Zürich" eingelebt hatte, fand er sich jetzt in den gemessENeren Formen der nordischen Hauptstadt zurecht. Er nahm eine gewisse Gravität an, die halb den Weltmann, halb den Messiasdichter bezeichnete. Er bewegte sich unbefangen und mit Würde am Hofe und in der ersten Gesellschaft Kopenhagens, doch so, daß er diese Kreise weniger suchte, als sich von ihnen suchen ließ***). Der „Messias", den Klopstock über den Zerstreuungen des Züricher Lebens einigermaßen vernachlässigt hatte†), nahm sein Interesse jetzt wieder ungetheilt in Besitz. Die geistige Sammlung dazu und die Erholung von dem angespannteren geselligen Verkehr, worin er sich hier bewegte, suchte und fand er im ungezwungenen Umgange mit der Natur. Seine alte Neigung für Waldeseinsamkeit wachte wieder auf††). Die nordische Natur, welche ihn jetzt umgab, hatte nicht die lachende Heiter-

*) „Erinnerungen aus dem Leben des Grafen J. H. E. v. Bernstorff", von Sturz, in dessen „Schriften", 1. Bd.

**) Bippen „Eutiner Skizzen", S. 214 ff. — Cramer „Briefe von Tellow an Elise", 1777, bei Gelzer a. a. O., 1. Bd., S. 215.

***) „Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 364. — Goethe, der Klopstock 1774 persönlich kennen lernte, fand an ihm „ein gewisses diplomatisches, ministerielles Ansehen" („Werke", 25. Bd., S. 292).

†) Bodmer an Zellweger, d. 5. Sept. 1750 . . . „Klopstock arbeitet sehr langsam. In den letzten zwei Jahren hat er nicht mehr als zwei Gesänge geschrieben, und diese sind noch nicht ausgearbeitet. Er giebt es seiner Langensalzischen Liebe schuld. Die wahre Schuld werden wohl seine Zerstreuungen sein. Ich nenne Zerstreuungen sein Attachement an alle Kleinigkeiten, mit Mädchen und rauschenden Gesellschaften". . . . „Fünfzig oder sechzig Verse sind Alles, was er bis dahin am Messias gearbeitet hat" (Klopstock war am 23. Juli in Zürich angekommen).

††) „Ich habe mir schon gewisse einsame Gänge und Sitze gewählt, wo nur Wenige hinkommen", schreibt er am 24. Mai 1751 von Friedensburg aus (einem königlichen Lustschloß, wohin er den König auf dessen Wunsch begleitet hatte) an Gleim („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 231).

keit des Züricher Sees und seiner Rebengestade, sondern einen mehr ernsten, fast schwermüthigen Charakter. Große, dichte Eichen- und Buchenwälder, in deren Mitte tiefdunkle Seen ihre stillen, kaum vom Winde bewegten Gewässer ausbreiteten, weite, einförmige Flächen, bisweilen unterbrochen von riesigen Hünengräbern*), flößten melancholische Schauer, Ahnungen des Unendlichen, wehmüthige Erinnerungen an die Thaten und die Helden einer großen Vergangenheit ein.

In dieser Zurückgezogenheit gewann auch der Schmerz unglücklicher Liebe von Neuem Gewalt über des Dichters Gemüth. Fanny's Bild, in Zürich, wenn nicht verdunkelt, doch einigermaßen in den Hintergrund gedrängt durch den gegenwärtigen Reiz anderer anmuthiger Gestalten, trat jetzt, wo Nichts dergleichen den Dichter abzog, wieder in dem ganzen alten Zauber vor seinen Blick. Unwillkürlich verschmolz in seiner Seele die Melancholie unerwiderter Sehnsucht mit der Erregtheit religiösen Gefühls, in welche ihn die lebhafter betriebene Arbeit am „Messias" versetzte, zu einer Schwärmerei der eigenthümlichsten Art. Es erschien dem Dichter geradezu wie eine „Bestimmung", sein Herz „durch Wehmuth und Thränen" für jene Entzückungen höherer Art empfänglich zu machen, die bei der Verherrlichung des Gottmenschen seiner warteten**).

---

*) „Sieh' den ruhenden See, wie sein Gestade sich,
Dicht vom Walde bedeckt, sanfter erhoben hat . . .
. . . .
Sieh' des schattenden Walds Wipfel . . . ."

(Ode: „Friedensburg", 1750.) — Ueber die Hünengräber bei Lingbye, Klopstocks Landaufenthalt bei Kopenhagen nach seiner Vermählung, schreibt seine Gattin Meta: dieselben hätten für sie einen besondern Reiz, — stets wenn sie zwei solche dicht neben einander sehe, denke sie, „daß dort vielleicht ein Paar Eheleute schlummern, die sich sehr geliebt haben" („Klopstock und Meta", von L. Brunier, S. 127).

**) „Ich ziehe mich beständig von allem Vergnügen zurück", schreibt Klopstock an Schmidt, Fanny's Bruder, den 20. Juli 1751, „das mich glücklich machen könnte, wenn ich Ihre Schwester niemals gekannt und geliebt hätte; ich schleiche mich in die Einsamkeit und lese im Young, oder arbeite am Weltgericht (Messiade), und schreibe Ihre und meine Briefe, die Sie mir einmal zurückgegeben, in ein Buch, damit ich Dasjenige auf Einem Schauplatze versammle, woran mein Herz hängt." — Und an Gleim, den 18. Sept. 1751: „Den Abend, als ich Ihren Brief erhielt, riß ich mich endlich von meiner tiefen Traurigkeit los und sah gen Himmel. Warum bin ich so lange, so sehr und auf diese Weise unglücklich?... Deine Bestimmung — kennst du sie nicht? Sie war: Vielen die Menschlichkeit desjenigen, der unvergangner

Auf seiner Reise nach Kopenhagen hatte Klopstock in Hamburg ein Mädchen kennen gelernt, dessen glückliche äußere Bildung und dessen ganzes, seinem eigenen wahlverwandtes Wesen ihn sogleich mächtig anzog*). Die neue Liebe hatte mit der alten, obschon fortwährend hoffnungslosen, dennoch einen harten Kampf zu bestehen. Endlich siegte sie, und Klopstock genoß nun das volle Glück einer gleich warm erwiderten, ihn ganz beseligenden Herzensneigung. Die tiefste Schwermuth wich dem reinsten Entzücken; doch behauptete auch in diesem Gefühl das Ueberirdische vor dem Irdischen ein entschiedenes Uebergewicht. Zwar liebte Meta ihren Klopstock, wie er sie, mit aller Glut menschlicher Zärtlichkeit, allein vor Allem verehrte sie doch in ihm mit einer an Schwärmerei grenzenden Hingebung den gottbegnadeten Sänger des „Messias". Die Ehe der Beiden blieb kinderlos**): kein zwischen ihnen heranwachsendes Geschlecht junger Welt-

---

Anbetung und Nachahmung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte deswegen völlig von dir entwickelt werden. Wehmuth und Traurigkeit mußten es ausbilden." U. s. w. („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 270, 292.)

*) Meta oder Margaretha Moller. — Klopstocks Bekanntschaft mit ihr und das Liebes- und Eheleben Beider behandelt die Monographie „Klopstock und Meta", von Brunier (ein Buch, dessen im Ganzen recht dankenswerthem Inhalte leider die unnöthig in die Breite gehende und an Abschweifungen reiche Darstellungsweise Abbruch thut). — „Die Schelmin", schreibt Klopstock sogleich nach der ersten Bekanntschaft mit ihr an Gleim („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 234), „ist eine sanfte, ganz aus Empfindung geschaffene Frau, die Taubenaugen im eigentlichen Verstande hat." Meta charakterisirt sich selbst durch einen Brief an Klopstock (noch als Braut) vom 8. Aug. 1752, der so anfängt: „Komme, Klopstock, komme, daß ich Dich umarme, daß ich Dich recht heiß küsse und Dich dann nicht wieder von meinen Lippen und aus meinen Armen lasse." U. s. w. Weiterhin heißt es: Du Süßer, Süßer! Höre, ich will Dich, wenn Du wiederkommst, für jeden Buchstaben küssen, den Du an mich geschrieben hast. Aber nein! Alles, Alles, was Du geschrieben, verdient ja wohl, daß ich Dich küsse. Es bleibt also dabei, ich küsse Dich für Alles: für Deine Oden küsse ich Dir die Hände, für den Messias die Füße." U. s. w. (Ebenda, 2. Thl., S. 8.) Ein anderes Mal schreibt Meta an ihre Schwägerin Schmidt (den 1. Nov. 1755): „Ob ich Klopstock auch als Verfasser des „Messias"" besonders lieb habe? Ach, von wie viel Seiten habe ich ihn besonders lieb! Aber auch hauptsächlich von dieser. Und welch' eine Liebe ist Das, wie rein, wie sanft und wie ehrfurchtsvoll!" U. s. w. („Auswahl aus Klopstocks Nachlaß", 1. Thl., S. 156.)

**) Erst im vierten Jahre der Ehe zeigten sich Aelternhoffnungen, allein Meta starb, ohne das Kind zur Welt bringen zu können, während der Entbindung.

bürger lenkte ihre Seelen auf die irdischen Beziehungen ab; sie lebten ganz nur in und für einander — oder vielmehr, Meta lebte nur in Klopstock und seiner erhabenen Sendung, und Klopstock sah in der andachtsvollen Begeisterung der geliebten Gattin sein eigenes Wesen und Streben zurückgespiegelt und dadurch gleichsam verklärt. Meta schrieb die fertigen Gesänge des „Messias" ab, oder ließ sich, noch lieber, von Klopstock selbst die Verse frisch, wie sie aus seiner Seele strömten, in die Feder dictiren; wenn sie aber nicht auf die eine oder andere Weise werkthätig an dem Gedichte helfen konnte, so „betete" sie, während ihr Gatte arbeitete, für das Gelingen des Werkes und dessen gedeihliche Wirksamkeit.

Dieser so selige und fast heilig zu nennende Ehebund war nur von kurzer Dauer. Ein frühzeitiger Tod raubte dem unglücklichen Dichter nach wenig Jahren (1758) die Lebensgefährtin, die ihm Alles war. Die beinahe übermenschliche Fassung, womit Klopstock diesen Verlust ertrug, womit er selbst der sterbenden Gattin Trost einsprach, bekundet eine Erhebung des Gemüths, wie sie nur von einer fortwährenden Beschäftigung mit höheren, himmlischen Dingen kommen und nur zu einer solchen zurückführen konnte*).

---

*) „Klopstock erklärte, seine Gattin auf die Operation vorbereiten zu wollen. Blaß wie der Tod, aber in gefaßter Haltung, näherte er sich ihrem Schmerzenslager. Leise, aber mit fester Stimme sprach er zu ihr: „Ich halte Dir mein gegebenes Versprechen, meine Meta, und sage Dir, daß Dein Leben, wegen Deiner großen Schwäche, in Gefahr ist." „„Kann ich in der Operation sterben?"" fragte sie ruhig, als ob es sich um eine Dritte handle. „Du kannst in der Operation sterben, aber ich fürchte Deine Schwäche noch viel mehr, an der Du hernach sterben kannst." — Nachdem er ihr hierauf religiösen Trost eingesprochen, schickte er sich an, im Bewußtsein, daß ihm die Kraft fehle, der Operation beizuwohnen, Abschied von Meta zu nehmen. Ihre eiskalte Stirn küssend, sprach er: „Ich fürchte nicht, daß Du in der Operation stirbst, aber es kann geschehen. Nun, der Wille desjenigen, der Dir unaussprechlich hilft, geschehe! Ja, wie Er will! wie Er will!" — „„Er mache, wie Er es will!"", antwortete Meta, „„und er wird es gut machen."" — Noch einmal kehrte Klopstock zum Bett zurück und sprach: „Du hast wie ein Engel ausgehalten, Gott ist mit Dir gewesen, Gott wird mit Dir sein! Sein großer Name sei gepriesen. Wenn ich das Unglück hätte, kein Christ zu sein, so würde ich es jetzt werden." — Ueber Klopstocks Mienen war während dieses Zwiegesprächs hohe Freudigkeit ausgegossen, Metas Züge schimmerten schon in dem Glanze der Verklärung. — Noch einmal wandte Klopstock das Antlitz seiner Meta zu und sprach: „Sei mein Schutzengel, wenn es unser Gott

Es war Dies nicht der einzige Schmerz, der Klopstock traf. Kaum zwei Jahre früher hatte er seinen Vater verloren, den er hoch verehrte, hatte dann, bei einer furchtbaren Ueberschwemmung Hamburgs, mit seiner Gattin für deren Familie bangen müssen. Acht Jahre nach Meta's Tod starb deren Mutter, die ihm gleich einer eigenen nahe gestanden. In demselben Jahre verlor er seinen königlichen Freund und Gönner Friedrich V. durch den Tod; 1770 ward Bernstorff gestürzt, er selbst, der dem Grafen mit ehrenwerther Treue in die Verbannung folgte, mit dem Verluste seiner Pension bedroht.

Es gehörte eine vom Hause aus so kräftige Natur, wie die Klopstocks, dazu, um unter solchen Schlägen nicht zu erliegen. Die gewaltige Anspannung aller seiner Seelenkräfte, wodurch er so viel Schweres ertrug, konnte nicht wohl anders, als die überfliegende Richtung, die sein Geist schon vorher genommen, noch mehr verstärken, für die Betrachtung der weltlichen Dinge aber ihm die Unbefangenheit und Leichtigkeit vollends rauben, welche zu einer heiteren, naiv poetischen Lebensanschauung nothwendig gehört.

Zwar schien sein Herz noch einmal — nicht allzulange nach Meta's Tod (1762) — frische Blüthen treiben zu wollen*), allein diese Spätlingsneigung hatte das Schicksal seiner Jugendliebe zu Fanny und trug somit nur dazu bei, sein kaum wieder erschlossenes Gemüth abermals in sich selbst zurückzudämmen.

---

zuläßt!" — „„Du bist der meinige gewesen"", antwortete sie mit einem Blicke dankbarster Zärtlichkeit." (Brunier, „Klopstock und Meta", S. 217; vergl. „Hinterlassene Schriften von Margaretha Klopstock, herausgegeben von Klopstock", Einleitung.)

*) Er nennt das Mädchen in seinen Briefen, sowie in einer auf sie gedichteten Ode, schlechthin „Done" — ohne nähere Bezeichnung. Ihre Bekanntschaft machte er zu Blankenburg. Sie scheint aus vornehmer Familie und ihr Vater aus Standesrücksichten der Verbindung abgeneigt gewesen zu sein, wenigstens läßt sich so Etwas daraus folgern, daß Klopstock durch den ihm verliehenen Titel als königl. dänischer Legationsrath dieses Hinderniß zu überwinden hoffte. (S. „Klopstocks Biographie" von Döring, S. 88; „Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 150 ff.) — Hiernach ist das, was Goethe („Werke", 23. Bd., S. 292) in der Charakteristik Klopstocks von „des überbliebnen Gatten Abneigung vor einer zweiten Verbindung" sagt, zu berichtigen. — Klopstock heirathete noch einmal, im spätern Alter (1791), um eine Versorgerin zu haben, und zwar die Nichte seiner Meta, eine verwittwete Frau v. Winthem.

Bei Alledem verfiel Klopstock keineswegs einer düsteren, lebenssatten oder gedrückten Stimmung. Seine Klagen über Hypochondrie*) sind nur vereinzelt und vorübergehend. Vor jener krankhaften Reizbarkeit und Verstimmung, unter welcher Gellert körperlich litt und geistig verkümmerte, bewahrte ihn die angeborene und durch frühe Gewöhnung gekräftigte Gesundheit des Körpers und des Geistes. Diese sich unverkürzt zu erhalten, war Klopstock bis in sein höchstes Alter eifrigst bemüht. Ein Meister im Eislauf und ein eben so kühner, als unermüdlicher Reiter, rühmte er sich gern, als schon bejahrter Mann es darin selbst Jüngern zuvorzuthun**), und schalt Gleim einen Stubenhocker, weil dieser früher, als er, der Lust des Roßlaufes entsagte***).

Die entschiedene Hinwendung seines Geistes auf das Ueberirdische machte ihn nicht unempfänglich gegen den Vollgenuß körperlichen Wohlbehagens†) und heitren Sichauslebens, und, wie er schon in Zürich die hohepriesterliche Würde, die man ihm aufdrängen wollte, gern gegen die harmlosen Freuden der Jugend vertauscht hatte, so liebte er es auch im spätern Alter, bisweilen dem Zwange und den künstlichen Formen der Gesellschaft zu entfliehen und unter einfachen Menschen Mensch im vollen Sinne des Worts, ja inmitten einer fröhlichen Kinderwelt beinahe wieder ein Kind zu sein††).

---

*) 1762 schreibt er von Blankenburg, aus der Zeit seiner Bekanntschaft mit Done, an Gleim: „Etwas weniger Hypochonder würde mich viel glücklicher machen, als ich bin; aber ich würde gleichwohl recht sehr undankbar gegen mein Glück sein, wenn ich nicht sagte, daß ich es sehr wäre." („Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 150.)

**) S. die Ode: „Mehr Unterricht" (1781), worin die Strophe vorkommt: „Mir, dem das Haar schon grau . . . haben sich Jünglinge nicht nachgewagt, wenn ich die schönern Gegenden über dem Klüftchen anwies." —

***) „Aber, Gleim, warum unterstehen Sie sich denn, daß Sie so lange leben, da Sie doch nicht reiten? . . . Dies will sagen, daß ich Sie bitte, das Reiten wieder anzufangen. Damit müssen Sie mir nicht kommen, daß Sie sagen, Sie wären zu alt dazu". . . („Klopstock und seine Freunde", 2. Thl., S. 291.)

†) Daß Klopstock auch die Freuden des Weines zu schätzen wußte, geht aus mehreren seiner Oden — „Der Rheinwein", „Der Kapwein und der Johannisberger", „Der Wein und das Wasser" — hervor. Schon an seinem „Zürichersee" tadelten die strengeren Alten (Bodmer u. A.) das nach ihrer Meinung allzu feurige Lob des Weines. — Ebenso war er ein starker Esser (Brunier a. a. O., S. 133 u. 142).

††) H. P. Sturz, der 1762—70 mit Klopstock, während des zweiten Aufent-

So führte Klopstock bis an sein Ende ein eigenthümliches Doppelleben. Während sein Haupt weit über den Dunstkreis der Erde hinaus in den reinen Aether himmlischer Regionen ragte, haftete sein Fuß fest am mütterlichen Boden. Wenn er bisweilen ganz nur Seele und aller irdischen, körperlichen Beziehungen entkleidet schien, so zeigte er sich gleich darauf wieder als Musterbild lebensfrischer Jugend, heitrer Fröhlichkeit und hingebenden Genusses an die Wonnen und Schönheiten der vergänglichen Natur. Sein geistiger Aufschwung, weit entfernt, seinem sinnlich-natürlichen Lebensbehagen Abbruch zu thun, schien demselben vielmehr eine gewisse Berechtigung und Weihe zu verleihen, und umgekehrt ward die körperliche Vollkraft und Gesundheit des Dichters ein unversiechbarer Quell immer neuer Stärke und Erhebungsfähigkeit für seinen Geist. Wie es — nach dem Ausspruche von Sturz*) — in Klopstocks Wesen lag, „über jeden Scherz Würde zu verbreiten“, so waren andererseits auch die feinsten und abgezogensten Regungen seiner Gemüthswelt von einem Hauche kräftiger Natürlichkeit und Ursprünglichkeit durchweht, welcher sie ebensosehr von den krankhaften Stimmungen der Gellertschen „Empfindsamen“, wie von dem kleinlichen Getändel der Anakreontiker vortheilhaft unterschied. Er konnte daher auch, ohne unwahr oder sich selbst untreu zu werden, abwechselnd mit Gleim heiter scherzen, und mit Young oder Richardson**) tiefsinnig schwärmen, denn seinem Naturell war das Eine so verwandt, wie das Andere.

Charakteristik der Klopstock'schen Odendichtung.

In seinen Dichtungen freilich überwiegt die feierliche, selbst schwermüthige Stimmung bei Weitem die heitere und leichte. Sie ruhen alle auf dem dunkeln Hintergrunde

---

haltes dieses Letzteren in Kopenhagen, viel verkehrte, erzählt („Werke“, 1. Bd., S. 322 ff.): „Selten findet man ihn in der sogenannten guten Gesellschaft, im Zirkel abgeschliffener Leute. Dafür zog Klopstock lieber mit ganzen Familien seiner Freunde auf's Land. Weiber und Männer, Kinder und Diener, Alle folgten und freuten sich mit . . . Klopstock ist immer mit Jugend umringt; wenn er so mit einer Reihe Knaben daherzog, hab' ich ihn oft den Mann von Hameln genannt. . .“ — „Er überläßt sich allen Gefühlen und schwelgt bei dem Mahle der Natur. . .“ — „Eine Mondnacht auf dem Eise ist ihm eine Festnacht der Götter. Die Holländer schätzt er gleich nach den Deutschen, weil sie ihre Tyrannen verjagten und die besten Eisläufer sind.“

*) A. a. O.

**) Mit Beiden stand Klopstock in Briefwechsel.

jener tieferusten Weltanschauung, zu welcher er sich schon als Jüngling emporgeschwungen hatte; sie führen, wie ebensoviele Radien, von den verschiedensten Seiten des Umkreises auf einen gemeinsamen Mittelpunkt, die Erhebung zu Gott und zu einer übersinnlichen Welt, zurück. Selbst wo der Dichter sich vornimmt, — wie in der „Frühlingsfeier" — „nur um die Erde zu schweben", ist doch, was er uns giebt, nicht sowohl eine Schilderung der mannigfachen Reize des Frühlings, als vielmehr nur ein mannigfach variirter Ausdruck dankbarer und staunender Bewunderung der Allmacht und Güte des Schöpfers*). Und, wenn er zwischen diese begeisterten Ausrufungen hinein einzelne Bilder des Irdischen verwebt, so sind es doch fast immer Bilder des Erhabenen, Furchtbaren, Grauenhaften, nicht des Lieblichen und Heitern**), Bilder allgemeiner Naturkräfte, deren Wirkungen sich blos empfinden, nicht bestimmter Naturerscheinungen, die sich in fester Umgrenzung und klaren Umrissen anschauen lassen***). Mit lebendiger Phantasie malt er den Reiz der „Winterfreuden", die erquickenden und stärkenden Wirkungen des „Eislaufs", den duftigen Morgennebel und den glitzernden Reif auf der blanken Fläche des gefrorenen Sees — aber mitten in dieses idyllisch-naive Naturbild drängen sich schwermüthige Todesgedanken ein. Sogar beim „Rheinwein" vermag er sich solcher nicht zu entschlagen. Kaum hat er im „Frohsinn" die volle, frische Lebensempfindung „auf dem Roß und dem Stahl" kundgethan†), so ruft die „träufelnde Thränenweide" melancholische Gedanken in seiner Seele wach. Statt einer gegenwärtigen besingt er „die künftige Geliebte" — in aller Hoheit, aber auch aller Unbestimmtheit eines Gedankenbildes. Und wenn er sein Lied später an eine wirkliche, gegenwärtige Geliebte — an „Cidli" (wie er Meta umtaufte) — richtet, so sind doch die Fäden, die er zwischen sich und ihr herüber und hinüber spinnt, fast immer nur aus dem reinsten Aether seelischer Empfindung gewebt; ist aber ja einmal ein leiser Anklang sinnlich-menschlicher Bezüge ihm entschlüpft, so dämpft er ihn sogleich durch um so erustere Töne einer feierlich gehobenen Stimmung††).

*) Vergl. namentlich die Strophen 7, 10, 12 u. s. w.

**) Vergl. die Strophe 14 ff.

***) „Lüfte, die um mich wehen." —

†) „Wenn ich dies frische Leben regsam athme." —

††) Die Ode „an Cidli" ist fast nur eine Betrachtung über das Wesen der Liebe, — erst ganz am Schlusse kommt ein sinnlich anschauliches Bild — die schlummernde Ge-

Beurtheilung derselben vom ästhetischen Standpunkte.

Vom ästhetischen Standpunkte ist gegen diese Poesie der Gestaltlosigkeit und Zerflossenheit alles Dasjenige einzuwenden, was wir gegen den „Messias" bereits eingewendet haben, und mit noch größerem Rechte. Denn, was dort allenfalls der

---

liebte, die er mit dem Thau der auf sie geworfenen Rose weckt. — In der Ode „Ihr Schlummer" sind es wieder fast lauter Gedankendinge, mit denen es der Dichter zu thun hat, — das „balsamische Leben", welches über das „Herz" der Geliebten sich ergießen, die „Ruhe der Tugend und der Liebe", die sie bedecken soll. — In der „Gegenwart der Abwesenden" sieht er die abwesende Geliebte vor sich — aber nicht im sinnlichen Bilde, sondern rein geistig: „wie hing mein Herz an Deinem Herzen!" — Auch die Ode „An Sie" enthält nur Reflexionen über das Glück, geliebt zu sein. — Die einzige Ode, wo ein wirklich naiver Ton, ohne sentimentalen Nebenklang, ohne verallgemeinernde Reflexionen, festgehalten erscheint (freilich mit ziemlich mangelhafter poetischer Ausprägung dieses naiv sinnlichen Elements), ist „Das Rosenband." —

Man hat versucht, die Klopstock'schen Oden nach ihrem mehr sinnlich plastischen oder mehr übersinnlich abgezogenen, mehr lebensfrischen, oder mehr schwermüthig ernsten Charakter, im Anschluß an die verschiedenen Phasen seines Lebens, gleichsam als eine fortlaufende dichterische Selbstoffenbarung Klopstocks (ähnlich etwa wie bei Goethe) zu unterscheiden und zu gruppiren. Wie wenig Dies aber durchzuführen ist, zeigt sich darin, daß zwei anerkannt gründliche und geistvolle Kenner der Literatur, Schäfer und Cholevius, bei diesem Versuche zu ganz entgegengesetzten Resultaten gelangt sind. Während Schäfer in seiner „Geschichte der deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts" (1. Bd., S. 174) mit dem J. 1755 „einen folgenreichen Wendepunkt" in der lyrischen Poesie Klopstocks eintreten zu sehen glaubt, indem „die aus den Verhältnissen des wirklichen Lebens hervorklingenden vollen Töne der tiefen, ächt menschlichen Empfindung sich mehr und mehr verlieren, der Dichter sich völlig losreißt von dem Boden des wirklichen Lebens und nur bei den Abstractionen der religiösen Poesie verweilt, in der die sublimirte Gefühlsseligkeit sich in Exclamationen verliert und der concrete Ausdruck ihm stets unter den Händen entschlüpft", — nimmt Cholevius („Geschichte der deutschen Poesie nach ihren antiken Elementen", 1. Bd., S. 501) „fünf Gruppen" Klopstock'scher Oden an, die sich „theils nach dem äußern Lebensgange des Dichters, theils, damit im Zusammenhange, nach den vorwaltenden Richtungen seines Denkens und Dichtens absondern." — Die „frühesten Jugendgesänge" — zwischen den Jahren 1747 und 1752 — seien „vorzugsweise der Freundschaft und Liebe gewidmet." Die Trennung von den Freunden und Fanny's Abneigung habe ihm den freudigen Lebensmuth geraubt, und er weile mit seinen Hoffnungen „in dem Lande, wo die Zweifel und Klagen schwinden." In diesen Gesängen findet Cholevius „die naturgetreue Sprache eines edlen Herzens, geistvolle Ausführung und reine Anmuth der Form." — Die Verbindung mit Meta (1752 bis 1758) habe „Klopstocks eigenste Empfindungsweise zur Geltung gebracht." „Dem

Stoff entschuldigte, der für plastische Gestaltung wenig Veranlassung bot, Das findet hier, wo es sich um Gegenstände des wirklichen Lebens handelt, nicht die gleiche Entschuldigung. Der Reiz der Mannigfaltigkeit, der ein so wesentliches Element dichterischer Schönheit ist, geht in

---

schönen Bewußtsein, daß das Himmlische und das Irdische einander durchdringen, entsprang jene stille und tiefe Freudigkeit der Seele, die nach innen Frieden, nach außen Kraft und Sicherheit verbreitet. In den Gedichten aus dieser Periode trifft Klopstock mit den Anakreontikern (!) zusammen." — (Sonderbarer Weise zieht Cholevius hierher, als Belege für die „anakreontische" Heiterkeit der Klopstock'schen Muse, eine Anzahl Oden aus den spätesten Lebensjahren des Dichters, von 1781, 1793, 1797, über Wein, Eislauf, Reitlust.) — Eine dritte Gruppe sollen dann (1758—66) die religiösen Oden bilden, gewissermaßen als „Metas Todtenfeier" (Cholevius scheint hier zu vergessen, daß in diese Zeit — 1763 — die neue Liebe Klopstocks zu „Done" fällt, die er auch in poetischen und brieflichen Kundgebungen verherrlichte). — Die meisten Oden zwischen 1766 und 1789, meint Cholevius weiter, beschäftigten sich „mit der Sprache und der Dichtkunst", und die Oden der fünften Gruppe (1789—1802) mit der französischen Revolution. — Hierbei sind alle übrigen Richtungen der politischen Poesie Klopstocks, die doch, wie wir sehen werden, ebenfalls keine unbedeutende Stelle einnehmen, gänzlich außer Betracht gelassen; es ist ferner, wie schon bemerkt, die versuchte Eintheilung von Cholevius selbst vielfach wieder aufgehoben, indem er das eine Mal Oden aus einer ganz andern Periode in eine frühere einreiht, ja als Belege für diese anführt, ein ander Mal solche, die unter ganz besondern Lebensumständen des Dichters entstanden, wie die berühmte Ode „Der Zürichersee", ausdrücklich gar keiner, stillschweigend aber einer solchen Gruppe (der ersten oder sogenannten elegischen) zuweist, zu der sie, sowohl dem darin vorherrschenden Tone, als ihrer äußeren Veranlassung nach, gerade gar nicht gehören. — Unseres Erachtens ist ein eigentlicher Parallelismus zwischen Klopstocks Leben und seinen Dichtungen um deswillen nicht durchzuführen, weil Klopstock durch seine entschiedene Richtung auf das Uebersinnliche, außerhalb der Erscheinungswelt Liegende — eine Richtung, welche er sofort mit dem Plane seines „Messias" ergriff und welche seitdem (aus Gründen, die zum Theil in seinen äußern Lebensschicksalen lagen, wie wir Dies oben nachzuweisen versucht haben) mit seinem ganzen Wesen mehr und mehr verwuchs — derjenigen Naivetät oder Unbefangenheit in der Anschauung und Empfindung der äußern Erscheinungswelt verlustig ging, die allein machen kann, daß ein Dichter sich im Leben und in der Dichtung vollkommen parallel entwickelt. Wenn daher auch ein gewisser — unmittelbarer und mittelbarer — Einfluß des äußern Lebensganges Klopstocks auf sein inneres Empfinden und sein poetisches Schaffen durchaus nicht geleugnet werden soll (wie wir denn einen solchen nachzuweisen uns bemüht haben), so ist derselbe doch sicherlich von ganz anderer Art, als bei einem Dichter wie Goethe, dem sein Dichten überall frisch und frei aus dem un-

der Eintönigkeit einer Dichtweise unter, welche alles Endliche in einem Unendlichen verflüchtigt und statt bestimmter Empfindungen nur ein unbestimmtes, allgemeines Empfinden zurückläßt*). Das Erhabene, welches, als Würze des Schönen mit sparsamer Hand angewendet, so ergreifend wirkt, wird hier in so starken Gaben gereicht, daß es den Geschmack abstumpft, der zuletzt kaum mehr die wahre von der gemachten Erhabenheit zu unterscheiden vermag, und das Gemüth durch die fortwährende übertriebene Anspannung erst bis zur Schwärmerei erhitzt, dann in einen Zustand der Ermüdung und des unklaren Dahinträumens einwiegt. Das heitre Behagen an dem Anschauen einer in klarer Umgrenzung gehaltenen, nach bestimmten Gesetzen wechselnden Welt von Erscheinungen, welches unsre Seele in eine so harmonische, zugleich bewegte und doch auch beruhigte Stimmung versetzt, kann da nicht aufkommen, wo der Dichter jede einzelne Vorstellung oder Empfindung sogleich wieder unterbricht, um uns gewaltsam von da hinweg zum Denken eines Schranken- und Wandellosen emporzureißen**).

mittelbarsten Erleben erwächst. Bei Klopstock äußert sich, nach unserer Ueberzeugung, der Einfluß des Lebens auf sein Dichten vorzugsweise darin, daß die verschiedenen Phasen seines Schicksals mehr oder weniger — aber alle (oder doch fast alle) in irgend einer Weise — zur Steigerung und Befestigung der von früh auf dem „Messiasdichter" eigenen sentimentalen oder überfliegenden Gedankenrichtung beitrugen.

*) Lessing (in den „Literaturbriefen") sagt: es sei in manchen Klopstock'schen Dichtungen so viel Empfindung, daß man gar Nichts (soll wohl heißen: nichts Bestimmtes, Deutliches) dabei empfinde.

**) „Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er Alles, was er bearbeitet, hinüberzuführen. Man möchte sagen, er ziehe Allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen . . . Alle Gefühle, die er, und zwar so innig und mächtig, in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die Alles charakterisiren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bei Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhigen Gegenwart eines Objects zu erquicken . . . . . Ich bekenne daher unverholen, daß mir für den Kopf Desjenigen etwas bang ist, der wirklich und ohne Affectation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann, zu einem Buche nämlich, bei dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann . . . Nur in gewissen exaltirten Stimmungen des Ge-

Selbst Sprache und Versmaß der Klopstock'schen Oden haben durch diese Eigenthümlichkeit des Dichters ebensoviel eingebüßt, als gewonnen. Es ist wahr, Klopstock, indem er dem geistlosen Reimgeklingel, sowie der conventionellen Glätte und Oberflächlichkeit der hergebrachten Sprechweise absagte, gab dem sprachlichen Ausdruck größere Ursprünglichkeit, dem Gedankeninhalte des Verses — der nun nicht mehr durch seinen Klingklang blos das Ohr bestechen konnte — eine höhere Bedeutung. Allein über dem Bestreben, in der Wahl, Bildung und Zusammensetzung der Worte neu, gedrängt, gedankenreich zu sein, wird er oft dunkel und schwerfällig, und sein Odenbau, theils dem antiken nachgebildet, theils selbsterfunden, erscheint bisweilen zu wenig der Natur des Gegenstandes innerlich verwandt, vielmehr nur äußerlich ihm aufgezwungen, daher erkünstelt, fremdartig und eintönig*).

Kulturgeschichtliche Würdigung der Klopstock'schen Lebensanschauung. Seine Naturempfindung.

Anders gestaltet sich unser Urtheil über die Klopstock'schen Dichtungen, wenn wir die Lebensanschauung ins Auge fassen, die dadurch zur Geltung gebracht und ausgebreitet wurde. Wir dürfen nicht vergessen, daß der Sinn für die Betrachtung der äußern Erscheinungswelt und insbesondere das Gefühl für die Schönheit und Erhabenheit der Natur dem deutschen Volke durch lange Entwöhnung und durch eine merkwürdige Geistesverbildung beinahe verloren gegangen war. Theologischer Zelotismus, gelehrte Einseitigkeit und ein unnatürliches Gesellschaftsleben hatten gleichermaßen dahin gewirkt, ein solches Ergebniß hervorzubringen, welches uns heutzutage kaum begreiflich erscheint. War es doch, als Klopstock zu dichten anfing, noch wenig über ein Menschenalter her, daß Leibnitz zuerst wieder durch seine genialen Ansichten von der Natur, als einem in allen seinen Theilen beseelten und vom göttlichen Geiste durchwehten Organismus — den Bann gebrochen hatte**), welcher so lange auf der Naturbetrachtung gelastet***)! War doch eine ganze Reihe von Dichtern,

müths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bei Weitem nicht ihre glücklichste Wahl." (Schiller, „über naive und sentimentalische Dichtung", „Sämmtliche Werke", 18. Bdchen, S. 275.)

*) Z. B. in Oden wie „der Eislauf", „der Züricherſee", ferner in den Wein- und Liebesliedern.

**) Vergl. meine Abhandlung: „Deutschlands trübste Zeit" im 3. Bde. der „Deutschen Nationalbibliothek" von Ferd. Schmidt, S. 15.

***) S. des 2. Bds. 1. Abth., S. 228, Note **), S. 251 ff.

wie A. v. Haller, Brockes, Uz, Gleim u. A., eben erst damit beschäftigt gewesen, oder waren es noch, dieses Resultat philosophischer Speculation auch für's Leben, für die allgemeine Bildung fruchtbar zu machen*)!

Alle diese Versuche, der Nation wieder ein lebhafteres Interesse für die Betrachtung der Natur einzuflößen, waren inzwischen bis jetzt fast nur lehrhafter Art gewesen, hatten sich mehr an den Verstand, die Phantasie, oder den moralischen Sinn, als unmittelbar an das Gefühl des Menschen gewendet. Die Natur oder die Körperwelt erschien dabei größtentheils noch wie ein dem Menschen Fremdes, in das er sich erst hineinversetzen, wie eine Masse zerstreuter Erscheinungen, die er erst durch seine Beobachtung, durch die Beziehungen, in welche er die einzelnen Dinge unter sich und zu einem über allen waltenden höchsten Verstande bringe, gleichsam beleben und vergeistigen müsse.

Klopstock schlug einen andern Weg ein. Er durchdrang sich vom Hause aus so ganz mit dem Gefühl der Allgegenwart Gottes in der Natur, im Kleinsten wie im Größten, daß es für ihn einer solchen künstlichen Erhebung vom Sinnlichen zum Uebersinnlichen, einer solchen lehrhaften oder moralisirenden Hinweisung auf die Abhängigkeit des Einzelnen von einem Allgemeinen gar nicht bedurfte. Auch über das Einzelnste ist bei ihm ein so lebendiger Hauch des Zusammenhanges mit einem großen Ganzen, eine so unmittelbar göttliche Weihe ausgegossen, daß man das Wehen des Hauches Gottes durch die ganze Schöpfung in jedem Odemzuge zu empfinden, daß man fortwährend sich wie in einem Allerheiligsten zu bewegen glaubt.

Kein deutscher Dichter der Neuzeit vor Klopstock hatte eine so tiefe und innige Naturempfindung besessen, und in seinen Dichtungen aus-

---

*) S. des 2. Bds 1. Abth., S. 266, 470. Von Gleim gehört hierher das Gedicht „Halladat". — Daß Klopstock selbst mit Leibnitz sich näher bekannt gemacht, ist wenigstens nicht unwahrscheinlich. Er gedenkt desselben mehrmals, so in der Ode „Fragen" (1752) und in der „Der Nachahmer" (1764); auch wissen wir, daß in Jena, wo Klopstock seine Studien begann, den Leibnitz'schen Ideen eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet ward; wir finden daselbst schon 1732 ein Colleg „über die Theodicee" verzeichnet, und auch in der Periode, wo Klopstock dort studirte (1745/6), kommen wiederholt Bezugnahmen auf die Ansichten des berühmten Philosophen „von der besten Welt" und „vom Ursprunge des Bösen" vor. (Vergl. meine Monographie: „Die Universität Jena nach ihrer Stellung und Bedeutung in der Geschichte deutschen Geisteslebens, von ihrer Gründung bis auf die Gegenwart", S. 59, 75.)

geprägt. Was war dagegen die nüchterne Kleinmalerei der Niedersachsen, oder die tändelnde Schilderung einzelner Naturscenen bei den Anakreontikern? Selbst Hallers, zwar großartige, aber doch immer nur in einzelnen Zügen malende Naturbeschreibung reichte an diese, das All gleichsam von innen heraus, wie durch einen unmittelbaren, magischen Rapport, erfassende und offenbarende Poesie nicht heran.

Freilich kam Klopstock selbst, wie wir gesehen, über diese ganz allgemeine und ziemlich unbestimmte Naturempfindung selten hinaus, verlor sich vielmehr in diese so sehr, daß er den Rückweg zu einer anschaulichen Betrachtung und Unterscheidung des Einzelnen nicht immer wiederfand. Wie die Niedersachsen nach der Seite der Malerei von dem rechten Pfade der Poesie abgeirrt waren, so Klopstock nach der Seite der Musik*). Seine Poesie ist eine Poesie der bloßen Stimmungen, ein Meer ohne Wellen, eine Nebelwelt, ähnlich der Ossianschen, worin unser Auge mit Mühe hier und da eine einzelne Gestalt unterscheidet, die aber auch bald wieder im Nebel verschwindet oder sich selbst in Nebel aufzulösen scheint**). Wenn die Niedersachsen statt eines farbengesättigten Gemäldes nur einzelne Striche und Contouren, gewissermaßen nur einen anatomischen Aufriß der Natur gegeben hatten, so sehen wir bei Klopstock beinahe nur Farbe ohne Zeichnung, und oft nicht einmal einen Wechsel von Farben, sondern ein einziges eintöniges Grau, worin Alles verschwimmt.

Dennoch war mit dieser, wie auch immer noch unvollkommnen, Naturempfindung ein bedeutsamer Fortschritt über jene blos äußerliche Naturbetrachtung hinaus erreicht. Der deutsche Geist mußte erst von der Oberfläche der Körperwelt in ihr inneres Leben

---

*) In diesem Sinne hat schon Schiller (a. a. O., S. 273) Klopstock einen „musikalischen" Dichter genannt. Weiter ausgeführt hat dies Gervinus (a. a. O., 3. Bd., S. 117 ff.), der auch ein eben dahin bezügliches sehr feines Urtheil Herders (aus der „Allgem. Deutschen Bibl.", 19. Bd.) citirt.

**) Schon vor dem Erscheinen von Macphersons angeblichen Ossianschen Gesängen (1760) zeigt sich in den Klopstock'schen Oden eine unverkennbare Geistesverwandtschaft zu dieser nebelhaften Dichtweise; später findet zum Theil eine bewußte Nachahmung derselben statt. — W. Menzel in seiner „Deutschen Literatur" (2. Aufl., 3. Bd., S. 258) vergleicht Klopstock selbst mit einem „riesenhaften Ossianschen Geist." „In der Nähe" — sagt er — „löst er sich in Nebelgewölk auf; aber jener erste Eindruck hat auf unsere Seele mächtig gewirkt und uns zum Großen gestimmt."

hineindringen, bevor er im Stande war, auch ihre einzelnen Erscheinungen in unmittelbar lebendiger Empfindung, nicht mehr blos äußerlich, gleichsam nur tastend, zu erfassen und zu poetischen Anschauungen zu gestalten. Wie sehr auch die, ebenso tief empfundenen, als plastisch klaren Naturschilderungen späterer Dichter, vor Allem Goethe's, sich vor den, noch gestaltlosen und nebelhaften Versuchen Klopstocks in dergleichen Richtung auszeichnen, doch darf man kühn behaupten, daß jene schwerlich entstanden sein möchten, wenn diese nicht vorausgegangen wären, und daß sie auf die Nation bei Weitem nicht den Eindruck hervorgebracht haben möchten, den sie hervorbrachten, wenn nicht schon zuvor die Klopstock'schen Dichtungen den Sinn für Naturempfindung in weitesten Kreisen geweckt und gepflegt hätten*).

Seine Behandlung der moralischen Verhältnisse d. Menschen: Lebensgenuß, Freundschaft, Liebe.

Wie die Betrachtung der Natur, so erhielt auch die Behandlung der moralischen Verhältnisse des Menschen durch Klopstock eine größere Vertiefung und gewissermaßen eine religiöse Weihe. Der Kultus harmlosen Frohsinns und frischen Sichauslebens, schon von den Anakreontikern empfohlen, schien nun erst ganz berechtigt, ja fast geheiligt, da ein so frommer Mann, wie Klopstock — ein nicht minder warmer Verehrer der „Tugend", als Gellert — demselben den Stempel seines Ansehens und seines eigenen Beispiels aufdrückte. Das zärtliche Gefühl der Freundschaft erhielt einen neuen, erhabneren Schwung durch Klopstocks poetische Verherrlichung der Seelenbündnisse himmlischer Geister im „Messias" wie durch seinen „Wingolf"**), dieses ächte Hohelied der Freundschaft. Die Liebe, welcher Gleim und seine Genossen mit

*) Einen bestimmten Fingerzeig für den Einfluß Klopstocks auf Goethe haben wir u. A. in jener Scene im „Werther", wo Lotte, mit Werther durch's Fenster schauend und die Erhabenheit der von dem Gewitter wieder aufathmenden Natur bewundernd, das einzige Wort: Klopstock! ausspricht. — Uebrigens zeigt ein kurzer vergleichender Blick auf die drei Goethe'schen Zeilen im „Werther", in denen ein vollständiges, farbenreiches Bild der Landschaft nach dem Gewitter entworfen ist, und auf die Klopstock'sche Ode „Sommernacht", an welche Lotte Werther erinnert (denn diese ist jedenfalls gemeint), den ungeheuren Fortschritt in der Naturschilderung von Klopstock zu Goethe. — Noch an eine zweite Spur Klopstock'schen Einflusses auf die Erregung des Goethe'schen Phantasie- und Gefühlslebens (in „Dichtung und Wahrheit" — „Werke", 24. Bd., S. 123) sei hier wenigstens erinnert. —

) S. oben S. 8, Note *).

erkünstelter Wärme leichtfertige Huldigungen dargebracht, trat bei Klopstock als ein Selbsterlebtes, mit aller Glut ureigenster, tiefinnerster Empfindung, dabei aber in so idealer Reinheit und Hoheit auf, daß alle fühlenden Seelen davon ergriffen und zur Nachfolge auf diesem Wege hingerissen wurden. Schon Gellert hatte eine solche edle, zugleich ächt menschliche Liebe gepredigt, allein bei seiner nur lehrhaften Weise und nach seiner eignen Persönlichkeit konnte er zwar wohl den moralischen Sinn der Menschen dafür gewinnen, nicht aber das Vollgefühl dieser Liebe selbst in den Herzen lebendig machen. Jetzt, wo man den Dichter des Heiligen, der selbst fast wie ein Heiliger angesehen ward, seine innersten Herzensgefühle so rückhaltlos in schwunghaften Oden an „Fanny“, „Cidli“ und „Done“ ausströmen, wo man ihn sogar in seinem „Messias“ die Regungen irdischer Liebe unmittelbar neben denen der himmlischen, zu Gott und zum Erlöser, gleichsam wie einen Abglanz dieser, verherrlichen sah*), — jetzt wagten allerorten sanftfühlende Gemüther, ihre Empfindungen der Sehnsucht nach einem einziggeliebten Gegenstande, oder der Beseligung durch einen solchen, mit gleicher Unumwundenheit zu bekennen, weder die spöttischen Scherze frivoler Weltleute, noch das bedauernde Achselzucken philosophischer Starkgeister, noch die mißbilligenden Mienen scheinheiliger Zeloten scheuend. Daß bei Klopstock diese Verhältnisse vorzugsweise einen so übersinnlich verklärten, zum Theil auch schwermüthig schmachtenden Charakter trugen, erleichterte wesentlich den Uebergang von der bisherigen, halb leichtfertig galanten, halb nüchtern frostigen oder ascetisch spröden Zeitstimmung zu der warmen und aufrichtigen Hingabe an eine wahre, innige Herzensneigung. Es bedurfte eines solchen höheren, selbst etwas überfliegenden Schwunges für die neue, ungewohnte Empfindung — sowohl gegenüber Denen, welche in der Liebe etwas allzu Irdisches, als Denen, welche in der Ehe etwas allzu Prosaisches zu erkennen meinten**).

Die allgemeineren Beziehungen menschlichen Zusammenlebens waren von den Dichtern zunächst vor Klopstock theils gar nicht, theils

---

*) Vergl. z. B. im 4. Gesange die Stelle von der Liebe zwischen Lazarus und Cidli.

**) Aus diesem Gesichtspunkte erhalten auch die Liebesanklänge in den Oden, die, nach rein dichterischem Maße gemessen, wegen ihres zu abgezogenen Charakters unbefriedigend erscheinen mußten, eine andere, höhere Bedeutung. Vergl. hier besonders auch noch die schon oben citirte Ode „Die Braut.“

Seine Stellung zu den politischen und gesellschaftlichen Fragen — sein deutscher Patriotismus.

nur mit zaghafter Hand berührt worden. Gellert hatte sich von der eigentlichen Politik geflissentlich fern gehalten, in Bezug auf die socialen Verhältnisse zwar manche humane Ansichten geäußert, deren Verwirklichung jedoch im Ganzen dem guten Willen der Betheiligten anheimgestellt. Der Halberstädter Kreis war, abgerechnet den specifisch preußischen Patriotismus einzelner seiner Mitglieder, den größeren menschlichen Verhältnissen beinahe noch fremder geblieben. Bei Klopstock ist ein gewisser politisch-geschichtlicher Sinn für das Allgemeine — über die rein individuellen Beziehungen des Menschen hinaus — schon früh sichtbar; dieser Zug begleitet ihn durch sein ganzes Leben, er wächst und breitet sich mit dem zunehmenden Alter immer mehr aus, ja er scheint zuletzt beinahe die, anfangs so sehr überwiegende Richtung auf das Jenseitige, Ueberirdische in den Hintergrund zu drängen.

Jugendeindrücke sind oftmals für's ganze Leben entscheidend. Klopstocks Wiege hatte auf reichsunmittelbarer Erde gestanden. Quedlinburg, wo er geboren ward, war ein reichsfreies Stift, das aber, wie Das zu geschehen pflegte, dem schutzherrlichen Einfluß benachbarter größerer Stände unterlag. Die von früheren Aebtissinnen an Kursachsen freiwillig aufgetragene Schutzhoheit war von dem, allzeit geldbedürftigen August dem Starken um ziemlich hohen Preis an Brandenburg verkauft worden. Ein Protest der regierenden Aebtissin dagegen war unbeachtet geblieben; auch eine Rechtsentscheidung des deutschen Kaisers zu ihren Gunsten hatte keinen Erfolg gehabt. Abwechselnd ließen König Friedrich Wilhelm I. und die Aebtissin ihre beiderseitigen Edicte abreißen und öffentlich durch den Scharfrichter verbrennen. Der Stärkere behielt Recht: das Stift mußte sich fügen — man ergriff den Ausweg, die Schwester Friedrichs II., Prinzessin Amalie, zur Aebtissin zu wählen, und so fiel Quedlinburg gänzlich in preußische Hände *).

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß diese frühesten Erlebnisse des Knaben Klopstock — dadurch verstärkt, daß sein Vater, als Beamter des Stifts, unmittelbar davon berührt ward und mit der ihm eignen Unerschrockenheit das Recht gegen die Gewalt vertrat — in seiner Seele die ersten Keime legten zu jenem lebhaften Hasse gegen das Recht des Stärkeren, jener warmen Liebe zur Freiheit und zur Gerechtigkeit, zugleich jener tiefen

*) Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 16.

Abneigung gegen preußisches Wesen, deren Spuren durch das ganze Leben des Dichters hindurch sichtbar sind. Daß sein Geist mit Friedrichs II. Geist lange und schmerzlich gerungen, dafür haben wir mehr als bloße Vermuthungen. Der Bewunderung des Genies und der Heldenthaten des großen Königs konnte er sich (wie wir schon früher sahen) nicht entziehen*). Zweierlei jedoch hinderte ihn an einer wahrhaft sympathischen Empfindung für Friedrich: Friedrich war kein Christ, und Friedrich war ein Verehrer der Muse Voltaires, dieser Muse, die schon der Jüngling Klopstock nur halb und unwillig gelten ließ, weil, wie er sich ausdrückte, „eine deutsche, das ist feurige und erhabene Seele unmöglich die, zwar artige und zierliche, aber nicht genug schwungvolle Weise des Franzosen bewundern und lieben könne"**).

Als jener andere Friedrich — von Dänemark — den Dichter zu sich berief und dieser dem Rufe eines Königs folgte, den er ganz und ohne Rückhalt lieben durfte, weil er ein Christ, ein Menschenfreund, ein Vater des Vaterlandes war, weil ihn „die durch's Blut blühender Jünglinge erkaufte Unsterblichkeit umsonst in's eiserne Feld lockte"***), da machte doch der Gedanke ihn traurig, daß Preußens Friedrich, „der Sieger von Sorr", nicht die gleichen Wege wandle, nicht zu dem Ruhme des Helden den schönern Ruhm geselle, ein „Christ zu sein" †).

Ja selbst noch da, als er schon gänzlich in Kopenhagen festgewurzelt

---

*) S. oben S. 103.

**) S. Klopstocks Abgangsrede, Cramer a. a. O., 1. Thl., S. 80.

***) S die erste Ode „Friedrich der Fünfte" (1750).

†) In der zweiten Ode gleichen Namens (ebenfalls 1750) finden sich die beziehungsreichen Verse:

. . . . ; „so offen ich sage,
Daß dem Sieger bei Sorr
Julianus zum Muster zu klein, und, ein Christ zu werden,
Würdig Friederich ist.
Aber das ist ein Gedanke voll Nacht: Er wird es nicht werden!
Da sein Freund ihm entschlief
Und, entflohen dem Labyrinth, gewiß war: es herrsche
Jesus, und richte die Welt, —
Blieb der lächelnde König sich gleich . . . . .

Ernste Muse, verlaß den wehmuthsvollen Gedanken,
Der dich traurig vertieft."

und befriedigt schien, goß er in den Busen seines treuen Gleim die nicht zurückzudämmende Klage darüber aus, daß Friedrich nicht für Deutschland geworden, was er hätte werden können, ein Augustus oder ein Ludwig XIV., — der Gönner und Beschützer der deutschen Muse*). Aber er riß sich los, und wir finden bei ihm aus spätern Zeiten keine ähnlichen Anwandlungen mehr, oder mindestens kein ähnliches Geständniß, einer von Friedrich auf ihn geübten Anziehungskraft. Für alle Thaten des siebenjährigen Krieges, selbst für den großen nationalen Sieg bei Roßbach über die ihm so verhaßten Franzosen, hat er Nichts, als ein kaltes Schweigen: weder eine einzige Strophe in allen seinen zwischen 1756 und 1763 gedichteten Oden, noch eine einzige Zeile in seinen zahlreichen Briefen aus der gleichen Zeit an den „preußischen Grenadier" verräth eine Antheilnahme Klopstocks an jenen ungeheuren Ereignissen, die ganz Deutschland, ja Europa in Bewegung setzten — ausgenommen die wehmüthige und vorwurfsvolle Klage um die „Siege voll Blut und Elend"**)! Für Friedrich V. und Christian VI. von Dänemark,

---

*) In der schon oben, S. 103, citirten Ode „an Gleim" (1752). — In einem Briefe vom J. 1751 an Gleim — der damals eine Reise nach Berlin gemacht hatte — („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 349) findet sich die Stelle: „Schreiben Sie mir auch, wenn Sie wollen, vom König." — Es darf nicht verschwiegen werden, daß um jene Zeit Sulzer den Versuch gemacht hatte, dem König durch seine französischen Umgebungen den „Messias" in die Hand zu spielen, daß aber der König Nichts davon wissen wollte, und daß Voltaire das Gedicht eine „sehr überflüssige" Nachahmung Miltons nannte, der selbst schon wenig empfehlenswerth sei (s. meine Monographie „Friedrich der Große und sein Verhältniß zur Entwickelung des deutschen Geisteslebens", S. 17). Es würde nur menschlich sein (eine Menschlichkeit, über die der Dichter des „Messias" wohl nicht völlig erhaben war), wenn Klopstock durch diesen, ihn auch persönlich berührenden Beweis von des Königs Unempfänglichkeit für die deutsche und die christliche Dichtung noch mehr gegen denselben verstimmt worden wäre.

**) S. die Ode „Das neue Jahrhundert" (1760). Erst viel später, 1788 (in der Ode „Die Etats généraux"), gesteht Klopstock unwillkürlich ein, welchen tiefen Eindruck auf ihn der Heldenkampf Friedrichs gemacht habe; er sagt dort:

„Die größte Handlung dieses Jahrhunderts sei, —
So dacht' ich sonst, wie Herkules Friederich
Die Keule führte, von Europas
Herrschern bekämpft und den Herrscherinnen . . ."

Im Gegensatz zu den jetzigen Fürsten, einschließlich Friedrichs, wird dann der Hohenstaufe Heinrich gepriesen, weil er den deutschen Gesang geliebt und gefördert.

für Maria Theresia und Joseph II. von Oestreich, für Carl Friedrich von Baden, ja selbst für Ludwig XVI. von Frankreich hat Klopstocks Muse Worte der Sympathie und des Lobes — für Friedrich II. keines! Sogar jene Ausbrüche der Bewunderung, welche des großen Königs Kriegsruhm ihm in seiner Jugend entlockt hatte, tilgte er später wieder, als ob er sie wie eine Jugendschwachheit bereue*)! Unähnlich darin seinem Freunde Gleim, der Friedrichs Abwendung von der deutschen Muse zwar auch beklagte, aber darüber doch dessen größere Verdienste um das deutsche Geistesleben nicht verkannte, warf Klopstock zornig den Bewunderer Voltaire's zu dem Troß der andern, verdienst- und ruhmlosen deutschen Fürsten**)! Auf die, allerdings leichtfertige Anklage des Königs wider die deutsche Literatur***) antwortete er mit einem lauten Schrei nach „Rache“†), und selbst der Tod des Königs, der so viele Gegner desselben durch die Erinnerung an seine großen Eigenschaften mit ihm aussöhnte, ließ Klopstock ungerührt!

So fehlte diesem für seinen patriotischen Drang von vornherein ein bestimmter Anhalt in der Wirklichkeit. Nicht, wie Gleim und dessen Gesinnungsgenossen, konnte er sich an Friedrichs Thaten begeistern. Sein Patriotismus mußte daher wohl eine ideale, überfliegende Richtung nehmen. Während er das brennende Verlangen empfand, den deutschen Namen auf literarischem Gebiete wieder zu Ehren zu bringen, fühlte er doch zugleich — und wie hätte Dies anders sein können angesichts der kriegerischen Ereignisse, in welche schon seine frühe Jugend fiel? — daß bloße Thaten des Geistes zur wahren Größe einer Nation nicht ausreichen, daß dazu auch Heldenthaten, Proben der Tapferkeit

---

*) S. oben S. 104.

**) In der Ode „Kaiser Heinrich“ (1764), wo es heißt:

„Laß' unsre Fürsten schlummern im weichen Stuhl,
Vom Höfling rings umräuchert und unberühmt . . .
. . . .
. . . . es schlummert ja
Mit ihnen Der selbst, welcher die blutigen
Siegswerthen Schlachten schlug, zufrieden,
Daß er um Galliens Pindus irrte . . .“

***) „Sur la littérature allemande“, 1780.

†) So überschrieb Klopstock die Ode, die er 1782 gegen Friedrich II. schleuderte.

und Stärke erforderlich sind. Dieses Gefühl und jenes Verlangen verschmolzen in seiner Seele zu einer starken, aber einigermaßen unklaren patriotischen Gesammtempfindung*). In der Gegenwart erschienen ihm für die Größe und den Ruhm Deutschlands Thaten des Geistes als die wichtigsten, vor Allem die Veredlung der deutschen Sprache und ihre Reinigung von fremden Zusätzen, so wie überhaupt die Verbannung der erniedrigenden Nachahmungssucht und der falschen Demuth der Deutschen gegenüber dem Ausland — und freilich gab es ja für das politisch ohnmächtige und zerrissene Deutschland des 18. Jahrhunderts kein Gebiet, auf dem es mit andern Ländern einen erfolgreichen Wettkampf hätte bestehen können, wenn nicht das geistige, literarische! Die Elemente äußerer, politischer Macht und Größe aber, die er in der Gegenwart nicht fand, entlehnte er der Vergangenheit, und zwar einer sehr fernen Vergangenheit Deutschlands, jener Zeit, wo deutscher Muth und Freiheitssinn über das weltbeherrschende Rom triumphirt hatten. Im berechtigten Stolze auf den hohen geistigen Aufschwung, den zu seiner Zeit das deutsche Volk nahm, und in der lebhaften, begeisterten Erinnerung an die Heldenthaten der Vorfahren (freilich vor mehr als 1700 Jahren!) mischte Klopstock dieses Beides in seinen Empfindungen wie in seinen Gedichten auf die allermerkwürdigste Weise durch einander, sprach von dem lebenden Geschlecht wie von vollbürtigen Nachfolgern jener alten Helden — der siegreichen Vertheidiger ihres Vaterlands und ihrer Freiheit gegen fremde Vergewaltigung! — von der deutschen Nation wie von einer nicht blos an geistiger Kraft und Tüchtigkeit, sondern auch an Kriegsruhm und politischer Größe über alle andern weit hervorragenden.

Eine solche Vermischung der Begriffe konnte weder im Leben noch in der Dichtung günstig wirken. Wenn Klopstock die deutsche Muse zum Wettkampf mit der englischen anfeuert und sie diesem Kampf mit freudiger Siegesgewißheit entgegengehen läßt**), wenn er die Geistesthaten eines Luther, Leibnitz, Händel gegen die auf ihre Vorzüge übermüthig pochenden Fremdlinge in's Feld führt***), wenn er die deutsche Dicht-

*) Wir erinnern hier u. A. an jene, schon oben citirten Worte seiner Abgangsrede: „Nicht so träge donnerten einst unsre Vorfahren mit den Waffen".

**) In der Ode „Die beiden Musen" (1752).

***) In den Oden „Fragen" (1752), „Der Nachahmer" (1764), „Wir und sie" (1766).

kunst über die französische erhebt, weil diese nur „mit Bildern zu weinen", jene allein „das Herz zu treffen" wisse*), so ist die Begeisterung hier überall eine wohlberechtigte. Wohlberechtigt ist auch sein vaterländischer Zorn gegen die „Nachahmer" des Auslandes**). Nicht minder mögen wir es gern gelten lassen, wenn er in warmen, obschon etwas vagen Ausdrücken den deutschen Jüngling, das deutsche Mädchen zur Vaterlandsliebe im Allgemeinen ermuntert***), oder wenn er der persönlichen Tüchtigkeit und Tapferkeit seiner Landsleute in den Kriegen gegen das Ausland (welcherlei immer deren politische Erfolge gewesen sein mochten) Gerechtigkeit widerfahren läßt †). Wenn er aber weiter geht und den politischen Gesammtzustand Deutschlands mit einem Glanze zu umgeben versucht, der zwar die Großthaten Hermanns und seiner Cherusker, oder die Eroberungszüge der Franken und Gothen gegen das Römerreich umstrahlt, auf das Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege angewandt aber nur wie bittere Satire erscheint ††), wenn er sich vollends gar bis dahin versteigt, die deutschen Fürsten seiner Zeit ohne Unterschied als „Hermanne", ihre Heere als „Cherusker" zu verherrlichen †††), während er von dem

*) In der Ode „Die Fragen" (1752).

**) S. die schon genannte Ode unter diesem Titel.

***) „Vaterlandslied" (1770).

†) Bei Erwähnung der Schlacht von Höchstedt (in der Ode „Die Fragen"):

— „wo, mit edlen Britanniern,
Gleich würdig ihrer großen Väter,
Deutsche dem Gallier Flucht geboten."

††) In der Ode „Unsere Sprache" (1767), wo es heißt:

. . . . „Das ist
Sprache des Thuiskon, Göttin, dir,
Wie unsern Helden Eroberung, ein Spiel."

ferner (von der deutschen Erde):

„Die der Fremdling nicht entweiht (Teutonien erlag
Nur Siegen, unerobert), o freiere, dich
Wagte der Geschreckten Fessel nicht
Zu fesseln! . . . . Du bliebest,
Die du warst . . . ."

†††) „Hermanne unsre Fürsten sind,
Cherusker unsre Heere sind,
Cherusker kalt und kühn." —

(In der Ode „Wir und sie", 1766.)

einzigen Fürsten und dem einzigen Heere, welche eine solche Bezeichnung verdienten, dem preußischen, Nichts wissen will — so ist hier der Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen bereits gethan, und ein solcher „tutonesker“ Patriotismus (wie die Franzosen es nannten), weit entfernt, den Fremden zu imponiren, mußte vielmehr in ihren Augen — angesichts von Thaten wie die der Reichsarmee bei Roßbach, und von Fürsten wie der weichliche Carl Theodor von der Pfalz, der träge Friedrich August II. von Sachsen, der ausschweifende Carl Eugen von Würtemberg und noch viele andere ähnlichen Schlages — unausbleiblich selbst zum Spotte werden.

Für die Gesammtbildung des deutschen Volkes hatte dieser unklare und vage Patriotismus, den Klopstock lehrte, die bedenkliche Folge, daß man sich gewöhnte, in großen Worten und hochklingenden Gemeinplätzen, in frommen, aber vergeblichen Wünschen und ebenso vergeblichen Anrufungen einer längst dahingeschwundenen nationalen Größe thatenlos zu schwelgen, statt mit bedächtig praktischem Sinn das Nächste und Nothwendigste zu erfassen und an die Schäden der vaterländischen Gegenwart, so weit thunlich, die bessernde Hand zu legen. Klopstock selbst hielt sich auf einem viel zu hohen Standpunkte, um für die Einzelheiten der gegebenen Zustände Sinn und Verständniß zu haben; er war viel zu sehr Idealist, um die Verhältnisse in dem nüchternen Lichte der Wirklichkeit zu betrachten. Wie er schon in Zürich verschmäht hatte, seine Aufmerksamkeit und Theilnahme den staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zuzuwenden*), so versäumte er auch die noch viel günstigere Gelegenheit, die ihm in Kopenhagen durch den vertrauten Umgang mit Männern wie Bernstorff, Moltke, Sturz u. A. geboten war, sich über die wirklichen Zustände des deutschen Reichs zu unterrichten und so seinen patriotischen Anschauungen die feste Unterlage einer klaren Erkenntniß der Gegenwart zu verschaffen**). Klopstocks Beispiel wirkte ansteckend nicht blos auf seine Zeitgenossen, sondern selbst noch

---

*) S. oben S. 130.

**) Sturz, ein politisch sehr gebildeter und ächt patriotisch fühlender Mann, dessen, zwar wenig trostreiche, aber leider nur zu begründete Ansichten über das damalige Deutschland wir bereits im 1. Bde., S. 161 kennen gelernt haben, setzte dem idealen Vaterlandsstolze Klopstocks die nüchterne Betrachtung der Wirklichkeit entgegen. (Vergl. Dessen „Schriften“, 2. Bd., S. 342; — Gelzer a. a. O., 1. Thl., S. 220.)

auf spätere Generationen. Dem idealistischen Sinne der Deutschen und ihrer langgewöhnten Trägheit in allen politischen Dingen lag es ohnehin nahe, durch allgemeine Betrachtungen und Empfindungen sich von der mühsamen Arbeit des Eingehens in das Einzelne loszukaufen und mit einem einzigen kühnen Schwunge der Einbildungskraft die unerquickliche, aber im wirklichen Leben nicht zu umgehende Stufenfolge allmäligen Fortschreitens zu überspringen. Dieser nationale Hang fand sich nur allzusehr unterstützt und ermuntert durch das gewichtige Ansehen des berühmten, in weiten Kreisen fast ebenso sehr wegen seiner warmpatriotischen, wie wegen seiner erhabenen religiösen Gesinnungen verehrten Dichters. Und so hat sich in Deutschland dieser, zwar der Gesinnung nach wohlgemeinte und ernsthafte, aber unpraktische und phantastische Patriotismus, der gern Wünsche für Erfolge, Empfindungen für Thaten nimmt, auf lange hin, ja — trotz vieler und schwerer politischer Erfahrungen, welche ihn hätten ernüchtern können — in zahlreichen Ausläufern noch bis auf die neueste Zeit herab fortgepflanzt.

Noch eine zweite bedenkliche Rückwirkung auf den deutschen Volksgeist äußerte Klopstocks eigenthümliche Art, die politische und die geistige Größe der Nation mit einander zu verwechseln und in der letzteren einen Ersatz für die erstere zu finden*). Sie nährte in den Deutschen jenen einseitigen Stolz auf geistige Vorzüge, der sie noch gleichgültiger gegen die Mängel ihrer politischen Verfassung machte, ja mit einer gewissen Genugthuung sie dem thörigten Gedanken nachhängen ließ, als ob ein „Volk von Dichtern und Denkern" gar nicht nöthig habe, eine Nation im politischen Sinne zu sein, vielmehr gerade um so vollständiger die ihm von der Vor-

---

*) Hier ist besonders noch an die Stelle in der Ode „Die Fragen" zu erinnern, wo Klopstock sich selbst den Einwurf macht:

„Zwar, *werther Herrmanns*, hat die bestäubte *Schlacht*
Uns oft gekrönet, hat sich des Jünglings Blick
Entflammt, hat laut sein Herz geschlagen,
Brennend *nach kühnerer That gedürstet.*"

sich jedoch alsbald wieder mit den Versen beruhigt:

„Das *Werk* des *Meisters*, welches, von *hohem Geist*
Geflügelt, hinschwebt, *ist wie des Helden That*,
Unsterblich, wird, *gleich ihr*, den Lorbeer
Männlich verdienen, und *niedersehen*."

sehung angewiesene Mission erfülle, je weniger es durch solche auf äußere Macht und Geltung gerichtete Bestrebungen davon abgezogen werde.

Es darf nicht unbemerkt bleiben, daß die meisten und schwungvollsten Oden, in denen Klopstock die Herrlichkeit des alten Germanenthums und, damit theils abwechselnd, theils im Zusammenhange, die Hoheit des deutschen Geistes, der deutschen Sprache und Poesie besang, in den Jahren erschienen, die auf den siebenjährigen Krieg folgten *). Sogar zur dramatischen Gestaltung derselben urgermanischen Vergangenheit — Hermanns, seiner Helden und seiner Barden — erhob er sich damals — einer Dichtungsart **), die ihm freilich hier so wenig, wie bei den alttestamentlichen Stoffen gelingen wollte, welche in die gleiche Form zu gießen er ebenfalls versuchte ***).

Diese Thatsache scheint zu beweisen, daß auch auf Klopstocks Gemüth die großen Ereignisse des siebenjährigen Kriegs und ihre in der geistigen Strömung der nächsten Folgezeit fortwirkenden Spuren nicht ohne Einfluß blieben, wenn schon er, statt, wie andere Dichter thaten, diesen Eindrücken nachzugeben und seine Phantasie mit Stoffen der vaterländischen Gegenwart zu erfüllen, vielmehr offenbar bemüht ist, sich derselben gewaltsam zu erwehren, indem er bald den, von allen Seiten ihm entgegenklingenden Ruhm des preußischen Heldenkönigs, des Beherrschers eines einzelnen deutschen Stammes, zu übertönen versucht durch Verherrlichung des Befreiers des ganzen Deutschlands, Hermann, bald die

*) So „Kaiser Heinrich", „Der Nachahmer", „Spenden", „Thuiskon" 1764, „Schlachtgesang" 1765, „Braga", „Skulda", „Wir und Sie", „Unsre Fürsten" 1766, „Die Barden", „Treue", „Unsre Sprache", „Der Hügel und der Hain", „Hermann" 1767, „Mein Vaterland" 1768.

**) 1769 erschien seine „Hermannsschlacht", der später „Hermann und die Fürsten" (1784) und „Hermanns Tod" (1787) folgten.

***) „Der Tod Adams" (1757), „Salomo" (1764), „David" (1772). — Ich möchte fast glauben, daß die dramatischen Lorbeern Lessings (dessen „Miß Sara Sampson" 1756, dessen „Minna von Barnhelm" 1765 aufgeführt ward) den Dichter des „Messias" nicht haben ruhen lassen. Daß Klopstock, bei aller scheinbaren Unabhängigkeit und Originalität, dennoch nicht unempfänglich war für derartige Eindrücke fremder Produktionen, welche Epoche in der Literatur machten, sehen wir u. A. an seiner „Gelehrtenrepublik", in welcher er offenbar Lessing'sche, obschon seinem eigenen Dichternaturell völlig ungleichartige Ideen zu benutzen und zu verarbeiten versuchte. Daß er von Erscheinungen so wahlverwandter Art, wie Ossian, stark beeinflußt ward, darf um so weniger Wunder nehmen.

kriegerischen Lorbeern Friedrichs in Schatten zu stellen durch die strahlenderen und unblutigen Kränze, die er der Kunst und Wissenschaft flicht.

Klopstocks Ansichten über innere Politik: seine humanitären und kosmopolitischen Ansichten.

Je mehr Klopstock durch eine solche hartnäckige Abwendung von Alledem, was Friedrich II. betraf, den Empfindungen nationaler Macht und Größe entfremdet ward (da diese, wie damals die Verhältnisse lagen, nur in den Thaten und dem Ruhme des großen Königs Nahrung finden konnten), um so rückhaltloser gab er sich den idealen Neigungen seines Gemüthes hin, die ihn zu den allgemein menschlichen und weltbürgerlichen Zielen politischer Thätigkeit, der Pflege des Völkerwohls, der Humanität, der Gerechtigkeit und Gleichheit, hinzogen. Gegenüber solchen praktischen Zwecken der Staatskunst schienen ihm die Formen derselben ziemlich gleichgültig zu sein. Der bloße Name „Republikaner" hatte nichts Bestechendes für ihn, zumal wo er den ächt republikanischen Geist vermißte*), und andrerseits war ihm auch die unbeschränkteste Monarchie recht, sobald er darin nur eine wirkliche, menschenwürdige Freiheit und die ungebeugte Herrschaft des Gesetzes antraf**). Vor Allem die milde Behandlung der untern, bisher verachteten Volksclassen, die Verbesserung des harten Looses der bäuerlichen Bevölkerung und Aehnliches, Das war es, was seine wärmsten Sympathien hervorrief, was ihn gleichermaßen zu dem dänischen Friedrich und dessen Minister Bernstorff, zu dem edlen Carl Friedrich von Baden***) und zu Kaiser Joseph II. hinzog, welchen letztern er auch

---

*) Klopstock schreibt an Gleim von Zürich („Klopstock und seine Freunde", 1. Thl., S. 176): „Beneiden Sie die hiesigen Republikaner nicht, es sind fast durchweg Leute, die sich erschrecklich tief bücken, denn fast Alle, die von Familie sind, wollen ins Regiment."

**) „O Freiheit, Freiheit! nicht nur der Demokrat
Weiß, was du bist,
Des guten Königs glücklicher Sohn
Der weiß es auch" u. s. w.

(in der Ode „Das neue Jahrhundert", gedichtet auf das einhundertjährige Jubiläum der Erhebung Dänemarks zu einer strengabsoluten Monarchie durch das Königsgesetz von 1660!).

***) S. die Widmung von „Hermann und die Fürsten": „An den fürstlichen Weisen, Karl Friedrich, Markgrafen von Baden, der nach viel andern landesväterlichen Thaten vor Kurzem auch die Leibeigenschaft aufgehoben hat."

noch wegen seiner religiösen Toleranz und Aufklärung hoch verehrte*).

Verglichen mit der schüchternen Humanitätspropaganda Gellerts, war die laute und beherzte Verkündigung der Bürger- und Menschenrechte des Landmanns und des Juden, die wir bei Klopstock antreffen, kein geringer Fortschritt; doch dürfen wir nicht vergessen, daß Klopstock hier zum Theil nur ärntete, was Gellert gesäet hatte, daß zwischen seinen Aussprüchen und denen seines Vorgängers der Zeitraum nahezu eines Menschenalters lag, während dessen die Ideen der Humanität durch wohlwollende Fürsten und Staatsmänner — großentheils Schüler und Anhänger Gellerts**) — bereits ins Leben eingeführt worden waren, so daß Klopstock das leichtere Geschäft hatte, Das nur anzuerkennen, was schon in Wirklichkeit bestand, statt, wie Gellert, erst fordern zu müssen, was damals noch meist ziemlich schroff gegen das Bestehende abstach.

In Klopstocks Wesen selbst lag allerdings ein starker Zug der Unabhängigkeit, gewissermaßen etwas Demokratisches. Dasselbe war durch seinen Lebens- und Bildungsgang von Hause aus großgezogen und genährt, durch seinen früherworbenen ungemeinen Dichterruhm, der ihn in den Stand setzte, sich auch den Vornehmsten gleichzustellen, noch mehr befestigt worden. Klopstock hat diesen lobenswerthen Mannesstolz auf das eigene Verdienst, gegenüber den äußern Vorzügen der Geburt und des Ranges, niemals in seinem Leben verleugnet.

Einfluß der amerikanischen und französischen Revolution auf Klopstock.

Eigentlich demokratische Ansichten (wie wir es heut nennen würden, oder, wie man es damals nannte, republikanische) treten bei Klopstock erst in den spätern Jahren hervor, und wahrscheinlich zum Theil in Folge äußerer Anstöße. Ein gewisser Thaten- und Freiheitsdrang war seit dem siebenjährigen Kriege in Deutschland erwacht***). Unter dem Einflusse dieses

*) S. die Ode „An den Kaiser" (1781), wo es heißt:

„Du rufst den Priester wieder zur Jüngerschaft
Des großen Meisters, machest zum Unterthan
Den jochbeladnen Landmann, und zum
Menschen den Juden . . . . . ."

**) Vergl. oben S. 24, 25, 27, 49 ff.

***) Diesen Einfluß des siebenjährigen Krieges auf die Zeitstimmung hat sehr gut Goethe in „Dichtung und Wahrheit" geschildert („Werke", 26. Bd., S. 142). Vergl. dieses Werkes 1. Bd. S. 111.

erregteren Gefühls gewannen Ideen wie die Rousseau's vom Gesellschaftsvertrage leichter als zuvor Eingang und Anklang. Vor Allem jedoch war es das praktische Beispiel der für ihre Unabhängigkeit kämpfenden nordamerikanischen Colonien Englands, was bei allen civilisirten Völkern Europas den stärksten Eindruck hervorbrachte und den Grundsätzen des Vernunftrechts, deren beredte Vertheidigung vor dem englischen Parlamente ein Mann von so ächt bürgerlich-republikanischem Gepräge, wie Franklin, führte, rasch die allgemeinste Zustimmung und Anerkennung verschaffte.

Diese letztern Eindrücke zumal mögen in dem durch einen lebhaften Handelsverkehr mit Nordamerika eng verbundenen, ohnehin seiner eigenen Verfassung nach republikanischen Hamburg, wo damals Klopstock lebte, sich wesentlich fühlbar gemacht haben. Wir irren schwerlich, wenn wir Einflüsse solcher Art in Klopstock'schen Oden aus jener Zeit zu finden glauben, so in der „Weissagung" (1773), wo der Dichter frohlockend ausruft: „Ein Jahrhundert nur noch, so sinkt dein Joch, o Deutschland, so herrscht das Vernunftrecht vor dem Schwertrecht"; ferner in dem „Fürstenlob", wo er sich selbst wegen des Lobes, das er den besseren Fürsten seiner Zeit gezollt, entschuldigt und dasselbe durch um so härteren Tadel der übrigen quitt zu machen sucht *). Daß ebendamals bei Klopstock republikanische mit monarchischen Stimmungen, der Trieb der Unabhängigkeit mit der Hinneigung zu solchen vornehmeren Kreisen, die seinen Ideen huldigten, im Kampfe lagen, darauf scheint u. A. auch des Dichters Verhalten zu dem Hofe in Carlsruhe hinzudeuten, den er auf die Einladung des Markgrafen 1774 besuchte, aber nach kaum Jahresfrist in schroffer, fast einer Flucht ähnlicher Wiederabreise verließ **).

*) Es finden sich dort Bezeichnungen wie: „lüstende Schwelger", „eingewebte Fliegen", „Eroberer", „Tyrannen ohne Schwert", „Gottesleugner", „Halbmenschen, die sich in vollem dummen Ernst für höhere Wesen halten, als uns", — ja selbst „Kakerlaken und Orang-Utange."

**) Der wahre Grund dieser plötzlichen Abreise ist noch immer nicht ermittelt. Daß Klopstock sich verletzt gefühlt habe, weil er an der Marschalltafel habe speisen müssen, ist zwar behauptet, aber neuerdings von Strauß („Klopstock und der Markgraf C. Fr. von B.", in Sybels „Histor. Zeitschrift", 2. Heft) durch den Nachweis widerlegt worden, daß Klopstock an der Marschallstafel vom Anfange an (mit den Herren vom Hof) gespeist und keinerlei Empfindlichkeit darüber geäußert habe. — Er ging von C. ohne Abschied fort. Doch gedachte er auch später des Mark-

Ungleich stärker noch, als die nordamerikanische, wirkte auf Klopstock die französische Revolution. Schon ihr Vorbote, — die Generalstände von 1788, „der kühne Reichstag Galliens," — erschien ihm wie der „Morgenschauer" eines neuen, schöneren Tages der Freiheit und der Eintracht aller Völker. Die einst von ihm gehaßten „Franken" wurden ihm jetzt zu „Brüdern" *), ihre Erhebung zu der „edelsten That des Jahrhunderts" **). Mit Genugthuung sah er im Geiste schlechte Fürsten vor dem Schreckensgespenst der Freiheit erbleichen ***); mit Jubel begrüßte er den Ausspruch der französischen Nationalversammlung, daß das befreite Frankreich keine Eroberungskriege führen werde, und träumte schon den Krieg auf immer verbannt durch die Verbrüderung aller freigewordenen Nationen. Sein einziger Schmerz war, daß nicht Deutschland es sei, welches dem übrigen Europa mit so strahlendem Beispiel vorangegangen, daß das Mutterland der Kirchenreformation nicht auch die Wiege der politischen Freiheit geworden. Nur halb tröstete ihn darüber der Gedanke, daß, „wenn nicht Deutschland der beschornen Despoten Joch einst zerbrach, das der gekrönten jetzt nicht zerbrochen sein würde†)." Der Coalition von Pillnitz zürnte

---

grafen immer mit Verehrung als eines Fürsten, „der sich nicht ein höheres Wesen dünkt, wie die meisten Fürsten." In der oben erwähnten Ode „Fürstenlob" sagt er mit Bezug auf die „Vergötterer" der Fürsten (auch der schlechten): „Sie haben gemacht, ... daß ich mit zitternder Hand die Saite rühren werde von Badens Friedrich." — Ein auffallender Zug von Klopstock (der sonst so viel auf seine Würde hielt) ist der, daß er lange nachher, 1802 (kurz vor seinem Tode), noch einmal an den Markgrafen schrieb und ihm klagte: er könne seinen Arzt, der ihn täglich besuche, nicht so, wie er möchte, honoriren, worauf der Markgraf ihm 10 Louisd'ors sandte, die Klopstock bestens annahm (Strauß a. a. O.).

*) . . . . .
„Verzeihet, Franken (Name der Brüder ist
Der edle Name), daß ich den Deutschen einst
Zurufte, Das zu flieh'n, warum ich
Ihnen itzt flehe, Euch nachzuahmen."
„. . . Gallien krönet sich
Mit einem Bürgerkranze, wie keiner war!" . . .

**) In der Ode „Kennt Euch selbst"! (1789).

***) In der Ode „Der Fürst und sein Kebsweib" (1789).

†) S. die Ode „Sie und nicht wir" (1790).

er, daß sie „das gepeinigte Volk“, das sich selbst befreit habe, zwingen wolle, „von Neuem Wilden dienstbar zu sein,“ daß sie den Krieg wieder heraufbeschwöre, in welchem „vergötzten Herrschern Menschenopfer gebracht werden.“ Er warnt die Fürsten vor dieses „neugestalteten Krieges nie versuchtem, schrecklichem Spiel,“ er weist sie hin auf „die Asche“, die schon in ihren Ländern entglühe, und mahnt sie, „nicht die Höflinge und die mit Verdienst Gebornen“ zu fragen, sondern „die Gemeinen des Heeres, deren Blut auch Wasser nicht ist;“ um von ihnen zu erfahren, „was in der Asche sie sehn“*).

Die Freiheitsbeschränkungen, welche deutsche Regierungen, um ihre Völker vor der Ansteckung durch die Ideen der französischen Revolution zu bewahren, in ihren Ländern aufrichteten, erregten als ohnmächtig seinen Spott, und mit Freuden ergriff er die Gelegenheit, dem Enkel seines verehrten königlichen Gönners, dem Kronprinz-Regenten Friedrich von Dänemark, verdientes Lob dafür zu spenden, daß er, „von der Botschaft des Kaisers unverleitet, sein Gesetz auf der goldenen Tafel stehen ließ“, das Gesetz, nach welchem „die edle Kunst“ Guttenbergs dort „nie königlich' Fesselgeklirr hört“**).

In diese jugendlich glühende Begeisterung, welche den greisen Klopstock von einem neuen Völkerfrühling, der von Frankreich ausgehen sollte, träumen ließ, fiel wie ein ertödtender Nachtfrost der Umschlag der dortigen Bewegung in Terrorismus, Tyrannei der Clubs, Pöbelherrschaft und alle die wilden Greuel, die daraus folgten. War seine ganze Seele zuvor hoch aufgeflammt in Entzückungen der Freude und Hoffnung, so flammte sie jetzt noch höher auf vor Entrüstung über die furchtbare Enttäuschung, über die im Namen der Freiheit an der Freiheit selbst verübten Frevel. Unermüdlich schleuderte er Ode auf Ode gegen die Zerstörer seiner Ideale — bald voll heiligen Zornes oder bittern Spottes, bald voll tiefster Wehmuth***). Und so sehr nahm dieses eine

---

*) S. die Ode „Der Freiheitskrieg“ (1792).

**) S. die Ode „Friedrich, Kronprinz von Dänemark.“

***) Hierher gehören die Oden „Die Jacobiner“ (1792), „Die Erscheinung“, „An la Rochefoucaulds Schatten“, „Das Wort der Deutschen“, „Mein Irrthum“ („Ach, des goldnen Traumes Wonn' ist dahin, ... und ein Kummer, wie verschmähter Liebe, kümmert mein Herz“), „Der Eroberungskrieg“, „Die beiden Gräber“ (Larochefoucaulds und der Charl. Corday), „Die Verwandlung“, „Die Denkzeiten“,

Gefühl seine ganze Seele ein, daß es fast in allen seinen Gedichten aus dieser Zeit*), auch den ihrem Stoffe nach völlig unpolitischen, anklingt, und daß der Dichter selbst nur mit Mühe sich des trostlosen Schicksals zu erwehren vermochte, ein Menschenfeind zu werden**).

Klopstocks culturgeschichtlicher Einfluß und dessen Nachwirkungen in der Literatur und im Leben des deutschen Volkes.

So hatte Klopstock alle Saiten des menschlichen Empfindens in seinen Dichtungen widerklingen lassen. Himmel und Erde, Natur und Geschichte, die Verhältnisse des Einzellebens und die Geschicke der Nationen hatten in seinem Geiste sich berührt und verschlungen. Das Fernste, wie das Nächste, das Größte, wie das Kleinste hatte er mit der gleichen Hingebung umfaßt, hatte in Alles, was er ergriff, sein ganzes vollstes Empfinden hineingelegt. Das war's, was ihn hoch über seine Vorgänger auf dem gleichen Pfade, die Gellerts, Gleims u. A., erhob, denn diese hatten nur einzelne Saiten des menschlichen Lebens berührt, andere geflissentlich von sich fern gehalten; das war's, was ihn durch eine breite Kluft von den Dichtern der kalten Convenienz, der äußerlichen Berechnung oder Nachahmung schied, nicht blos von den Hofpoeten, sondern auch von Gottsched und seiner Genossenschaft, welche immer nur für den Geschmack, nie für das Gemüth gedichtet, immer nur die kunstmäßigen Töne des Zierlichen, Witzigen oder Pathetischen, nie die vollen Accorde tiefinnersten Empfindens angeschlagen hatten.

In jener Weite seiner Weltanschauung und in dieser Tiefe seiner Empfindung liegt das Geheimniß der bedeutenden Wirkungen, die Klopstock auf seine Zeitgenossen hervorbrachte. Der gewaltige Anlauf, den er nahm, riß diese unwiderstehlich mit sich fort: sie folgten ihm, wie einem Seher, der sie in das Allerheiligste der Gottheit, in die verschlossenen Tiefen der Natur, auf die Höhen der Völker- und Menschengeschichte führen, ihnen dort nie geahnte Geheimnisse offenbaren würde. Die helleren Köpfe freilich merkten bald, daß dieser Anlauf, weil ihm die rechte ausdauernde Kraft gebrach, nirgends an das vorgesteckte Ziel gelangte, vielmehr auf halbem Wege ermattet stehen blieb, daß dem küh-

---

„Der Belohnte", „Das Neue" („Lebe die Klubbergmunicipalguillotinoligokratierepublik!"...) — sämmtlich 1793 —; „Hermann und Walhalla", „Die Trümmer", „Das Denkmal", „Die Mutter und die Tochter" (1794), „Das Versprechen", „Nantes", „Zwei Nordamerikaner", „Die Vergeltung" (1795).

*) Z. B. den Oden „Der Schooßhund", „Erinnerungen", „Die Wiederkehr."

**) S. die Ode „Der Sieger" (1795).

nen Wollen selten das entsprechende Können nachfolgte. Daher die eigenthümliche Erscheinung, daß die Dichtungen Klopstocks, zum Theil schon während seines Lebens, vollends aber in der Folgezeit, und je länger, je mehr, zwar von Vielen im Großen und Ganzen angestaunt, aber von Wenigen im Einzelnen mit wirklicher Befriedigung und bis zu Ende gelesen wurden*).

Wie Klopstock als Jüngling mit einem einzigen kühnen Aufschwunge sogleich das höchste Ideal erflogen hatte, freilich nur ein Ideal des Gefühls, welchem mit der gestaltenden Phantasie näher zu kommen, oder welches der sinnlichen Anschauung näher zu bringen ihm niemals recht gelingen wollte, so behielten alle seine Dichtungen, und so behielt sein ganzes Leben das Ahnungsvolle, in die Weite Hinausstrebende, freilich aber auch das Ueberschwengliche und Unfertige der Jugend bei, die so gern den Willen für die That, den Trieb nach einem Unbestimmten für eine vollgültige Gewähr der Erreichung des Höchsten nimmt. Aber gerade damit traf er eine Hauptrichtung seiner Zeit, die er ebensowohl förderte, als er von ihr gefördert ward, jener Zeit, die, von den Banden des kalten Autoritätsglaubens, der steifen Gelehrtheit, der nüchternen Convenienz befreit, dem Jüngling glich, der, zum ersten Mal ins volle Leben hinaustretend, in überströmender Kraftfülle und Erschlossenheit seines innersten Wesens Alles sich möglich glaubt, mit seiner Empfindung die ganze Welt umspannen, beherrschen, verjüngen zu können wähnt.

Die Empfindsamkeit feierte in Klopstock und seiner Poesie ihren höchsten Triumph. Bei Gellert und Gleim war sie nur erst ein kleines und schwaches Wässerchen, das sich zwischen den Klippen der Wirklichkeit mühsam hindurchwand, bisweilen wohl diese verdeckend und ihre Rauhheit mildernd, aber doch immer nur im engbegrenzten Bett bescheiden dahinschleichend: bei Klopstock ward sie zum brausenden Strom, der mit gewaltigem Wogendrange alle Schranken und Hemmnisse auf seinem Wege hinwegschwemmte oder überflutete.

---

*) Bekannt ist Lessings Epigramm:

„Wohl Jedermann wird Klopstock loben;
Doch wird ihn Jeder lesen? — nein!
Wir wollen weniger erhoben
Und fleißiger gelesen sein."

Auf die Thatsache, daß fast alle neueren Kritiker Klopstocks denselben zwar im Allgemeinen, so zu sagen in Bausch und Bogen, loben, im Einzelnen aber nur Weniges von ihm recht gelten lassen, hat schon Loebell a. a. O. aufmerksam gemacht.

Der unendliche Drang innerlichen Empfindens, den Klopstock entfesselt hatte, schien gleichsam das kleine Ich des einzelnen Menschen zu dem großen der Menschheit, des All, der Gottheit selbst erweitern zu wollen. Man begnügte sich nicht mehr, wie in den Gellertschen und den Gleimschen Kreisen, seine nächste Umgebung mit zärtlichen oder menschenfreundlichen Gefühlen zu umfassen, — man wollte die ganze Welt mit allen ihren belebten und leblosen Geschöpfen an das nach Mitgefühl, nach Befriedigung dürstende Herz schließen; man wollte die Schranken durchbrechen, die den Einzelnen in den engen Kreis seiner Einzelexistenz einschließen; man fühlte eine unnennbare Sehnsucht in die Weite hinaus, nach einem Etwas, von dem man selbst keinen klaren Begriff, nur eine dunkle Ahnung hatte. Diese Sehnsucht äußerte sich unter den verschiedensten Formen: als schwärmerische Freundschaft oder Liebe, als hinschmelzende Naturandacht, als religiöse Verzückung, als wilde Begeisterung für Vaterland und Freiheit, als dunkler Drang nach Veredlung der Menschheit oder als Schmerz um eine verlorene paradiesische Unschuldswelt. Immer aber war es derselbe Grundton: eine hocherregte Empfindung, ein niegestilltes Streben und Sehnen nach einem Unerreichbaren, welches man herbeiziehen, in welchem man sich gleichsam auflösen wollte, ein Nichtbefriedigtsein durch die umgebende Wirklichkeit.

Alle diese verschiedenen Richtungen der durch Klopstock aufs Höchste gesteigerten Empfindsamkeit fanden mehr oder weniger entsprechendn Ausdruck in der Literatur. Was Klopstock in sich vereinigt hatte, das sah man nach ihm zerstreut in einer Mannigfaltigkeit dichterischer Erscheinungen, auch wohl, wie dies zu gehen pflegt, nach der einen oder anderen Seite hin zum Extrem verzerrt. Klopstocks erhabene, aber etwas unbestimmte und schwermüthige Naturempfindung gab, indem sie mit geistesverwandten Richtungen englischer Dichter, z. B. den Nachtgedanken Youngs, zu einer einzigen Strömung verschmolz, den Anstoß zu einer Reihe trübsinniger Dichtungen, wie die „Einsamkeit" von Cronegk (1757), die „Gräber" von v. Creuz (1760) u. A.*). Die Idyllenpoesie der Geßner, Schmidt, Müller**), die sich aus der ver-

*) Literaturbriefe 11. Bd. S. 60. Vgl. Hettner a. a. O., 3. Theil, 2. Buch, Seite 453.

**) Mit Gervinus und Gelzer (gegen Hettner, der ihn vor Klopstock stellt) glaube ich in Geßner Klopstocksche Einflüsse zu erkennen. In seinem „Tod Abels" ist dies

derbten Gegenwart hinweg in eine Welt der Unschuld und Einfalt, in die Zeiten arkadischer Schäfer oder in die paradiesischen Uranfänge der Menschheit flüchtete, huldigte gleichfalls jenem schwärmerischen Zuge, den zwar schon Thomson angeschlagen, Kleist nachgeahmt, dem aber doch erst Klopstock die rechte Weihe gegeben hatte. Die poetische Verherrlichung der heiligen Geschichte, wie sie Klopstock zuerst im „Messias," später in seinen biblischen Dramen unternommen, fand ihre Nachahmung in Bodmers „Noachide" (1749 ff.) und Geßners „Tod Abels" (1758). Klopstocks tutoneske Patriotismus, an sich schon etwas vag und gestaltlos, ward vollends ins Nebelhafte verflüchtigt oder zur leeren Maske ausgehöhlt von einer Schaar von „Barden", die mit hochklingenden Phrasen von Deutschthum und Heldenthum um sich warfen, und das meist um so ausschweifender, je weniger sie nach Landes- und Berufsart dazu angethan schienen, das Eine oder das Andere wirklich zu empfinden, wie die österreichischen Jesuiten Denis und Mastalier, oder der kursächsische Gerichtsactuar Kretschmann*). Klopstocks feurige Freiheitsliebe, seine warme Begeisterung für Menschenwürde und Völkerglück, sein

ganz entschieden der Fall. Ebenso erinnert des sogenannten Maler Müllers Idylle „Adams erstes Erwachen" (1778) an Klopstocks biblisches Drama „Adam."

*) Schon die Titel der einzelnen Gesänge verrathen das Unnatürliche, Gemachte, Weithergeholte dieser Bardendichtung. So enthalten die „Lieder Sineds des Barden," von Denis (1773), unter Anderm folgende einzelne Gedichte: „An Ossians Geist" (eine ganze Reihe nordischer Stoffe in Ossianischer Manier), dazwischen Lobgesänge auf Maria Theresia und auf Joseph II., dann wieder: „An den Oberdruiden an der Ruhr", „An den obersten der Barden Teuts" (Klopstock), „An den Bardenführer der Brennenheere" (Gleim), „An den Oberbarden der Pleiße" (Weiße!) ꝛc. Er und ein anderer Oesterreicher, Mastalier, schienen mit Gleims Siegesliedern auf Friedrich II. wetteifern zu wollen, und besangen daher den Kaiser Joseph, Laudon ꝛc. in der pathetischen Klopstockschen Manier, in antiken Versmaßen. Daß sie daneben ihre Landsleute mit der norddeutschen Literatur, besonders Klopstock, Gellert ꝛc., bekannt machten, ist ein Verdienst, das ihnen nicht geschmälert werden soll. Der Sachse Kretschmann sang Bardenlieder unter dem Namen „Rhingulf." Im Göttinger Musenalmanach von 1773 „steht er mit der Goldsichel unter dem heiligen Eichenstamm und ertheilt als ein alter Barde dem neuen Ankömmling Telynhard die Weihe." Er feierte in „Rhingulfs Sang" Hermanns Sieg über Varus, und betrauerte in „Rhingulfs Klage" Hermanns Tod. Daneben dichtete er auch leichtfertige Sachen in der Weise der Anakreontiker. Goethe hat das Unwahre, Hohle dieser ganzen Bardenpoesie mit treffender Satire gerügt in einem Brief an Friederike Oeser, aus Frankfurt a. M. v. 13. Febr. 1769 („Goethe's Briefe an Leipziger Freunde," herausgegeben von O. Jahn, S. 155). Er sagt dort u. A.: „Nichts als ein ewiges Gedonnere

glühender Haß der Tyrannei und der Unterdrückung eines Theils der Menschheit durch den andern entflammte unter dem mitwirkenden Einfluß des mächtigen Rückschlages, den der Freiheitskampf der amerikanischen Colonien gegen ihr Mutterland auf das altersschwache Europa übte, ein jüngeres Geschlecht zu Gefühlserregungen, die sich um so leidenschaftlicher und unbändiger gebehrdeten, je weniger sie ein bestimmtes Ziel sowohl ihrer Liebe als ihres Hasses hatten, so bei jenen hochgeborenen Grafen Stolberg, von denen namentlich der ältere, Fritz, als Jüngling im Tyrannenblut förmlich schwelgte, aber schnell ernüchtert ward, als der Freiheitsdrang, den er zuvor verherrlicht, in der französischen Revolution greifbare Gestalt annahm*). Ins Wildungeheuerliche malte die Schrecken des Despotismus mit wahrhaft wollüstiger Phantasie der Verfasser des „Ugolino,“ Gerstenberg. Nur da, wo der Haß der Unterdrücker und das Gefühl für Menschenwürde auch im Niedern aus selbsterlebten und selbstempfundenen Zuständen entsprang, wie bei Bürger, Voß, Claudius, die durch Geburt und Lebensstellung dem Volke angehörten, und bei den Opfern eines fürstlichen Despotis-

---

der Schlacht, die Gluth, die im Muth aus den Augen blitzt, der goldene Huf mit Blut bespritzt, der Helm mit dem Federbusch, der Speer, ein paar Dutzend ungeheure Hyperbeln, ein ewiges Ho! Ah! . . . Lärm und Geschrei, statt dem Pathos, das thuts nicht. Flittergold und das ist Alles.“ In den „Frankfurter Anzeigen“, wo er dieselbe auch kritisirte, nahm er, wie es scheint, mehr Rücksichten („Werke“, 33. Bd. S. 71).

*) Das Stärkste in dieser Gattung ist Fritz Stolbergs „Freiheitsgesang aus dem 20. Jahrhundert“ (charakteristisch schon durch diese Verlegung der Scene aus der Gegenwart in eine ferne und ungewisse Zukunft), worin die Verse:

„Wir sehen dich einst, rauschender Strom,
Mitten im fliegenden Laufe gehemmt.
Bebend und bleich, wehend das Haar,
Stürzte der Tyrannen Flucht sich in deine wilden Wellen.
In die felsenwälzenden Wellen stürzten sich die Freien nach.
Sanfter rollten deine Wellen,
Der Tyrannen Rosse Blut, der Tyrannen Knechte Blut,
Der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut, der Tyrannen Blut
Färbte deine blauen Wellen, deine felsenwälzenden Wellen!“

Auch das Gedicht „Die Freiheit“ schäumt und braust hoch auf von — Phrasen, wie z. B.

„Nur Freiheitsschwert ist Schwert für das Vaterland,
Wer Freiheitsschwert hebt, flammt durch das Schlachtgewühl
Wie Blitz des Nachtsturms! Stürzt Paläste!
Stürze, Tyrann, dem Verderben Gottes!

mus, einem Schubart und einem Schiller, verkörperte sich die Klopstockſche Idealität zu wirklich poetiſcher Lebenswahrheit und innerer Wärme*).

Nicht minder als der heroiſch-feurige wirkte der zärtlich-elegiſche Pol der Klopſtockſchen Empfindſamkeit zündend auf die empfänglichen Gemüther eines dichteriſchen Nachwuchſes. Wir erkennen dieſen Einfluß, zum Theil auch ins Ueberſchwengliche geſteigert, in den lyriſchen Gedichten von Hölty und Salis, ſpäter von Matthiſſon, in Millers „Siegwart" und in einer Fluth von Nachahmungen dieſes Romans wieder**). Selbſt Goethe's „Werther" kann die Spuren einer ſolchen Nachwirkung, wenn auch gemildert durch andere literariſche Eindrücke und durch den ſelbſtſchöpferiſchen Geiſt des jüngeren Dichters, ebenſowenig verleugnen, wie der „Götz" die nachzitternde Bewegung jener unge-

---

O Namen, Namen, feſtlich wie Siegesklang:
Tell, Hermann, Klopſtock, Brutus, Timoleon!
O Ihr, wem freie Seele Gott gab,
Flammend ins eherne Herz gegraben."

*) Wie ganz anders, als jene Stolberg'ſchen Phraſen, klingt auf dieſem Gebiete Selbſterlebtes wider aus Schubarts „Fürſtengruft", „Klaglied", „Der Gefangene" ꝛc.! Ein Nachklang, halb von jenem Klopſtock-Stolbergſchen allgemeinen Freiheitsdrange, halb von Erfahrungen, dieſen Schubartſchen wenigſtens ähnlich, iſt die bekannte Deviſe auf dem Titel der erſten Ausgabe der Schillerſchen Räuber: In tyrannos! Von Bürger kommen hier namentlich die Balladen in Betracht, in denen er den Uebermuth, die Verachtung bürgerlicher Moral und bürgerlicher Ehre und Aehnliches ſchildert, wie: „Der wilde Jäger", „Des Pfarrers Tochter von Taubenheim" ꝛc.; von Voß z. B. die Gedichte auf die Frohndienſte; von Claudius jene moraliſch-idylliſche Schilderung eines guten Gutsherrn unter ſeinen Dienſtpflichtigen u. A. m. — Schubart machte förmlich Propaganda für Klopſtock, indem er in Augsburg, Ulm und andern ſüddeutſchen Städten den Meſſias öffentlich vorlas.

**) In Millers „Siegwart, eine Kloſtergeſchichte" kommen z. B. folgende Stellen vor: „Siegwart ſank in Mariannens Arm und weinte. Eine Stunde lang konnte er nichts als ſeufzen . . . Ihr Geſicht zeigte eine Wehmuth, die über Thränen erhaben war. Seine Bruſt war geſpannt und konnte kaum den Seufzer zurückhalten. Er ſang mit ihr ein Duett. Ihre Stimmen waren wie das Liſpeln der Liebe, ſtiegen mit einander in den Himmel und wieder in das Grab herab und klagten . . . Bei einem Triller ſah ſie unſern Siegwart ſo ſchmachtend und beweglich an, daß ihm Thränen in die Augen ſchoſſen und ſein Herz im ſeligſten Gefühl ſchwamm. . . . Sie ſahen ſich oft lang an, ſchlugen die Augen nieder, ſeufzten und lächelten dann einander halb wehmüthig zu. Dann blickten ſie zum Mond auf, betrachteten jedes Wölkchen, jeden hellen Stern" u. ſ. w.

duldig freiheitlich erregten Stimmung, welche durch den siebenjährigen Krieg im deutschen Volke entstand und deren nächste poetische Frucht Klopstocks vaterländische Dichtungen waren*).

Aber nicht blos in einzelnen Dichtungen, in der ganzen Stimmung des Zeitalters prägte sich die von Klopstock ausgegangene Richtung des Gefühlslebens aus. Alle Welt wollte denken und empfinden wie der Dichter des Messias. Die Einen, die Zärtlicheren, schmolzen hin in Freundschaft und Liebe, in Verzückungen über die Schönheit der Natur oder in einer unbestimmten Sehnsucht in die Ferne. Die Anderen, die Heroischeren, erhitzten sich für ein oftmals sehr unklares Ideal von Freiheit, Völkerglück, Menschenveredlung. Die am meisten Begeisterten glaubten von Klopstocks Apostel- und Prophetenthum Etwas in sich zu spüren, und indem sie an Ueberschwenglichkeit den Meister selbst zu überbieten suchten, verloren sie sich mit ihren schwärmerischen Empfindungen gänzlich in den überirdischen Regionen und blickten vornehm verachtend auf die Weltlichgesinnten herab, welche ihrerseits sie als „Seraphiker" verlachten**).

Solche Stimmungen waren natürlich dort am Stärksten, wo eine wirklich dichterische Hervorbringung, wenn auch oftmals nur unbedeutender Art, damit Hand in Hand ging. Wie Klopstock die Hoheit des geheiligten und auserwählten Sängers des Messias auch in die gewöhnlichen Beziehungen der Alltäglichkeit mit hinübergenommen hatte (auch schon nicht immer ganz ohne Affectation), so meinten seine Jünger eine gewisse hohepriesterliche Würde in keiner Lage des Lebens ablegen zu dürfen. Sie trieben mit ihrem eigenen Denken, Empfinden und Thun gleichsam einen fortwährenden Kultus; für sie war die Poesie nicht der Reflex eines Erlebten, sondern der ganze volle Inhalt des Lebens selbst***). Sie bildeten sich alles Ernstes ein, in ihrem poetisch ge-

*) Man vergleiche das, was Goethe in „Wahrheit und Dichtung" selbst über diese Beziehungen seines Götz zu dem siebenjährigen Kriege sagt, mit dem, was oben S. 160 über den Einfluß des letzteren auf Klopstocks patriotische Dichtung bemerkt ist.

**) In dem Briefwechsel Gleims mit seinen Freunden wird über die Anmaßungen der „Seraphiker" geklagt, welche die „Anakreontiker" geringschätzten. Mit Klopstock selbst standen bekanntlich Gleim und mehrere seines Kreises ganz gut.

***) Ganz richtig bemerkt Gelzer a. a. O., S. 228: „Diese Jünglinge betrachteten ihre Poesie als eine That, als das sittliche Werk der Neubelebung des

stimmten, empfindsamen Ich den Talisman zu besitzen, womit sie die Natur und die Geisteswelt erschließen, die kranke Menschheit an Haupt und Gliedern heilen, der Weltgeschichte ihre Bahnen vorzeichnen könnten. Das gab denn zwar manche wirklich begeisterungsvolle, veredelnde und reinigende Erhebung der für alles Schöne, Gute und Hohe glühenden jugendlichen Gemüther, aber auch manche krankhafte Aufblähung und Ueberspannung, der keinerlei ebenbürtige That, weder eine poetische, noch sonst eine, vielmehr oft genug ein nur zu jäher Herabsturz in Trivialität, wo nicht Gemeinheit folgte, im besten Falle eine übertriebene Einbildung sowohl von dem eigenen Können, als von dem Werthe der Poesie in ihrer Stellung zu den realen Mächten des Lebens.

So ging es mit Einzelnen, so mit ganzen Kreisen, z. B. dem Göttinger Dichter- oder Hainbund, wo man förmliche Orgien der poetischen Verzückung, der Freundschafts- und Naturschwärmerei, des Tugend- und Freiheitsrausches beging, ohne daß doch diesem Ueberschwange der Empfindungen und des Geredes davon eine rechte Bethätigung durch Handlungen oder auch nur durch poetische Hervorbringungen von bedeutendem Gehalt entsprochen hätte*).

Nationalgeistes. Wie ihnen die Poesie als Lebensaufgabe, als Hebel ihrer Bestrebungen galt, so ward ihr eigenes Leben oft nur das Material ihrer Poesie."

*) Hier nur einige Züge zu dem oben angedeuteten Bilde! Voß schreibt an Brückner den 2. Sept. 1772 („Briefe von J. H. Voß"): „Wir gingen noch des Abends nach einen nahegelegenen Dorfe. Der Abend war heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz der Empfindung der schönen Natur . . Wir fanden einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unseres Bundes an, und versprachen uns eine ewige Freundschaft". Das Bundesgelübde hieß: „Religion, Tugend, Empfindung!" . . Es kann nicht anders sein, der Bund muß einmal Deutschlands Vortheil stiften — mit dem Eifer, der all seine Glieder beseelt" . . „Keine Seligkeit übertrifft die, welche man in der Umarmung eines Freundes findet, in der wechselsweisen Ermunterung zu großen Thaten und in dem Bewußtsein, daß man seiner Rechtschaffenheit wegen geliebt wird." — Es folgt die Beschreibung der Feier von Klopstocks Geburtstag. „Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopf, von Deutschland, von Tugendgesang; du kannst denken, wie!" Später heißt es: „Klopstock will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Goethe, Schönborn, und einige andere, die deutsch sind, ein-

Durch diese übertriebene Hegung und Schätzung des individuellsten Gefühlslebens und seiner Erregungen ward aber nicht allein das rechte Gleichmaß der inneren Welt des Menschen mit der äußeren gestört, sondern es ward auch ein Umschlag dieses Gefühlslebens selbst fast mit Nothwendigkeit hervorgerufen, der, wie wir bald sehen werden, zu noch weit bedenklicheren Verirrungen führte.

---

laden, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sclaverei aufzuhalten suchen. — Gott wird uns helfen, denn Freiheit und Tugend sind unsere Losung." Den Abschied der Grafen Stolberg von den Bundesbrüdern beschreibt Voß mit all der Ueberspanntheit, womit derselbe begangen worden. „Der Nachmittag und Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich; Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an . . Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich, er wollte heiter sein und jede Miene war Melancholie . . . . Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen; wir wählten Millers Abschiedslied. Hier war nun alle Verstellung vergebens, die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus . . Jetzt schlug es drei. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen und sangen von Neuem das Abschiedslied und sangen's mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. Nach einer fürchterlichen Stille stand Claußnitz (der Hofmeister der Stolberge) auf: nun, meine Kinder, ist es Zeit! Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich that. Miller rief den Grafen ans Fenster und zeigte ihm einen Stern . . Wie mich Claußnitz losließ, waren die Grafen fort. Es war die schrecklichste Nacht, die ich je erlebt habe." — Wie Einzelne aus diesem Kreise sich auch noch später in einem genial und naturwüchsig sein sollenden, in der That aber nur ungebärdigen und gegen die hergebrachte Sitte verstoßenden burschikos-excentrischen Wesen gefielen, ist aus Goethe's Erlebnissen mit den Stolbergs (auf ihrer gemeinsamen Reise in die Schweiz und schon zuvor in Goethe's Aelternhause zu Frankfurt) zu ersehen, die Goethe mit treffender Würdigung dieses unnatürlichen und unschönen Gebahrens schildert („Werke" 48. Bd. S. 90 ff.).

Zweiter Abschnitt.

Umschlag der Empfindsamkeit. Der Epikureismus als Doctrin. Chr. M. Wieland.

Innerer Widerspruch der Empfindsamkeitspoesie.

Durch die Dichter der Empfindsamkeit war nicht blos die Poesie, sondern das ganze Leben, besonders das sittliche Leben des deutschen Volkes in völlig neue Bahnen gelenkt worden. Schon die Wolfsche Philosophie hatte den Menschen von den Fesseln des äußerlichen Moralgesetzes und der Convenienz befreit; allein sie hatte ihm statt dessen die Vernunft zur Wächterin gegeben, die Repräsentantin des höheren, geistigen Theils im Menschen. Die Dichter der Empfindsamkeit dagegen hatten der Vernunft mit ihren kalten, nüchternen Ueberlegungen dieses Amt abgenommen und es dem Herzen oder dem Gefühl mit seinem vollen, warmen Pulsschlage übertragen. Dieser Unterschied war so lange von keiner wesentlichen Bedeutung, als die neue Lebensführung in dem gleichen Geiste, wie die frühere, geübt wurde. Dies war bisher der Fall gewesen. Gellert mit seinem „guten, empfindlichen Herzen“ war ein so strenger Tugendwächter und hatte so ideale Begriffe von der Bestimmung des Menschen, wie nur immer Wolf oder ein anderer Philosoph. Gleim und seine Freunde dachten und handelten — trotz kleiner poetischer Leichtfertigkeiten, die sie sich erlaubten — sehr unschuldig und harmlos. Klopstock vollends hatte dem Gefühlsleben einen Aufschwung zum Höheren, Uebersinnlichen gegeben, welcher jede Besorgniß vor einem Mißbrauch der dem Menschen zugesprochenen sittlichen Freiheit weit hinwegscheuchte. Allein wie nun, wenn dieses Gefühlsleben des Menschen einmal die entgegengesetzte Richtung einschlug, wenn es sich vom Uebersinnlichen zum Sinnlichen, wenn es sich, statt aufwärts, abwärts wendete? Und war dies so ganz unmöglich? Der Mensch ist nur halb Geist, halb Sinnenwesen, halb Engel, halb Thier. Bisher hatte man nur den Engel

im Menschen gesehen; wie nun, wenn auch das Thier sich zu regen und gegen den Engel zu rebelliren begann? In jener geheimnißvollen Tiefe des menschlichen Wesens, die wir Gefühl, Empfindung zu nennen pflegen, berühren sich Geist und Materie, Uebersinnliches und Sinnliches, Engel und Thier gerade am nächsten; von dort gerade gehen ebensowohl die heftigsten Leidenschaften, wie die erhabensten Regungen der Seele aus. So lange der Mensch einem äußeren Sittengesetze gehorchte, ward jede Nachgiebigkeit gegen die Versuchungen der sinnlichen Natur wie ein Verstoß gegen jenes Gesetz, wie ein Verbrechen angesehen und schlechthin verurtheilt. Auch als die Vernunft noch allein die Zügel führte, hielt sie die niedern Vermögen des Menschen und die daraus entspringenden Triebe, Begierden, Leidenschaften mit starker Hand tief unten an ihrem Thron gefesselt. Allein jetzt war die Selbstherrlichkeit des menschlichen Gefühls proclamirt, die Glut innerer Erregung war als der Stempel des Göttlichen im Menschen förmlich verherrlicht worden. Freilich bisher nur in ihren idealen Richtungen — als Freundschaft, höchstens als schmachtende, seufzende Liebe, als Freiheits-, Vaterlands- und Tugendbegeisterung. Aber auch von der sinnlichen Natur des Menschen und ihren Trieben strahlt eine innere Erregung, eine erhöhte Thätigkeit des ganzen menschlichen Organismus aus. Wie leicht war es hier, die Grenze zwischen der einen und der andern Richtung entweder zu verwischen oder zu überschreiten! Wie mochte man wohl immer unterscheiden, ob eine Regung innersten Empfindens eine übersinnliche, oder eine sinnliche, oder eine aus beiden gemischte sei? Und endlich, mit welchem Recht konnte man selbst die sinnlichen Erregungen verdammen oder auch nur geringachten, da sie doch aus derselben Quelle entspringen, wie die höchsten und feinsten übersinnlichen, nämlich aus eben jenem geheimnißvollen Doppelwesen, das wir Mensch, menschliches Ich nennen?

Beginnender Kampf des sinnlichen mit dem übersinnlichen Elemente in der Literatur.

So begann auf dem Boden des von der Empfindsamkeitspoesie entfesselten und in Schwingung versetzten Gefühlslebens ein Kampf, der sich zunächst zwar nur gegen die Uebertreibungen dieser Empfindsamkeit richtete, allein im weitern Verlauf viel größere Verhältnisse annahm und zu den eigenthümlichsten Erscheinungen in der Literatur wie im Leben des deutschen Volkes führte, Erscheinungen, wie sie kaum anderwärts in der gleichen Weise vorkommen. Zwar die sensualistische oder epikureische Richtung, d. h. die Richtung, welche die unbeschränkteste Berechtigung der sinnlichen Triebe des

Menschen verkündigt, war an sich nichts Neues, weder in der Literaturgeschichte überhaupt, noch in der deutschen insbesondere. Neu aber war, daß man dieser Richtung den Stempel einer gewissen poetischen oder philosophischen Nothwendigkeit aufzudrücken versuchte, daß man — wie eine geistreiche Französin, Frau von Staël, treffend gesagt hat — „den Epikureismus zu einer Doctrin machte" *). Bei anderen Völkern und zu anderen Zeiten auch in Deutschland hat sich wohl gleichfalls eine vorwiegend sensualistische Literatur unter den Einflüssen der herrschenden Sitte, des ansteckenden Beispiels der vornehmen Classen oder des Auslandes entwickelt, hat ihre Wirkungen, bisweilen sehr andauernde und sehr verderbliche Wirkungen, auf das Denken und Empfinden des Volkes geäußert; allein es ist uns nicht bekannt, daß dieselbe irgendwo anders das Ergebniß eines so tiefgehenden, so verwickelten und langwierigen Denkprozesses, so ernsthafter Kämpfe in dem Gemüthsleben der bedeutendsten Geister gewesen wäre, wie in dem Deutschland des vorigen Jahrhunderts. Der poetischen Abspiegelung dieser Kämpfe verdanken wir mehrere unserer reizendsten und unserer erhabensten Dichtungen: aber aus der gleichen Quelle sind auch eine Menge der unerfreulichsten Erscheinungen in der Literatur wie im Leben unseres Volkes geflossen.

Der Epikureismus als Doctrin.

Jedenfalls stehen wir hier vor einer Entwickelungsphase des geistigen Lebens in Deutschland, welche ein ungewöhnliches culturgeschichtliches Interesse darbietet, ein Interesse, das selbst da nicht fehlt, wo die eigentlich ästhetische Bedeutung der Geistesproducte, um welche es sich handelt, nach unserer heutigen Schätzung nur eine zweifelhafte ist. Dieses Letztere ist einigermaßen der Fall bei den meisten Werken des Schriftstellers, zu dem wir uns jetzt wenden, Christoph Martin Wieland, dessen Dichtungen als solche zum größern Theil unserem heutigen Geschmack wenig mehr zusagen, während gleichwohl seine literarische Gesammtwirkung von dem angedeuteten culturgeschichtlichen Gesichtspunkte aus eine eingehende Beachtung und Würdigung in hohem Grade verdient.

Wielands Anlagen und erste Jugend.

Christoph Martin Wieland (geboren 1733 in dem Dorfe Oberholzheim unweit der schwäbischen freien Reichs-

*) In ihrem Buche „de l'Allemagne," 1. Band, S. 216.

stadt Biberach) hatte, seiner eigenen Beschreibung nach*), von Hause aus etwas nervös Erregtes und Unstätes. Jene naturwüchsige Kraft und Gesundheit des Organismus, die wir an Klopstock bewundern, ging ihm völlig ab. Noch als zwanzigjähriger junger Mann, bei seinem Aufenthalt in Zürich, wagte er nur dem vollkommen ruhigen Spiegel des Sees sich anzuvertrauen, und nie in seinem Leben lernte er das Steuer führen. Er selbst schrieb diese krankhafte Reizbarkeit seines Wesens den Nachwehen der natürlichen Blattern zu, von denen er in frühester Kindheit besonders heftig befallen worden war. Außerdem behauptete er, von seiner Mutter — einer lebhaften und geistig beweglichen, aber etwas pietistisch erregten Natur — deren ängstliches, „imaginatives" Temperament geerbt zu haben. In seinem ganzen Wesen spielte die Einbildungskraft eine hervorragende Rolle, aber eine mehr empfängliche und vielseitig regsame, als stetig und selbstständig schaffende Einbildungskraft.

Die Erziehung, die er empfing, diente nur dazu, diese natürlichen Anlagen noch mehr zu entwickeln. Nicht, wie Klopstock, durfte er als Knabe in allseitiger Uebung seiner Kräfte und frischem, ungehemmtem Verkehr mit der Natur sich ausleben; vielmehr ward er schon als Kind unausgesetzt an die Stube gefesselt und empfing seine Geistesnahrung fast nur aus zweiter Hand, aus Büchern**).

Schon als dreijähriges Kind ward er zum Lernen angehalten. Sein Vater, ein Prediger aus der Schule H. A. Francke's, übersättigte ihn mit himmlischer Seelenspeise. Kaum daß der Knabe lesen konnte, mußte er Bibel und Gesangbuch fast auswendig lernen, mußte dem gestrengen Mentor Tag für Tag Stücke aus Scrivers „Seelenschatz" und

---

*) Für das Folgende sind hauptsächlich benutzt worden: „Wielands Leben," von Gruber (in Wielands „Sämmtlichen Werken," herausgegeben von Gruber); „Wieland, nach seiner Freunde und seinen eigenen Aeußerungen", von Prof. Böttiger in Erlangen (in Raumers „Historischem Taschenbuch", 1839, S. 361 ff.); die „Literarischen Zustände und Persönlichkeiten", von K. A. Böttiger; die „Ausgewählten Briefe Wielands an verschiedene Freunde", — sämmtlich Quellen, denen mehr oder weniger Wielands eigene Aeußerungen und Selbstschilderungen zu Grunde liegen.

**) Wie Böttiger in seinen „Literarischen Zuständen u. s. w.," 2. Bd. S. 218 erzählt, äußerte Wieland selbst einmal: „Ich war immer eine forcirte Treibhauspflanze. Von meinem 4. Jahre an saß ich s o (die Brust an die Schärfe des Tischrandes geklemmt). Wie ganz anders hat sich da Klopstock abzuhärten gewußt: kein Tag verging ihm ohne Gymnastik."

aus Rambachs „Passionsbetrachtungen“ mit ihren widerlich sinnlichen Schilderungen der Martern Jesu vorlesen. Auf der andern Seite aber spornte der Vater ihn zum Studium der alten Classiker so lebhaft an, daß der junge Wieland schon im 8. Jahre seinen Cornelius Nepos „mit den feurigsten Gefühlen“ las und schon im 13. Jahre Horaz und Virgil nicht blos den Worten, sondern dem Geiste nach verstand. Und, um die treibhausartige Frühreife des Knaben zu vollenden, spielte die vorzeitig erwachte Wißbegier und die Lust am Verbotenen demselben aus des Vaters Bibliothek Werke wie Schneiders „Philosophisches Lexicon“, die „Hypothesen der alten Philosophen über die Entstehung der Welt“ und Aehnliches in die Hand, Schriften, durch welche seine noch kindische Einbildungskraft nothwendigerweise mehr in Erregung versetzt und überreizt, als wahrhaft gekräftigt und naturgemäß entwickelt werden mußte.

Kein Wunder, wenn in dem so vielseitig angereizten Geiste des Knaben auch der dichterische Trieb sich frühzeitig regte. Bereits im 12. Jahre machte er Verse, und zwar, da der Vater ihm nicht gestattete, von der Lernzeit am Tage etwas abzudingen, in frühester Morgenstunde. Auch brachte er ganze Sommernächte im Freien zu, schwärmerischer Naturempfindung hingegeben. Die lehrhaften Naturbeschreibungen von Brockes reizten ihn zur Nachahmung, aber auch das rednerische Pathos Gottscheds imponirte ihm. Kaum dreizehn Jahre alt, wagte er sich an ein Heldengedicht im großen Style, die „Zerstörung Jerusalems“!

Wieland auf der Schule.

So vorgebildet und mit solcher Gemüthsstimmung kam Wieland in seinem 14. Jahre auf die Schule nach Klosterbergen bei Magdeburg. Diese Schule, eine Tochteranstalt des Frankeschen Waisenhauses zu Halle, verband, wie dieses, mit einem in manchem Betracht tüchtigen Unterricht, zumal in den alten Wissenschaften, eine ausgeprägt pietistische Richtung. Ihr damaliger Vorsteher, Abt Steinmetz, war als glühender Schwärmer bekannt*). Der junge Wieland „schwärmte anfangs mit“**); allein zugleich arbeitete er mit ungeduldiger Wißbegierde, fortbauend auf der daheim erlangten Vor-

*) S. „Bahrdts Leben, von ihm selbst beschrieben“, 1. Bd. S. 304.

**) Ob Lessing blos dies meint, wenn er in den „Literaturbriefen“ von Wieland sagt: „Ich mag nicht wiedererzählen, was Leute, die ihn in Klosterbergen persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen“ — oder ob er damit auf schlimmere Verirrungen hindeutet, wie sie damals leider in den geschlossenen Schulanstalten sehr verbreitet

bildung, sich in die classische Literatur, in die Schriften von Xenophon, Cicero, Horaz, Lucrez u. A. hinein, las daneben auch moderne Dichter und Philosophen, selbst d'Argens und Voltaire, und brachte es so in kürzester Zeit dahin, daß er „die Theologie über Bayle und Wolf abandonnirte" und „durch eine poetische Manier, in den metaphysischen terris incognitis herumzuvagiren, ins Freie kam"*). Mit altkluger Keckheit machte sich der fünfzehnjährige Knabe an ein Werk, das er zur „Belehrung der Menschheit" herausgeben wollte, eine philosophische Abhandlung in poetischer Einkleidung, worin er sich vorsetzte, die Möglichkeit einer Entstehung der Welt aus bloßen Atomen, ohne das Zuthun eines göttlichen Wesens, zu beweisen, gleichzeitig aber darzuthun, daß dennoch Gott die Seele des Weltalls sei. Dann verfiel er wieder in Zweifel über das Dasein Gottes, die ihn schwer beängsteten, in eine „Frömmigkeitswuth" (wie er selbst es nennt), unter deren Druck er „wegen der leisesten Anwandlungen eines ihm sündlich scheinenden Phantasiespieles die schrecklichste Gewissensangst bekam, als wenn ihn Satanas mit Fäusten schlüge", wo er „sich in Thränen des Schmerzes badete, sich fast die Hände wund rieb und die Nächte schlaflos hinbrachte"**).

Sein Aufenthalt in Erfurt.

Mit einem solchen Zwiespalt in sich selbst mochte der Jüngling gerechte Scheu tragen, in die strenge Zucht des älterlichen Hauses zurückzukehren. Er begab sich daher, statt in die Heimath, zu einem Verwandten, dem Prof. Baumer, nach Erfurt, angeblich, um unter dessen Leitung Wolfsche Philosophie zu studiren. Baumer las jedoch mit ihm häufiger den Don Quixote, als Wolfs Metaphysik, und, wie er sich selbst ein eigenes System der Philosophie ausgedacht hatte, das, wie es scheint, in der Hauptsache auf ein gutes Fortkommen und ein behagliches Leben in der Welt hinauskam***), so suchte er auch seinen Zögling vor Allem zur Menschenkenntniß und Weltklugheit anzuleiten, von jeder Romantik und Schwärmerei aber gründlich zu heilen.

Das damalige gesellschaftliche und sittliche Treiben in Erfurt mag

---

waren (man vgl. z. B., was Bahrdt a. a. O. über Schulpforta sagt!), besonders häufig auch als Auswüchse des entarteten Pietismus vorkamen, muß dahingestellt bleiben.

*) Wielands „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 48 ff.

**) Wielands eigene Aeußerungen, bei Gruber a. a. O. 1. Bd. S. 11.

***) Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 262.

wenig dazu angethan gewesen sein, einen jungen Menschen, halb Knaben, halb Jüngling, der mit seinen sittlichen Anschauungen ins Schwanken gerathen war und eine leicht erregbare Einbildungskraft besaß, auf die rechte Bahn zurückzubringen. Der Sitz zahlreicher Klöster und eines geistlichen Hofes, der, ein Ableger im Kleinen desjenigen zu Mainz, diesem nachahmte, war Erfurt berüchtigt wegen der Leichtfertigkeit und Lüsternheit der Sitten, welche fast in allen Schichten der Gesellschaft, selbst die gelehrten Kreise nicht ausgenommen, sich ungescheut, ja mit einer gewissen kecken Zurschaustellung breit machte*). Es ist schwer zu glauben, daß der Zögling Baumers davon unberührt geblieben sein sollte. Lassen auch seine eigenen Versicherungen annehmen, daß er der Verführung nicht unterlag, so wird es doch ohne manche heftige innere Kämpfe zwischen der erregten Phantasie und dem besseren moralischen Gefühl oder den frommen Traditionen vom Aelternhause her nicht abgegangen sein**). Auch empfing er wahrscheinlich hier die ersten Anregungen zu der später von ihm immer mit so viel Vorliebe gehegten und bethätigten Ansicht von der allgemeinen Verderbniß des geistlichen Standes, von heuchlerischen Pfaffen und der Weltlust ergebenen Frömmlern.

Seine ersten größern Dichtungen.

Durch so vielfache Anreizungen des Verstandes und der Phantasie weit über die natürliche Reife seines Alters hinaus entwickelt und in eine künstliche Erregung versetzt, kam der etwa siebzehnjährige Wieland 1751 ins Aelternhaus nach Biberach (wohin sein Vater inzwischen versetzt worden war) zurück. Hier warteten seiner Eindrücke einer ihm bis dahin fremd gebliebenen Art. Eine schwärmerische Liebe bemächtigte sich seines ganzen Wesens. Allerdings eine Liebe wohl mehr des Geistes als des Herzens. Eine junge Verwandte des Hauses, zwei Jahre älter als er, Sophie Gutermann, flößte ihm zärtliche Empfindungen ein. Sie war gleichfalls frühzeitig entwickelt, geist-

*) Bahrdts Schilderung von Erfurt (im 2. Bande seiner Selbstbiographie) datirt zwar um etwa zwei Jahrzehnte später; allein solche Zustände bilden sich nicht plötzlich, und schwerlich wird es während dieses ersten Aufenthaltes Wielands daselbst wesentlich anders gewesen sein.

**) Vielleicht bezieht sich schon mit auf diese Zeit, was Wieland selbst in seinem Alter berührte, wenn er von einem anstrengenden „Kampfe der sinnlichen Liebe mit dem überspanntesten Platonismus“ sprach, den er in seiner Jugend zu bestehen gehabt habe (Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 218).

voll, sogar gelehrt, in Künsten und Wissenschaften bewandert, in äußerer Gewandtheit und geselligen Manieren ihm weit überlegen, dabei gefühlvoll, endlich — wie er versichert — sehr schön. Kein Wunder, wenn er sich in sie verliebte, kein Wunder aber auch, wenn diese Liebe eines Jünglings, der noch halb Knabe, halb schon überreif, halb gelehrter Pedant, halb phantastischer Schwärmer war, und zu Alledem die Prätension besaß, ein starker Geist, ein Philosoph zu sein, eigenthümliche Formen annahm und ungewöhnliche Wirkungen hervorbrachte. Sophiens äußere Reize hatten, wie Wieland wenigstens später behauptete, keinen oder doch nur einen untergeordneten Antheil an seiner Leidenschaft für sie; es war „ihre schöne Seele“, die er liebte, die er „zu unterhalten und zu verschönern“ sich vorsetzte. Er las mit ihr Klopstock und war entzückt über „die Zähre, die sie um Cidli vergoß.“ Er erging sich an ihrer Seite auf einsamen Spaziergängen in hohen Betrachtungen von der Bestimmung der Geister, der Würde der menschlichen Seele, der himmlischen Liebe *). Auf einem solchen „enthusiastischen Spaziergange“ war es, wo er, nach gemeinsamer Anhörung einer Predigt seines Vaters über den Text: „Gott ist die Liebe“, und bei der Vertiefung in dieses erhabene Thema im Gespräch mit seiner Sophie, den Plan zu seiner ersten größeren Dichtung faßte, die er später (binnen drei Wochen, wie er sich rühmt) für die Geliebte niederschrieb. Es war ein Lehrgedicht, betitelt: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt.“ Dasselbe ist in steifen Alexandrinern geschrieben und mit dem ganzen herkömmlichen Antithesenprunk französischer Rhetorik ausgestattet. Neben einer für das jugendliche Alter des Dichters und die damalige Bildungsstufe unserer Literatur bewundernswerthen Gewandtheit des Ausdrucks und einer ausgebreiteten Belesenheit trägt das Gedicht eine Selbstgefälligkeit und Altklugheit zur Schau, die an einem solchen Mittelding zwischen Knaben und Jüngling doppelt widerwärtig auffällt. Der Grundgedanke des Gedichts ist eine Verherrlichung der Weisheit und Liebe Gottes und eine Widerlegung der materialistischen und atheistischen Ansichten.

Wieland hatte inzwischen das Aelternhaus und seine Sophie verlassen, und war nach Tübingen gegangen, um die Rechtswissenschaft zu studiren. Statt aber Vorlesungen zu hören und mit seinen Alters-

*) „Ausgewählte Briefe,“ 1. Bd. S. 69.

genossen oder den Professoren zu verkehren, vergrub er sich in sein Studirzimmer, las, dichtete und schrieb Briefe an seine angebetete Sophie.

Auf jenes erste größere Gedicht (das erst hier ins Leben trat) folgten rasch mehrere andere. Die meisten entstanden auf äußerliche Anregungen hin und nach fremden Mustern. Wie in der „Natur der Dinge" Lucrez, Haller und Brockes die Vorbilder des Dichters gewesen waren, so verlockte ihn v. Schönaichs „Hermann", der 1751 erschien, noch in dem gleichen Jahre zu einem Epos über denselben Stoff, von dem jedoch nur die ersten fünf Gesänge fertig wurden *). Im folgenden Jahre versuchte er, Kleists „Frühling" nachzudichten (1752). Auch die „Moralischen Briefe", die er ebenfalls 1752 schrieb und an Meyer in Halle sandte, verdankten ihre Entstehung einem äußern Anstoß, den Epitres diverses des Herrn von Bar, eines französisch schreibenden Deutschen.

War in der „Natur der Dinge" der wenig mehr als siebzehnjährige Wieland auf den Spuren eines Leibnitz einhergewandelt, so unterfing sich hier der kaum neunzehnjährige, im hohen Tone sokratischer Weisheit das „bescheidene Glück" der Tugend und Zufriedenheit anzupreisen. Er selbst wunderte sich später über die Verwegenheit, die er gehabt, „moralische Briefe" zu schreiben „ohne Weltkenntniß und Erfahrung."

Erstes Hervortreten des sinnlichen Elementes in dessen „Anti-Ovid" und „Moralischen Erzählungen".

Dagegen zeigt der „Anti-Ovid", der schon vor dem „Frühling" entstand, mehr Selbstständigkeit und Wärme eigner Empfindung **). Hier finden wir den vollen Ton der späteren Wielandschen Dichtungen im Ansatze vorgebildet: das reiche Colorit, die breitbehagliche Ausmalung, den leichten Fall und den Wohllaut der Verse. Hier sehen wir aber auch schon den Dichter auf jener schmalen Grenzlinie zwischen Sinnlichem und Gei-

---

*) Daß Wieland dabei wirklich dem Herrn v. Sch. nachgeeifert, geht aus dessen Aeußerung an Bodmer hervor („Ausgewählte Briefe," 1. Bd. S. 16), „daß er die Fehler des Herrn v. Sch. zu vermeiden gesucht habe."

**) In Wielands Briefen ist noch von einem anderen Gedicht aus eben dieser Zeit, unter dem Namen eines „Lobgesanges auf die Liebe", die Rede. Das Gedicht selbst findet sich jedoch in den spätern Ausgaben der Wielandschen Werke nicht vor. Was Julian Schmidt in seiner „Geschichte des geistigen Lebens in Deutschland 1681—1781" daraus citirt, sind Verse, die in diesen Ausgaben einen integrirenden Theil des Gedichtes „der Frühling" bilden.

stigem sich bewegen, auf welcher zierlich hinzugaukeln, bald hierhin, bald dorthin sich neigend, die hauptsächlichste Kunst und der größte Reiz seiner späteren Dichtungen war. Wohl mochten Bodmer und sein Kreis, mit denen Wieland durch seine „Moralischen Briefe“ in Beziehungen getreten war, nicht wenig verwundert sein, da sie den jungen Dichter, den sie bis jetzt nur als einen Schüler des Sokrates kennen gelernt hatten, plötzlich sich wie einen in die tiefsten Mysterien der Liebe Eingeweihten geberden sahen*). Und, in der That, die glühenden Schilderungen des „ersten Kusses“, überhaupt der Entzückungen der Liebe, im Anti-Ovid, wie immer auch idealistisch sie ausklingen, lassen auf eine Seelenstimmung schließen, weit geeigneter, den Dichter mit der Zeit einem Ovid, als einem Plato ähnlich zu machen**).

Noch mehr ist dies der Fall bei den „Moralischen Erzählungen“,

*) Bodmers Freund Zellweger meinte: „Mir scheint Wieland von sehr verliebter Complerion; seine Ausdrücke sind in Betreff der Küsse zu saftig und über die Liebe im Allgemeinen zu zärtlich, um aus der Feder eines rein speculativen Dichters hervorgegangen zu sein.“ — Bodmer selbst äußerte: „Ich fürchte, daß unsere Poesie fanatisch (soll wohl heißen: leidenschaftlich) werden wolle. Diese Furcht ist mir über dem Lesen des Lobgesangs auf die Liebe entstanden. Die Liebe ist da ein Taumel, ein Vergessen, ein Verlieren seiner selbst, eine Betäubung, ein Quietismus in Wollust — übrigens ist das Ding ganz poetisch.“

**) Z. B. folgende:

„Doch welch' ein Mund besingt die Lust,
Die jetzt die Glücklichen entzücket,
Da jedes sich geliebt erblicket?
Jetzt, da, vom Ueberschwang allmächtiger Empfindung
Bewältigt, ihre Brust zum ersten Mal sich drückt,
Zum ersten Mal sich Arm in Arm verstrickt,
Und Amors Gunst das Siegel der Verbindung,
Den ersten Kuß, auf ihre Lippen drückt?
Nein, dich zu singen, erster Kuß,
Dich, höchste Wollust dieses Lebens,
Bestrebet sich, wiewohl noch glühend vom Genuß,
Der treue Schäfer selbst vergebens.
Die ihr dies zu verstehn begehrt,
Was euch sonst Unsinn scheinen müßte,
Liebt wie Mirtill! — Ovid, der so gelehrt
Von Küssen sang und wie ein Meister küßte,
Erfuhr die Wollust nie und war sie auch nicht werth,
Die reine Liebe nur, und Einmal nur erfährt.“ (Anti-Ovid, V. 179 ff.)

„. . . . . O, wie entzückend ist

welche Wieland bald darauf folgen ließ*). Sie enthalten das merkwürdigste Gemisch von Schwärmerei und Sinnlichkeit, von Platonismus und Epikureismus. Die Schlußmoral zwar ist jedesmal eine ideale, die Verherrlichung der tugendhaften, die Verdammung der lasterhaften Liebe, aber beim Erzählen selbst hält sich die Phantasie des Dichters für diese Tugendstrenge schadlos durch Bilder so zärtlicher, ja fast lüsterner Art, daß man ungewiß bleibt, ob er mehr darauf ausgehe, durch diese

Die Wollust, die kein Sclav der Sinne kennt,
Wenn uns, harmonischer erhabner Triebe voll,
In jedem Blick der Seelen Gleichlaut rühret,
Indem der Tugend Weg uns holde Weisheit führet,
Die lieben, die man lieben soll!
So wie sie sich mit Zärtlichkeit umfangen,
Umarmen sich in einer bessern Welt
Zwei Himmlischliebende. Sie fühlen ihr Verlangen
Stets überirdischer, stets mehr
Vom Körper abgetrennt, auch ihre Sinnlichkeit
Wird durch die feinste Lust und tausend Gegenstände,
Bei denen Strefon nichts empfände,
Zugleich mit ihrem Geist erfreut." (Ebend. S. 243 ff.)

In der folgenden Stelle sucht er das sinnliche mit dem idealen Element der Liebe zu vermitteln:

„Zwar der begehrt von uns zu viel,
Der bei lebend'gem Leib uns zu Intelligenzen
Erheben will. Das feinere Gefühl
Des Schönen schwebt in beider Welten Grenzen.
Die Reize, deren süße Macht
Der Weise selbst erfährt, der schlanken Glieder Pracht,
Die Augen, die so rührend glänzen,
Der Rosenmund, der so bezaubernd lacht,
Sind darum nicht so schön, daß wir sie stoisch fliehen!
Wer schuf die Trieb' uns an, die uns so mächtig ziehen?
Hat die Natur, die nichts vergebens macht,
Uns durch des Weibes Reiz nur Schlingen legen wollen?
Und ist's, damit wir stracks die Augen schließen sollen,
Daß diesem Zauber alles weicht,
Und das geliebte Weib uns eine Göttin däucht?
Doch wie viel schöner, als die Rosen frischer Wangen,
Und Lilien, die auf der Haut nur prangen,
Ist eine Seele, die der Glanz der Unschuld schmückt!"

*) In den spätern Auflagen ließ Wieland das „Moralische" weg und nannte sie schlechthin „Erzählungen."

sinnlichen Schilderungen den Werth der Entsagung, die er empfiehlt, oder durch die Anspannung des moralischen Gefühls, welche in dieser Entsagung liegt, den Reiz der sinnlichen Empfindungen, die er malt, zu steigern*).

Wielands Gefühlsleben war offenbar damals in einer innern Gährung begriffen. Wie Klopstock, hatte er von der Dichtkunst keine geringere Vorstellung, als daß sie „die Sängerin Gottes und der Tugend" sein solle; er schwärmte für Miltons Erhabenheit und für Thomsons ideale Empfindung. Daneben gefielen ihm aber auch die „natürlichen Ausdrückungen der jugendlichen Freude, wenn sie unschuldig",

---

*) Wir haben dabei Stellen im Auge wie folgende („Balsora", V. 239 ff.):

„Halb zaghaft küsset sie den blassen Mund,
Und mit Entzücken fühlt ihr Mund auf seinen
Leisathmenden und immer wärmern Lippen
Des Lebens Wiederkehr. Die Holde legt
Sich neben ihn, auf sein Erwachen harrend.
Schon schlägt an ihrer Brust sein Herz; sein Mund
Bebt unter ihren Küssen" u. s. w.

. . . .

„Mit welchen Wallungen des treuen Herzens
Sank er an ihren Mund, sank sie
In sanfter Ohnmacht hin an seine Brust. —
Euch himmlische, Euch namenlose Freuden,
Euch kennt und fühlt die reine Liebe nur."

In „Zemin und Gulindy" behandelt Wieland das delicate Thema von zwei jungen Wesen, die, durch besondere Veranstaltung ihres Schutzgeistes ohne Kenntniß der Verschiedenheit ihres Geschlechtes mit einander aufgewachsen und nur durch eine zärtliche Freundschaft verbunden, allmälig das Bedürfniß einer andern Liebe ahnen und sich finden lernen:

„Sie bebt', unschuldig blöd', als er voll Inbrunst
Sie zu umarmen kam, und wollte flieh'n.
Allein der Liebe stärkere Gewalt
Hielt ihren Fuß zurück; er naht sich ihr,
Und beide zittern. O wie klopft' ihr jetzt
Das Herz, wie schmiegte sie sich in sich selbst,
Da er den Arm um ihren Rosenhals
Sanft schauernd wand. In unaussprechlichen
Entzückungen zerflossen ihre Augen,
Da jedes seine eigensten Gefühle
Im andern las. Das holde Mädchen sank,
Der neuen Lust zu schwach, in süßer Ohnmacht

Gleim und Hagedorn ergötzten ihn sehr *); Anakreon war ihm der „weise Patriarch der Wollust,“ und beinahe schien er denselben dem Plato vorzuziehen, denn dieser dünkte ihm ein „übertriebener Philosoph, der zu sehr vergißt, daß wir Menschen sind.“ Dann aber machte er sich wieder Scrupel, „ob er nicht besser gethan hätte, keine anakreontischen Lieder und keine so enthusiastische Ode über den ersten Kuß zu schreiben“ **). Alles in Allem neigte er damals doch vorwiegend der idealistischen Richtung zu, oder scheute wenigstens vor den weitergehenden Consequenzen der entgegengesetzten zurück. Er wagte nicht, Boccaccio und Lafontaine zu lesen, um nicht „seine Seele mit so schlimmen Schrif-

In seinen Arm. Die Liebe selber stieg
Aus ihrem Himmelskreis herab und sah
Die heiligen Umarmungen der ersten,
Unschuld'gen Liebe.“

In der dritten Erzählung muß „Serena“ einen ungeliebten Mann heirathen; sie sieht den „Arist“, liebt ihn, bleibt jedoch tugendhaft und stirbt vor Schmerz. — Eine andere Erzählung schildert, wie ein Wüstling eine Unschuld verführen will, jedoch von ihren Bitten gerührt wird. Auch hier hat der Dichter den besten Theil seiner Kunst auf die Ausmalung des Kampfes der sinnlichen Triebe mit der Tugend verwendet und dabei jene ersteren mit allen lebhaftesten Farben der Phantasie ausgeschmückt. So in den Worten des Melinden belauschenden „Lysanders“ (V. 59 ff.):

. . . . „Wie thöricht,
Wenn solch' ein Glück durch meine Blödigkeit,
Vielleicht wohl unersetzlich, mir entschlüpfte!
. . . . Wie du
Nachlässig schön, gleich der Natur im Schlummer,
In einer Stellung ruhst, als ob dein Herz
Etwas verlangte, was die Schüchternheit
Der jungen Seele nicht zu denken wagt.“

Und V. 335 ff.

„Er sprach mit einem Feuer, das sie schreckte,
Von ihren Reizungen, von seinen Flammen,
Von Götterwollust, von der Gunst der Nacht,
Von süßer Ohnmacht, von Entzückungen,
Und was die Wuth, der man den heil'gen Namen
Der Liebe giebt, für Schaum und Unsinn sonst
Aus lasterhaften Lippen gießen kann,
Die unerfahrne Unschuld zu betäuben.“

Wieland hat in seinen spätern Dichtungen oft mit mehr gesuchter Lüsternheit, aber kaum wieder je mit so viel innerer Gluth das sinnliche Element der Liebe gemalt.

*) „Ausgewählte Briefe“, 1. Bd. S. 56 (an Schinz, d. 26. März 1752).

**) Ebd., 1. Bd. S. 73 (an Schinz, d. 18. April 1752).

ten zu verunreinigen", und vollends verhaßt war ihm Crebillons Witz, weil er „die Tugend untergräbt" *). In seinen Briefen an Schinz aus dieser Zeit ist er noch ganz der empfindsame Schüler und Anhänger Gellerts, den er hoch verehrt, noch mehr Klopstocks, den er selbst über Milton stellt. Seine Ideale sind Weisheit, Tugend, Menschenfreundlichkeit, und er wünscht sich einen Zögling wie Xenophon, um dessen Sokrates zu sein **).

Wieland in Zürich. Stärkere Hinneigung desselben zur idealistischen Richtung. Die „Briefe Verstorbener" u. A.

In solcher Stimmung nahm er mit Entzücken eine Einladung Bodmers in dessen Haus nach Zürich an. Bodmer hoffte in dem jungen Idealisten, dem Verfasser der „Moralischen Briefe" und des „Frühling", einen Ersatz für Klopstock zu finden, der ihn ohnlängst verlassen hatte. Und in dieser Hoffnung fand er sich nicht getäuscht. Wieland erschien in Allem dazu geeigneter als Klopstock, wie dieser sich in Zürich gezeigt hatte, denn er war nicht blos jünger und schmiegsamer, sondern auch viel weniger lebenslustig und burschikos ***), ein Feind des Bacchus und ein Wassertrinker von Profession, in großer Gesellschaft schweigsam und scheu, dagegen mittheilsam und munter unter vertrauten Freunden oder im Einzelgespräch mit einem Seelenverwandten, ein Liebhaber der Stille und der einsamen Arbeit — genug, ganz und gar ein Mann nach dem Herzen Bodmers †). Beide arbeiteten an Einem Tische, philoso-

*) Ebd., S. 91. 102.

**) Ebd. S. 102.

***) So schildert Wieland sich selbst in einem Brief an Schinz, „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 77, 90.

†) Bodmer schrieb an Heß acht Tage nach Wielands Ankunft: „Ich lebe mit Herrn Wieland angenehme und ruhige Tage, in welchen mich keine jungen schlimmen Anakreonten stören oder mir, den Besitz und Genuß dieses Freundes zu rauben, auflauern. Anstatt dieser Jünglinge hat er gute Freundschaft mit Herrn Rathsherrn Heidegger und Canonicus Breitinger gemacht, für welche er mit Hochachtung erfüllt ist" (Mörikofer a. a. O., S. 193). Wieland selbst sprach sich später, in der Rückerinnerung an die mit Bodmer verlebte Zeit, so aus: „Ach mein theurer Freund! Die glücklichen Zeiten, die wir im Schooße der philosophischen Ruhe mit einander gelebt haben, sind für mich auf ewig entflohen, diese goldenen, der Weisheit gewidmeten Tage, diese glückliche Entfernung vom Getümmel und den Geschäften der Welt, diese Freiheit von Sorgen und Leidenschaften, diese heilige Stille, worin sich unsere Seelen bald mit den Geistern verstorbener Weisen besprachen, bald in heiterer Entzückung den Eingebungen einer himmlischen Muse entgegenlauschten. Diese Stunden des vertraulichen Umgangs, worin wir im freundschaftlichen Streit die Wahrheit ent-

phirten dazwischen mit einander über die beste Welt und die Vorzüge der übersinnlichen vor den sinnlichen Freuden. Bodmer hatte Wielands Umgang mit Niemandem zu theilen, als mit seinen eigenen älteren Freunden, Breitinger, Heidegger, Zellweger u. A., denn Wieland selbst verbat sich von vornherein allen Verkehr mit den „jungen Thoren," den „Freunden Crebillons" — jenem lebenslustigen Kreise, an dem Klopstock so viel Gefallen gefunden hatte! Er ließ sich von Bodmer dessen „Noachide" stückweise, wie sie entstand, vorlesen, und schwärmte dafür. Er veröffentlichte eine Abhandlung „von den Schönheiten des Noah" und ein „Schreiben von der Würde und der Bestimmung eines schönen Geistes", das in hohen Ausdrücken abgefaßt und mit Ausfällen gegen die „Anakreontiker" gespickt war. Ja er versuchte sich sogar auf Bodmers Zureden gleichfalls in einer Nachahmung von Klopstocks Messiade und dichtete eine „Prüfung Abrahams." Eine andere Schöpfung Wielands aus dieser Zeit sind seine „Briefe von Verstorbenen an hinterlassene Freunde" (1753), halb durch Klopstocksche Einflüsse, halb durch ein ähnliches Werk der englischen Dichterin Rowe veranlaßt*). Darin lassen sich verklärte Seelen zu ihren noch auf der Erde weilenden Freunden herab, entweder sie tröstend über irdische Verluste durch Hinweisung auf die höhere, übersinnliche Bestimmung des Menschen, oder sie warnend vor den Verstrickungen der Welt, oder sie erbauend durch Schilderungen des seligen Lebens, in welches sie selbst bereits eingegangen sind**).

---

deckten, oder den Irrthum aus seinen labyrinthischen Höhlen hervortrieben, oder mit sokratischer Freiheit der menschlichen Thorheit und unserer eigenen lächelten, bald Könige und bald Dunsen züchtigten, bald den Entwurf eines glücklichen Staats, bald den Plan eines Trauerspiels anordneten, diese dreimal glückliche Zeit ist für mich dahin und hat mir nichts als ein trauriges Andenken und vergebliches Bedauern zurückgelassen." . . . „Da saß ich in seliger, ach! nimmer, nimmer wiederkehrender Beschränktheit, Weltunerfahrenheit und jugendlicher Herzensfülle in eben dem Museum und schrieb an eben dem Tische, wo Bodmer wechselweise bald den Eingebungen seiner patriarchalischen Muse horchte, bald sich von der Homerischen, ihrer Schwester, tiefer hinab in das Heldenalter der Griechen führen ließ." (Ebend. S. 205.)

*) Grubers „Leben Wielands", 1. Bd. S. 71.

**) Folgendes ist der vom Dichter selbst beigefügte Inhalt einiger dieser Briefe: 1. Brief: „Alexis beschreibt seinem Freunde seinen Eintritt in die unsichtbare Welt, seine ersten Gefühle in diesem neuen Zustande, seine Gespräche mit dem Engel, der ihn füh t, und seine neue Glückseligkeit." 2. Brief: „Lucinde, eine in ihrer Blüthe ver-

Indessen verleugnet sich selbst hier die dem Dichter innewohnende Neigung zur Ausmalung sinnlicher Regungen nicht, wenn schon er sich den Anschein giebt, als wolle er durch solche Schilderungen und die ihnen sogleich beigegebenen Contraste nur den Durst nach dem Uebersinnlichen noch stärker wecken*).

Ein schmerzliches Ereigniß, das damals Wieland betraf, gab momentan den Ausschlag für eine noch schwärmerischere Richtung. Seine Sophie ward ihm untreu. Ohne ihm auch nur ein Wort zu sagen, verlobte sie sich mit einem angesehenen Edelmanne, Herrn von Laroche. Wielands Gefühlsleben, ohnehin bereits künstlich hochgespannt, gerieth dadurch in eine völlige Ueberreizung. „Eine Zuneigung der Seelen,"

---

storbene Schöne, bemüht sich, eine in den gefährlichsten Reizungen der fröhlichen Welt verstrickte Freundin auf den Weg zurückzuführen, der durch ein Leben voll Unschuld, Einfalt und heiterer Wonne zu einer noch glücklicheren Unsterblichkeit führt." 3. Brief: „Charikles tröstet seine zurückgelassene geliebte Laura, indem er ihr die Fortdauer seiner Liebe, die durch seinen neuen Stand nur gereinigt worden, zu erkennen giebt, und durch Abschilderung der Schönheiten seines jetzigen Wohnorts, der Sonne, sie noch mehr zu reizen sucht, durch standhafte Erfüllung ihrer Pflichten ihre Wiedervereinigung zu befördern." 6. Brief: „Theanor warnt seinen Freund vor den Ausschweifungen des menschlichen Stolzes in Erforschung der Wahrheit, bezeichnet ihm die unserm Verstande hierin gesetzten Grenzen, und ermahnt ihn, sich ganz der echten Weisheit zu ergeben, die uns wohl und glücklich leben lehrt." 7. Brief: „Eurikles tröstet seinen Freund über den Verlust einer geliebten Gattin, bestraft das Uebermaß seiner Schwermuth, und ruft seinen verlorenen Muth durch die großen Ideen von unserer Bestimmung zurück."

Lessing spottete über diese Briefe, die „alle voller Seligkeiten, Tugend und Freundschaft" seien und worin „die feinste der feinsten Empfindungen herrsche."

*) So z. B. im 2. Briefe, V. 261 ff.:

„Jetzo sitzet Narcissa, von blumigen Büschen verborgen,
Auf der Bank von Violen, und, ohne den Zaubergürtel,
Schön wie Armide, von tausend Amoretten umgeben;
Wollusttrunken, den Arm um den weißen Nacken ihr schlingend,
Klebet Jocasto entzückt an ihren Lippen; die Büsche
Rauschen von lüsternen Seufzern umher; die schwimmenden Augen
Sehn nur Entzückung um sich. — Doch schaue nun, glückliche Göttin,
Einen Augenblick weiter — o grauenvolle Verwandlung!
Himmel voll Wollust, wo seid ihr? wo seid ihr, ewige Freuden?
Und wen seh' ich dann hier? o möchte mein Auge mich täuschen!
Eben diese Narcissa, mit matten, irrenden Blicken,
Todesblässe bedeckt die verzerrten Wangen; die Augen
Sind von Thränen erschöpft rc."

schrieb er an Sophie, „die sich auf die wahre Liebe des Guten und Schönen gründet, wird durch ein solches rein äußerliches Verhältniß (wie die Verbindung Sophiens mit Laroche) weder aufgehoben, noch gestört.“ — „Bei mir wenigstens“, ruft er aus, „wird die ewige Freundschaft dadurch nicht zeitlich, daß Sie mit einem braven Manne verheirathet sind. Lassen Sie uns denen, welche sich nach ihrer niedrigen Art zu denken einbilden, unsere Liebe höre jetzt auf, ein thätliches Dementi geben und, ungeachtet wir uns, wie ich hoffe, in dieser Welt nie mehr sehen werden, mit dem Herzen und durch unsere gemeinschaftliche Liebe zur Tugend vereinigt bleiben, damit wir uns in jenen seligen Gegenden wiedersehen mögen, in denen Ihre Seele sich selber und mich wiedererkennen und, wenn Engel weinen können, noch alsdann eine zärtliche Thräne weinen wird, daß sie ihrer Bestimmung in dieser Welt unvorsichtiger Weise ausgewichen!“ Nicht den Besitz ihrer Person, sondern nur ihres Herzens und „seine Sympathie“ habe er für seine süßeste Glückseligkeit gehalten; nicht ohne Wehmuth könne er daher denken, „daß diese Sympathie nur ein Traum seiner Liebe gewesen.“

Dann wieder zeigt er sich geneigt, den Verlust seiner Sophie (ähnlich wie Klopstock den Kaltsinn seiner Fanny) als eine „Veranstaltung der Vorsehung“ zu betrachten, als einen „mächtigen Wink, daß der Schöpfer ihn ganz frei haben wolle, und verlange, daß er, als Einer, der ihm gewidmet sei, sich blindlings von ihm führen lasse“*).

Aus dieser hocherregten Stimmung heraus schrieb Wieland die „Sympathien“ (1754), worin er nicht blos Ovid und Anakreon verabscheut, sondern auch Gleim tadelt, weil er statt der Wunder Gottes eine Phyllis, und Petrarca, weil er gleichfalls ein sterbliches Wesen, seine Laura, besungen; worin er das schlechteste Kirchenlied dem reizendsten Gedicht eines Uz vorzieht; worin er selbst die Weisheit eines Sokrates, als eine blos weltliche, geringachtet und nur der christlichen Weisheit die Kraft zuerkennt, uns „vergnügt“ zu machen; worin er es endlich für die schönste Aufgabe des wahren Menschenfreundes erklärt, „unsterbliche Seelen von den Blendwerken ihrer Neigungen und Leidenschaften zu entzaubern und sie ihrer rechten Bestimmung, der völligen Erhebung über die Welt, zuzuführen.“

In demselben erhabenen Tone verfaßte er in diesem und dem fol-

*) So äußert sich Wieland noch mehr als zwei Jahre später, unterm 22. Juni 1756, in einem Briefe an Zimmermann („Ausg. Briefe,“ 1. Bd. S. 189).

genden Jahre noch andere Schriften, theils in Prosa, theils in Versen, so das „Gesicht des Mirza", die „Platonischen Betrachtungen über den Menschen", das „Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen" u. s. w. Wo möglich noch gesteigert ward diese Ueberspannung seines Gefühls, als er durch neuere Nachrichten aus der Heimath sich zu überzeugen glaubte, daß Sophie schuldlos, daß sie zu der Heirath mit Laroche gezwungen worden, daß sie selbst unglücklich sei. Zu dem Triumph über den Sieg seines Glaubens an die „Sympathie der Seelen" kam die schwelgerische Wollust des Gedankens, daß Sophie auch in ihrem jetzigen Verhältniß mit ihren Empfindungen ihm noch angehöre und daß er einen seelischen Verkehr mit ihr ungestört und ungetrübt unterhalten könne*).

Im Sommer 1754 verließ Wieland Bodmers Haus. Er hatte, als er noch an eine Verbindung mit Sophie dachte, den Plan zu einer „Akademie" für junge Männer entworfen. Er wollte in dieser Akademie Bildung fürs Leben mit Gelehrsamkeit verbinden. Gewissermaßen als einen Anfang dazu hatte er die Leitung einiger Söhne angesehener Zürcherischer Familien übernommen. Der Vater des einen derselben, Ammann von Grebel, bot ihm den Aufenthalt in seinem Hause an. Frau von Grebel war eine Dame von Geist, die an dem jungen Schwärmer Geschmack fand. Durch sie ward Wieland in

*) Er schrieb darüber an Bodmer am 2. Juni 1754 von Winterthur aus, wo er sich vorübergehend aufhielt: „Die Versicherung, daß meine geliebte Sophie unschuldig, daß sie Serena ist, giebt mir eine so reine, innige und bleibende Freude, daß kein Schmerz und keine interessirte Empfindung vor ihr aufkommen kann. Nun habe ich die sicherste Hoffnung, diese Seele, die unsrer Natur Ehre macht, in der Ewigkeit mit der vollsten Zufriedenheit wieder zu sehen.... Ich weiß, daß Sie sehr durch diesen Brief werden gerührt werden... Jetzt weiß ich nichts Besseres, meiner Liebe und meinem Charakter Gemäßeres zu thun, als nach meinem besten Vermögen diese theure Seele zu trösten, sie zu versichern, daß ich von ihrer Unschuld überzeugt bin, sie an die Weisheit und Güte dessen, der die Schickungen lenkt, zu erinnern, und die fast erliegende Großmuth in ihrem unschuldvollen und erhabenen, aber ungemein zärtlichen und in der That verwundeten Herzen wieder aufzurichten... Ich will anstatt der Sprache der Leidenschaft die meiner wahren Gesinnung gemäßeste Sprache eines tugendhaften und weisen Freundes reden... Meine größte Freude ist, hierbei eine Probe einer wahren Liebe abzulegen und zu zeigen, daß die platonische Liebe bei mir keine Chimäre ist.... Für eine einzige solche Empfindung lasse ich den weisen Schülern des Anakreon oder Ovid herzlich gern ihre nektarnen Becher und ganze Welten voll rothwangiger Mädchen aus Mohameds Urparadiesen" („Ausg. Briefe," 1. Bd. S. 133).

einen weiblichen Cirkel eingeführt, wo er ebenso viel Nahrung für sein erregtes und der Theilnahme geöffnetes Gemüth, wie für seine Eitelkeit fand*). Das Verhältniß zu Bodmer ward kälter, da dieser den weiblichen Umgang seines jungen Freundes, als einen zerstreuenden, zeitraubenden, mißbilligte, während andererseits Wieland, ebenso wie schon früher Klopstock, des alten Herrn zwar wohlmeinende, aber doch etwas zu sehr bevormundende Art und Weise auf die Länge unbequem fand**).

So war denn Wieland — nach seiner eigenen Schilderung — „wie ein Sultan von einem förmlichen Harem umgeben.“ Unwillkürlich drängt sich uns hier wieder der Vergleich mit Klopstock auf, den wir wenige Jahre früher ebenfalls in Zürich inmitten eines Kreises junger Mädchen und Frauen sich bewegen sahen. Aber wie verschieden ist doch die Situation! Klopstocks Freundinnen, mit denen er z. B. bei jener romantischen Fahrt auf dem Züricher See abwechselnd bald lustig schäkerte, bald in erhabenen Gefühlen schwelgte, hatten zwar einen empfindsamen Zug, der ihnen aber zu ihrem sonstigen fröhlichen, zum Theil noch halb kindlichen Wesen gar wohl stand. Es war die natürliche Schwärmerei der Jugend, die gefällt, eben weil sie natürlich ist und nichts Gemachtes hat, weil der Liebreiz der Jugend ihrer nicht zur Folie bedarf, vielmehr ihr selbst als schönste Folie dient, weil die spröde Scheu vor zärtlicheren Empfindungen und die ahnungsvolle Sehnsucht nach solchen, die in den jungen Herzen mit einander streiten, beide der ungekünstelte Ausdruck unschuldsvoller Naivetät sind.

Bei den Damen aus Wielands Harem verhielt es sich, fürchten wir, damit nicht ganz so. Sie waren (nach seinem eigenen Geständniß)

---

*) Gruber in seinem Buche „Wielands Selbstschilderungen,“ S. 13, sagt: „Der junge Mystiker blieb nicht ohne mannigfaltige Theilnahme zärtlicher weiblicher Seelen, mit denen er sympathisiren konnte, und sah einen kleinen Harem um sich versammelt, in welchem er als Apostel der platonischen Liebe auftrat. Man hing an den Lippen des begeisterten Redners, und, wie sehr dieser auch Engel war, so mangelte es ihm doch nicht an einer kleinen Eitelkeit, die sich dadurch geschmeichelt fühlte. Sein platonischer Harem enthielt fast lauter Engel, die zwar nicht durch die frischeste Jugendblüthe reizten, aber deren Verkörperung doch gerade noch Reize genug besaß, um die schöne Seele dahinter nicht ohne Wohlgefallen zu betrachten.“

**) Wieland äußerte sich damals bisweilen fast spöttisch über Bodmer, ce bon vieillard, wie er ihn halb mitleidig in seinen Briefen nennt. Dann floß er wieder einmal in Rührung und Verehrung für ihn über. So unbeständig war seine Gemüthsart.

zum guten Theil in jenem bedenklichen Alter, wo eine platonisirende Richtung des Gefühls nur zu häufig die aufgezwungene Maske des Mangels an den für ein zärtlicheres Verhältniß erforderlichen Reizen, bisweilen auch das künstlich aufgebotene Mittel ist, um doch noch für diesen Spätsommer Liebhaber anzulocken. Hinter der anscheinenden Sprödigkeit verbarg sich hier wohl öfters ein geheimes Liebesfeuer, und bei dem erhabensten Einklang der Seelen trieben auch die Sinne und die Phantasie bisweilen ihr gefährliches Spiel.

Wenn wir mit solchen Vermuthungen den „Freundinnen" Wielands Unrecht thun, so haben sie nur ihn selbst darum anzuklagen, der uns sein Verhältniß zu ihnen ziemlich unverholen in diesem etwas bedenklichen Lichte zeigt.

Wieland selbst war im Umgange mit weiblichen Verehrerinnen ein wesentlich Anderer als Klopstock. Der Letztere gab sich einer augenblicklichen zärtlichen Stimmung rückhaltlos und unbefangen hin; er scheute sich nicht, siebzehnjährigen Schönen tief in die schmachtenden Augen zu schauen, ihnen wohl gar muthwillig Küsse zu rauben, sicher, wie er war, daß seine lautere und hohe Empfindung durch keinen unreinen Gedanken, durch kein lüsternes Spiel der Phantasie befleckt würde. Wieland war im Verkehr mit Frauen blöde, fast tölpisch, wie er selbst von sich sagt. Eine seiner Züricher Freundinnen, zu der er sich in seinen Briefen an Zimmermann eines besonders intimen Verhältnisses gerühmt, antwortete auf des Letzteren Frage: „wann Wieland sie zuerst geküßt habe," lächelnd: „er habe ihr nach vierjähriger Bekanntschaft zum ersten Male — die Hand geküßt!" Aber hinter dieser äußeren Kälte und Zurückhaltung*) verbarg sich bei ihm eine Leidenschaft, die, wie sehr sie sich auch überredete, rein geistiger oder seelischer Art zu sein, doch nur zu oft die Erfahrung machen mußte, wie gern mit der heiligen Flamme erhabenster schwärmerischer Verzückung das irdische Feuer sinnlicher Empfindungen in Einer Glut zusammenschlägt.

*) Wir lassen dahingestellt, inwieweit bei dieser Kälte auch ein äußerlich berechnendes Motiv mit im Spiele war. Mörikofer in seinem mehrangeführten Buche deutet so Etwas an, wenn er S. 197 sagt: „Wieland bedurfte des weiblichen Umgangs; allein, um zum Zwecke zu gelangen, mußte er jenes freien, burschikosen Benehmens sich entrathen, wodurch Klopstock einst von sich zurückgescheucht hatte. Denn das damalige häusliche und bürgerliche Leben in Zürich war ernst und streng und wurzelte tief in einem religiösen Boden: auf diesem beruhete namentlich die ganze Bil-

Der Zwiespalt, den Wieland hier an sich selbst erfuhr, war auf seine Poesie von entscheidendem Einflusse.

---

dung des weiblichen Geschlechts. Dieses war also nur für eine Poesie zugänglich, welche dem frommen Gefühle, dem Gemüthe Befriedigung verhieß. Diese besonderen Verhältnisse und keineswegs Bodmers Einwirkungen waren daher die Veranlassung der am meisten angefochtenen Werke Wielands aus seiner Zürcherischen Periode." — Zu allem Obigen hier wenigstens einige Belege! In einem Briefe an Zimmermann (Ausgew. Br. 1. Bd. S. 285) sagt Wieland, er habe zu einem über 40 Jahre alten Frauenzimmer eine „sehr platonische" Liebe gehegt. „Als diese sublime Liebe sich ein wenig beförpern wollte, fing eine Andere an mich mehr zu charmiren." — Ebenda S. 243 bemerkt er, in gewissen Fällen könne man der Liebe nur durch die Flucht entrinnen. — Wieder anderswo klagt er, daß eine jüngere Dame durch ihre frömmelnde Sprödigkeit ihn bis zur Verzweiflung gequält habe. — Poetisch hat er seine damals gemachten Beobachtungen über das Ineinanderübergehen idealer und realer Liebesregungen angedeutet in dem kleinen Gedicht: „Aspasia oder die platonische Liebe." Unter dem Namen Aspasia schildert er eine der Schönen aus seinem „Harem," sich selbst aber unter dem Namen Alkahest. Von Letzterem sagt er:

„. . . . Er war in seiner Art
Ein seltner Mann, wiewohl noch ohne Bart,
Von Ansehn jung, doch altklug im Betragen;
An Unschuld ein Kombab;
Bei Damen, denen er sehr gern Besuche gab,
Kalt wie ein Bild von Alabaster;
Doch seelvoll, wie ein Geist in einem Luftgewand,
Und mit dem unsichtbaren Lande
Beinahe mehr als unsrer Welt bekannt."

Er erzählt nun, wie der Mondschein schwärmerischen Seelen die Welt der Geister aufzuschließen scheine, wie aber hinter dieser körperlosen Schwärmerei oftmals die gegentheilige Empfindung laure. Dann fährt er fort:

„Ein Schwärmer, der in diesem Stande
Mit einer Schwärmerin, wenn alles dämmernd, still
Und einsam um ihn ist, platonisiren will,
Gleicht Einem, der bei dunkler Nacht am Rande
Des steilsten Abgrunds schläft. Auch hier macht Ort und Zeit
Und Er und Sie sehr vielen Unterscheid."

Ferner gehört hierher die Stelle aus „Idris und Zenide:"

„Gestehn Sie (unter uns): ein jugendlicher Freund
Voll Zärtlichkeit, und der nichts Böses meint,
Wie Idris damals war, wird, ohne unser Wollen,
Gefährlicher als ein erklärter Feind.
Man flieht vor einem Faun; doch jenen Unschuldsvollen,

Höhepunkt dieser Richtung in den „Empfindungen eines Christen."

Zunächst allerdings ward diese noch ätherischer, überschwenglicher. In den „Psalmen" oder „Empfindungen eines Christen," die er 1755 dichtete, versuchte er den Ton Davidischer Begeisterung anzustimmen, brachte es aber nur zu einer frostigen und erzwungenen Nachahmung jener erhabenen Hymnen*).

Wie fiel' es Ihnen ein, daß Sie den fliehen sollen?
Indeß geschieht doch oft, daß er, bei warmem Blut,
Was Faunen faunisch thun, nach Platons Weise thut."

Vergl. „Ausgew. Briefe" 1. Bd. S. 158 ff., 240, 254, 290 u. s. w. — In seinem Alter behauptete Wieland einmal, er habe nie ein Frauenzimmer wegen ihrer äußern Schönheit geliebt, selbst Sophie nicht (Böttiger a. a. O. 2. Bd. S. 236). Mörikofer (a. a. O. S. 199) sagt über die damalige Periode Wielands: „In Zürich zeigt sich schon der Grundzug seines ganzen Wesens und seiner späteren Richtung. Er war hier schon völlig der Dichter der Liebe, und so wie bei ihm Leben und Poesie Eins war, so fühlte er sich auch, bei aller Reinheit der Sitten, gedrungen, eine reiche Lebenserfahrung durchzumachen. Von der mütterlichen Freundin, in deren Hause er lebte und deren Sohn er erzog, bis zu dem „Landfräulein, die in einem Leibe, aus dem man wenigstens drei englische Mädchen machen könnte, eine sehr idealische Seele hatte"; von der geistreichen Prima Donna bis zu dem jungen Mädchen, das nichts als hübsch und schlicht war, wurde ihm jedes Verhältniß zu einer eigenthümlichen Liebe."

*) Die Berliner hatten die innere Unwahrheit der Wielandschen Seelenstimmungen frühzeitig herausgefunden. Schon nach dem Erscheinen der „Sympathien" hatte Nicolai in seinen „Briefen über den jetzigen Zustand der schönen Wissenschaften in Deutschland" (1753) bemerkt: „Die Wielandsche Muse ist ein junges Mädchen, das auch, wie die Bodmersche, die Betschwester spielen will und, der alten Wittwe zu Gefallen, sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt, was ihr gleichwohl nicht kleidet. Sie bemüht sich, eine anständige, erfahrene Miene anzunehmen, unter der ihre jugendliche Unbedachtsamkeit nur zu sehr hervorleuchtet, und es wäre ein merkwürdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeitslehrerin sich wieder in eine muntere Modeschönheit verwandelte." Selbst Bodmer schüttelte den Kopf zu der überschwenglichen Frömmigkeit Wielands, da er denselben gleichzeitig in allerhand Liebesverhältnissen befangen sah, an deren rein platonischen Charakter er nicht glauben wollte. „Er ist sehr fromm, sehr christlich geworden," sagte er kurz abbrechend, wenn von Wieland die Rede war. (Mörikofer a. a. O. S. 199.) Schon Wielands „Briefe Verstorbener" waren ihm zu künstlich überspannt. Er schrieb darüber an Heß: „Herr Wieland ist gerade jetzo beschäftigt, die Ohren zu den Reden zu spitzen, die über seinen Briefwechsel in den Himmel und aus dem Himmel geführt werden. Herr Canonicus Z. will nicht glauben, daß man im Himmel so unnatürlich rede." (Ebenda, S. 194.) Lessing in den Literaturbriefen 1. Bd. S. 38 warf den „Empfindungen" vor, sie enthielten mehr „erhitzte Einbildung" als eigentliche Empfindung, gäben

In der Zueignungsepistel, womit er die „Empfindungen“ an den Hofprediger Sack in Berlin sandte, findet sich jener heftige Ausfall gegen Uz, den Wieland selbst später schwer bereute und der ihm mit Recht so sehr verargt ward. Er ging darin so weit, Uz und die ihm Gleichgesinnten, die sogenannten Anakreontiker, als eine „Rotte schwärmender Anbeter des Bacchus und der Venus“, ja als eine „Bande epikureischer Heiden“ zu verketzern und Sack aufzufordern, „der Unordnung und dem Aergerniß“ zu steuern, welches „diese leichtsinnigen Witzlinge“ anrichten.

Nicht blos Lessing wies Wieland wegen dieses Ausfalles derb zurecht, sondern sogar der fromme Gellert fand sich gedrungen, Uz gegen die ihm gemachten Vorwürfe in Schutz zu nehmen*).

Umschlag nach der entgegengesetzten Seite: Wielands Briefe an Zimmermann, sein „Araspes und Panthea.“

Mit diesem stärksten Ausbruche einer wahrhaft fanatischen Verleugnung und Verketzerung aller sanfteren, sinnlichen Empfindungen hatte Wieland gleichsam die Grenzscheide seines inneren Entwickelungslebens erreicht. Von jetzt an sehen wir ihn Schritt um Schritt, und je weiter, je rascher, nach der anderen Seite herniedersteigen.

Diese Wendung in Wielands Lebensanschauung ward gefördert durch eine Bekanntschaft, die er in dieser Zeit machte. Zimmermann, damals Arzt in Winterthur, später bekannt geworden durch seine Schriften „über die Einsamkeit“ und „über den Nationalstolz,“ durch seine Beziehungen zur Freimaurerei und durch sein Verhältniß zu Friedrich II. in dessen letzten Lebenstagen, hatte seiner Natur nach eine gewisse Wahlverwandtschaft mit Wieland, insofern Beide in ihrem Wesen unstet, abspringend, wechselvoll waren; dagegen waren sie darin verschieden, daß Zimmermann, von einem vielseitigen Verkehr mit der Außenwelt

---

auch nicht den wahren Geist des Christenthums wieder, sondern blos eine „schöngeistige Auffassung“ desselben.

*) In einem Briefe an den Grafen Moritz Brühl. Uz selbst schrieb damals an einen Freund (noch ungedruckte Briefe von Uz, mir mitgetheilt von Prof. Henneberg in Meiningen) am 31. Juli 1757: „Dieser rasende Mensch kann mir nicht vergeben, daß ich der Schweizer gespottet und ihn nicht bewundern will. Er hat den Orthodoxen einen Kunstgriff abgelernt, seine Gegner anzuschwärzen. Er macht aus seiner Sache eine Sache der Tugend und der Religion und hetzt sogar die Theologen auf — und wider wen? Wider die armen Dichter, die ihren Wein und ihre Mädchen besingen.“

kommend, einer mehr gesammelten, auch literarischen Thätigkeit zustrebte, während Wieland aus der Bücher- und Ideenwelt, in welcher er bisher fast ausschließlich sich bewegt hatte, einen Ausgang ins Leben, in die Wirklichkeit suchte. Dem Letzteren imponirte die überlegene Welterfahrung seines neuen Bekannten, die kecke Weise, womit dieser frisch ins Leben hineinzugreifen, es zu packen und zu genießen verstand. Wir sehen ihn daher im brieflichen Verkehr mit Zimmermann ebenfalls so viel als möglich diese dem Leben zugewendete Seite seines Wesens hervorkehren, den Mann von Welt, den vorurtheilslosen Philosophen spielen, wahrscheinlich mit nicht weniger Uebertreibung oder Selbsttäuschung, als womit er im Kreise seiner platonisirenden oder frömmelnden Freundinnen den Platoniker und den christlichen Eiferer darstellte.

In der ersten Zeit dieser Bekanntschaft mit Zimmermann (Anfang 1756) schrieb Wieland diesem noch: „Die angenehmste Entdeckung war mir, als ich immer mehr in dem Gedanken bestärkt wurde, daß Sie auch in der Ueberzeugung von unserer heiligen Religion mit mir sympathisiren.“ Als Zimmermann ihm die physiologischen Forschungen des Engländers Hartley zur Beachtung empfiehlt, ist ihm die Tendenz dieser Schriften viel zu materialistisch: „Er wolle“ — äußert er — „den Leib nur als das Sensorium und Instrument der Seele betrachtet wissen“ *). Aber schon bei Uebersendung seiner „Empfindungen eines Christen“ — nur wenige Monate später **) — bittet er ihn (gleich als schäme er sich bereits der Ueberschwenglichkeiten jener Dichtung): „Gehen Sie nicht nach Ihrer eilfertigen Art zu schließen und machen mich zu einem Seraph, Heiligen oder Luftgeist! Ich bin ganz und gar ein Mensch und schäme mich dessen nicht im Mindesten.“

Im Anfange des Jahres 1758 ist er schon einen bedeutenden Schritt weiter. „Meine Moral“, schreibt er, „hat nichts von der Moral der Kapuziner: ich trachte nach dem Charakter des Virtuosen Shaftesburys.“ Was er darunter meint, deutet er später an, indem er dieses Wort mit homme du grand monde übersetzt. Ausdrücklich sagt er sich von der Gemeinschaft mit Bodmers Ideen los, bereut seinen Ausfall auf Uz und gesteht sogar seine Liebe zu Prior und Gay, „ob-

*) Brief an Zimmermann vom 11. Mai 1756. („Ausgewählte Briefe,“ 1. Bd. S. 177.)

**) Desgleichen vom 7. Nov. 1756. (Ebenda, S. 228.)

gleich sie etwas fripons sind", — zu jenem Prior, dessen äußerst schlüpfrige Manier er ein paar Jahre nachher in seiner „Nadine" nur zu getreulich nachahmte! „Ich danke den Schriftstellern nicht", sagt er weiter, „die uns die Tugend häßlich schildern und uns verpflichten wollen, sie zu lieben". Mit Zimmermann glaubt er, daß der Weise alle seine — „innern und äußern" — Sinne ausbilden, alle seine Fähigkeiten üben und der ganzen Natur sich erfreuen müsse. Das sei die wahre Lebenskunst. Zwar inclinire er zu einem Platonismus, aber nicht zu dem fanatischen, von welchem Zimmermann mit so viel Recht ihn ablenken wolle *). Die Zeit, wo Young ihn entzückt habe, sei vorbei; er habe keine Lust mehr, vor der Zeit in die unsichtbaren Sphären zu reisen; er verlange nicht mehr, daß jeder Mensch ein Cato sein solle, und gebe sich nicht mehr damit ab, junge Mädchen in den Mysterien der platonischen Philosophie zu unterrichten **). Und noch vor dem Schlusse des Jahres 1758 ist er zu der Ueberzeugung gelangt, „ein wahrer Philosoph sei vor Gott ein vortrefflicheres Geschöpf, als ein einfältiger Christ ***)!"

Auch in seinen Schriften hatte Wieland inzwischen schon wieder einen andern Ton anzuschlagen begonnen. Nächst einem Trauerspiel: „Johanna Gray", wozu ihm wohl Lessings Sara Sampson den Anstoß und ein englisches Vorbild (von Nicolas Rowe) Stimmung und Erfindung gegeben †), hatte er sich wieder an einen größeren epischen Stoff,

---

*) „Ausgewählte Briefe", 1. Bd. S. 260.

**) Ebenda, S. 317.

***) Voilà — setzt er hinzu — bien de changements, mais qui ont été amenés par des degrés presque imperceptibles (1. April 1758). — Lessing wollte an eine solche Wandlung von innen nicht recht glauben. Er sagte in den Literaturbriefen: „Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben als Herr Wieland. So viel ist unwidersprechlich, daß seine ersten Werke ihn auf einem ganz anderen Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist, so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äußere Umstände veranlaßt worden, hat er sich aus Absichten mit Gewalt in seine jetzige Denkungsart versetzen müssen, so bedaure ich ihn aus dem Innersten meiner Seele."

†) Lessing in den Literaturbriefen tadelte daran neben dem Mangel an Originalität (eine Menge Stellen waren, wie Lessing nachwies, wörtlich übersetzt) hauptsäch-

„Cyrus", gewagt. Diesmal war ihm die Anregung vom wirklichen Leben, durch die Eindrücke des siebenjährigen Krieges, gekommen *). Auch dieses Gedicht blieb Bruchstück. Dagegen arbeitete er eine Episode daraus, „Araspes und Panthea", in halb dramatischer, dialogisirter Form zu einer besonderen Dichtung aus. Und hier zeigt sich schon im vollen Maße der beginnende Wiederdurchbruch jener zwischen sinnlichen Reizungen und moralischer Entsagung schillernden Weise, die Wieland früher im „Anti-Ovid" und in den Moralischen Erzählungen angeschlagen, eine Zeit lang aber, unter der Einwirkung anderer Einflüsse, gänzlich verlassen hatte. Die lüsternen, verführerischen Bilder spielen wieder eine Hauptrolle; zuletzt freilich läuft Alles noch in eitel Entsagung, Heldenmuth, Tugend und rührende Empfindung aus. Wieland suchte sich gegen Zimmermann zu rechtfertigen: er habe nur darum den Araspes „so schlimm", d. h. so sinnlich leidenschaftlich gemacht, „damit Arasambes Gelegenheit habe, recht viel schöne Sachen zu sagen" **).

Unterdessen war Wieland auch äußerlich den Zürcherischen Einflüssen entrückt worden. Er hatte sich (1759) als Erzieher mehrer junger Leute nach Bern begeben.

In Bern waren die Einströmungen französischen Geistes überwiegend. An weiblichem Umgange fehlte es dem Dichter auch dort nicht. Besonders fesselte ihn eine junge Dame von fast männlichem Verstand und Charakter, Demoiselle Julie Bondeli, deren pikantes Wesen ihn zwar

---

lich den Mangel an individualisirender Charakteristik in den Personen. Es seien alles „gute liebe Leute," aber weiter Nichts.

*) „Mein Cyrus," schreibt er an Zimmermann am 24. Februar 1758 („Ausgewählte Briefe," a. a. O.), „gleicht sehr einem großen König; er spricht gut, weiß Krieg zu führen, liebt aber auch die Friedenskünste, hat ein edles Herz, macht aber keine Verse und spielt nicht Flöte." Uebrigens ist auch hier viel Nachahmung, so z. B. in der fast wörtlichen Nachbildung des Voltaireschen Anfangs der Henriade: Descends du haut des cieux, woneben auch das Tassosche: E in van l'inferno a lui s'oppose anklingt.

**) A. a. O. 1. Bd. S. 242. Hier ein paar Züge zur Charakteristik dieser Dichtung! Araspes sieht Panthea im Bade. Er beschreibt dies dem Arasambes mit dem Hinzufügen: „Ich war lauter Seele, die, in Bewunderung verloren, ganz vergaß, daß sie einen Körper habe." Gleich darauf sagt er jedoch, er wolle Panthea „auf menschliche Weise" lieben, und spricht von den „Vorempfindungen des Glückes in ihren willigen Armen." Auch Arasambes moralisirt viel über „seelische" und „sinnliche" Liebe.

erst abstieß, bald aber um so stärker anzog, so daß er eine Zeit lang ernstlich an eine dauernde Verbindung mit ihr dachte*).

Indeß war seines Bleibens in Bern nicht lange; schon im folgenden Jahre kehrte er in seine Vaterstadt Biberach zurück, wo ihm die Stelle eines Kanzleidirectors — ein ziemlich subalterner Posten bei der städtischen Verwaltung — angeboten worden war.

Wieland in Biberach. Stoff zu den „Abderiten"; Entwurf des „Agathon".

Das Leben der kleinen, in Spießbürgerlichkeit und Zopfthum tief versunkenen Reichsstadt enthielt nichts, was einem Geiste wie Wieland Nahrung oder Befriedigung hätte gewähren können. An einem anregenden Umgange fehlte es gänzlich. Kaum daß von der tagesläufigen Literatur einmal sich Etwas in jenen abgelegenen Winkel verlor**). Selbst von wissenschaftlichen Hülfsmitteln sah er sich fast gänzlich entblößt. Das gesellige und bürgerliche Leben bewegte sich im engsten Gesichtskreise. Sein darüber hinausstrebendes geniales Wesen war seinen Mitbürgern theils ein unverstandenes Räthsel, theils ein offenes Aergerniß***). Wieland hat die Beobachtungen und Erfahrungen, die er bei seiner amtlichen Stellung in Biberach gemacht, viel später mit treffender Satire zu jenem lebensvollen Bilde eines kleinen, geistig beschränkten und verkommenen Gemeinwesens verarbeitet, das wir in seinen „Abderiten" (1773) bewundern. Damals jedoch war er zur Satire nicht aufgelegt. Die nüchterne Prosa seines äußeren Berufs drückte ihn schwer darnieder, und überdies befand sich sein inneres Leben in

*) In seinen spätern Lebensjahren sprach sich Wieland über dieses Verhältniß so aus: „Wir befanden uns beide, die Dame sowohl als ich, in einer mehr als gewöhnlichen Stimmung zu der Art von Schwärmerei, die sich das Uebersinnliche gern versinnlichen möchte. Kurz, unsere Seelen zogen einander an; unvermerkt entspann sich eine zärtliche Freundschaft zwischen uns; unvermerkt verwandelte sich diese in eine Art von platonischer Liebe, und zuletzt würde auch diese sich in eine rein menschliche Art zu lieben herabgestimmt haben, wenn die Dame nicht besonnener als ich gewesen wäre und in ihrer Weisheit beschlossen hätte, mich allmälig mit guter Art zu entfernen und die Frau eines Zürchschen Magnaten zu werden." (Mörikofer a. a. O., S. 198.)

**) Wieland versichert (wohl etwas übertreibend), erst 1769 eigentlich erfahren zu haben, wie großes Glück seine bis dahin veröffentlichten Sachen bereits im übrigen Deutschland gemacht hätten.

***) Vergleiche besonders den Brief Wielands an Zimmermann vom 5. Januar 1762. („Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 162 ff.)

einem noch ungelösten Widerspruch. Um sich selbst abzuklären, begann er eine Art von Selbstbekenntniß oder Roman seines eignen Lebens zu schreiben. Das ist der Ursprung des „Agathon“, den er gegen das Ende des Jahres 1761 anfing, mit großen Unterbrechungen fortsetzte und erst 1766 vollendete*). Am Schlusse des Jahres 1762 war er noch schwankend, nach welcher Seite hin Agathon, d. h. er selbst, sich wenden, worin er sein Lebensglück suchen und finden werde**).

Entscheidende Krisis. — Bekanntschaft Wielands mit dem Grafen Stadion und seinem Kreise. Völliger Durchbruch der sinnlichen Richtung in ihm. „Don Sylvio von Rosalva“; die „Komischen Erzählungen“.

Inzwischen hatte er aber schon um die Mitte des Jahres 1762 eine Bekanntschaft gemacht, welche für die Beschleunigung der Krisis in seinem Innern von entscheidendem Einfluß ward. Auf dem Schlosse Warthausen, das eine kleine Stunde von Biberach in anmuthiger Gegend lag, von Gärten und englischen Parkanlagen umgeben, lebte Graf Stadion, ehemaliger erster Minister des Kurfürsten von Mainz, ein schon bejahrter Mann, aber noch voll Kraft und Feuer, in seinem Wesen halb Franzose, halb Engländer, ein großer Freund der Künste und Wissenschaften, ein erfahrener Weltmann und ein gewandter, liebenswürdiger Gesellschafter. Er hatte um sich einen Kreis von Personen, welche durch Geist, Witz, Belesenheit und feine Sitten die anziehendste Gesellschaft bildeten. Unter ihnen befand sich auch als Vertrauter und Factotum des Grafen Herr von Laroche, der Gemahl Sophiens, mit welcher Wieland somit wieder in nähere Berührung kam. In diesem Kreise führte man das angenehmste Leben von der Welt, getheilt zwischen Lectüre, Gespräch, den Freuden der Tafel,

---

*) „Ich habe,“ schreibt er am 5. Januar 1762 an Zimmermann, „vor etlichen Monaten einen Roman angefangen, welchen ich die Geschichte des Agathon nenne. Ich schildere darin mich selbst, wie ich in den Umständen Agathons gewesen zu sein mir einbilde, und mache ihn am Ende so glücklich, als ich zu sein wünschte.“ (Ebenda S. 164.) Er sandte ihn bruchstückweise an Zimmermann und an einige seiner älteren Züricher Freunde.

**) Am 20. Dezember 1762 schreibt er demselben: „Der Himmel weiß, was aus dem guten Enthusiasten W. noch werden kann, und ich stehe Ihnen nicht dafür, daß er nicht in seinem 40. Jahre in die Arme der schönen Danae zurückkehren wird, aus denen er sich im 25. losgerissen; freilich wird die Danae alsdann ein sehr altes Mädchen sein; aber hat nicht Ninon in ihrem 80. Jahre noch die lebhaftesten Begierden erregt? Und dann — giebt es auch ein Alter für die freundschaftliche Liebe?“ (Ebenda, S. 203.)

reizenden Spaziergängen und, zum Schluß, der Aufführung eines Concerts von Jomelli, Graun oder andern Meistern *).

Hierher flüchtete sich Wieland aus der Prosa seiner Geschäfte und der Philisterhaftigkeit seiner alltäglichen Umgebungen, so oft er nur konnte. Hier, im Verkehr mit weltgewandten Personen, sowie in der Lectüre der französischen und englischen Schriftsteller, die er in des Grafen Bibliothek fand, ging ihm eine ganz neue Anschauung vom Leben und seinen Zwecken auf. Die in Zürich begonnene, in Bern fortgesetzte innere Wandlung seines Wesens vollendete sich jetzt mit beschleunigter Schnelligkeit. „Ich bin ein Anderer geworden", schreibt er am 2. Nov. 1762 an Zimmermann, „ich habe aufgehört, Schwärmer, Ascet, Prophet und Mystiker zu sein und bin wieder da angelangt, von wo ich vor zehn Jahren ausgegangen. Plato hat dem Horaz, Young dem Chaulin, die Harmonie der Sphären hat den Arien Galuppi's und den Symphonien Jomelli's, der Nektar der Götter hat dem Tokaier Ungarns den Platz geräumt" **).

Wohl fühlte er selbst, daß der Sprung aus den sublimen Regionen

---

*) „Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 181 ff.

**) Ebenda, S. 195. — Die Erklärung, welche Wieland ebendort von dieser in ihm vorgegangenen, „oder vielmehr," wie er selbst sagt, „nur vollendeten" Verwandlung zu geben versucht, scheint mir dunkel und unbefriedigend. Die vielen Unglücksfälle und Unannehmlichkeiten, die er in den letzten Jahren zu bestehen gehabt, meint er, hätten ihn das Eitle der „großen Worte und der glänzenden Einbildungen" erkennen lassen, die „so verführerisch wären an der Seite einer Guyon oder Rowe, in einer angenehmen Einsamkeit; bei einer so lebhaften Phantasie wie die seinige, und wenn man sich damit für den Mangel aller sinnlichen Vergnügungen entschädigen müsse." Was aus dieser Erklärung für mich hervorgeht, ist einzig und allein die Bestätigung der Ansicht, zu der aber schon der bisherige Lebenslauf Wielands in genügender Weise Anleitung giebt, daß Wielands Idealismus nicht gleich dem Klopstocks auf einer von Hause aus starken Schwungkraft des Geistes beruhte, sondern mehr eine krankhafte Ueberreizung und Ueberspannung war, und daß den Grundton seines Wesens, wie er dies auch einmal selbst ausspricht, der Trieb nach Glückseligkeit, nach Vergnügen und Wohlbefinden bildete. Sonst hätte er, wie Klopstock in seiner entbehrungsvollsten Zeit in Langensalza, gerade bei größter äußerer Bedrängniß am meisten in der innern Erhebung seine Zuflucht finden müssen. Statt dessen versagte ihm jetzt die Kraft des eigenen Aufschwungs, und nur die äußern Reizungen eines behaglichen, sinnlich-geistigen Genußlebens, wie er es in dem Kreise zu Warthausen fand, vermochten ihn aus der gedrückten Stimmung, in welche ihn seine alltäglichen Lebensumstände versetzten, herauszureißen.

der Schwärmerei platt herab auf die Erde fast etwas zu groß und daß es für ihn schwierig sei, sich einfach als Mensch, mit allen Trieben und Gefühlen eines solchen, zu zeigen, nachdem er so lange den Begeisterten, den Seraphiker gespielt. Aber er glaubte es sich selbst schuldig zu sein, ohne Ziererei oder Zurückhaltung sich zu den veränderten Ansichten zu bekennen, welche ihm als Ergebniß bereicherter Erfahrung aufgegangen wären*).

So warf er sich gleichsam mit ganzem Leibe mitten in die neue Strömung hinein. Den Faden der langsam stetigen Entwickelung von innen heraus, den er im „Agathon" zu spinnen angefangen, ließ er ruhen und ging an eine andere Dichtung, worin er seiner bisherigen idealen Denkweise mit Einem Male und in der schroffsten Form absagte. Er schrieb einen Roman in der Manier des Don Quixote, „Don Sylvio von Rosalva oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei" (verfaßt 1762—63, herausgegeben 1764). Schon der Titel verräth das Absichtliche, Tendenziöse der Dichtung. Nicht blos die abergläubische Lust am Wunderbaren, sondern auch die schwärmerische Hinneigung zum Idealen, überhaupt jede höhere, über das Gewöhnliche hinausstrebende Empfindung erfährt hier bittern Spott, und nur der nüchterne, auf das platteste Wohlbehagen gerichtete Verstand behauptet sich als wahre Lebensklugheit.

War hier mehr das verneinende Element der Ironie und Satire vorherrschend, dem nur einzelne cynische Schilderungen als Würze dienten, so ergoß sich dagegen in den „Komischen Erzählungen"**) (1765) der Strom sinnlicher Phantasie in voller, entfesselter Ungebundenheit. Was waren gegen die hier mit breitestem Behagen und gesuchter Lüsternheit ausgemalten wollüstigen Scenen die harmlosen Scherze eines Uz, um deretwillen Wieland einst diesen so hart angelassen hatte***)?

---

*) „Ausgewählte Briefe," 2. Bd. S. 195.

**) Z. B. „Das Urtheil des Paris", „Endymion.";

***) Wieland selbst schrieb an Geßner bei Zusendung einer jener komischen Erzählungen, des „Endymions": „Wenn ich mich zu schämen habe, so ist es wegen aller der puerilen Extravaganzen, wozu mich die platonische Schwärmerei meiner Jugend verleitet hat und wozu auch die alberne Severität gegen Uz und andere ehrliche Leute gehörte." („Auswahl denkwürdiger Briefe," 1. Bd. S. 9.) Dazwischen hatte er wieder Momente, wo er mit Bedauern auf die entflohenen Zeiten „jugendlicher Ein-

Die schweizerischen Bekannten Wielands, besonders die sittenstrengen Züricher, waren außer sich über diese „unsittlichen, unanständigen Erzählungen;“ selbst Zimmermann zeigte sich betroffen und rieth von der Verfolgung des betretenen Weges ab *).

Ausgebildete Philosophie des geistig-sinnlichen Lebensbehagens: „Agathon“, „Musarion“ ꝛc.

Vielleicht ward dies für Wieland ein Grund, im „Agathon“, zu dem er jetzt zurückkehrte, mehr Maß zu halten, besonders den Ausgang des Romans weniger leichtfertig zu gestalten, als er anfangs wohl beabsichtigt haben mochte. Wieland läßt seinen Helden, einen Schüler des Plato, mit dem Sophisten Hippias zusammentreffen, dem Vertreter einer ganz entgegengesetzten Lebensanschauung. Dieser sucht ihn zu überzeugen, daß das einzige zwingende Gesetz für den Menschen die Stimme der Natur sei, daß der Mensch Alles dürfe, was er könne, so lange er dadurch nur Andern nicht schade; daß der Mensch ein Recht habe auf alles das, was seine Triebe ihm begehrenswerth machen. Da Agathon gegen diese Lehren taub bleibt, verbindet Hippias sich mit der schönen und geistreichen Buhlerin Danae, einer Schülerin der Aspasia, die durch jede Art von seelisch-sinnlichem Reiz, durch die Grazie des Tanzes wie durch witzig-belebtes Gespräch ihn zu fesseln und ganz in ihre Netze zu ziehen weiß. Eine Zeit lang lebt Agathon mit ihr ein Leben voll Entzückungen, getheilt zwischen sinnlicher Wollust und verfeinertem geistigen Verkehr. Endlich erwachen seine idealeren Regungen wieder; er erkennt, daß ein Schwelgen im bloßen Genusse des Weisen unwürdig sei; er verläßt Danae und begiebt sich nach Syrakus zum Tyrannen Dionysos, den er durch seinen Rath zu einem milden Regenten zu machen versucht. Er wird aber, weil er dadurch den Eigennutz der bisherigen Rathgeber des Dionysos verletzt, bei dem Tyrannen angeschwärzt und von diesem in den Kerker geworfen. Wieder in Freiheit gesetzt, kommt er nach Tarent zum Archytas, und lernt von diesem jene mäßige Weisheit, die den Menschen nicht wie die Ideallehre Plato's gänzlich der Wirklichkeit entrückt, vielmehr ihn nur diese Wirklichkeit selbst von ihrer besten Seite kennen lehrt. In dieser Gemüthsstimmung trifft er wieder

---

falt und Reinigkeit der Seele“ zurückblickte, in denen „der bloße Ton der Stimme, das leiseste Berühren der Hand der Geliebten sein ganzes Wesen erfüllte.“ („Ausgewählte Briefe,“ 2. Bd. S. 238.)

*) „Ausgewählte Briefe,“ 2. Bd. S. 241, 254, 262, 266; „Auswahl denkwürdiger Briefe,“ 1. Bd. 1. 2. 3. 14. Brief.

mit Danae zusammen. Auch sie hat inzwischen die heftigeren Regungen der Leidenschaft verlernt, auch sie sucht jetzt das Glück in den sanfteren Freuden der Weisheit, bestärkt daher Agathon in seinen Vorsätzen und bietet ihm statt der vormaligen Liebe das dauerndere Bündniß einer Freundschaft der Seelen an.

So klingt der „Agathon“ immer noch ziemlich idealistisch aus. Der Genuß des irdischen Daseins auch nach seiner sinnlichen Seite wird zwar als vollberechtigt anerkannt, die Uebertreibungen einer Philosophie der bloßen Entsagung oder Entsinnlichung werden gerügt; aber die Sinnlichkeit selbst erscheint gemildert durch einen Zusatz seelischer Grazie und durch die Beschränkung auf ein weises Maß. Kecker tritt das faunische Element hervor in der nächsten Erzählung Wielands: „Idris und Zenide“ (ebenfalls 1766). Der Schwärmer Idris klagt seinem leichtblütigeren Freunde Ithifall, daß seine Geliebte allzu kalt bleibe bei den zärtlichsten Betheuerungen seiner Liebe. Ithifall verlacht ihn, daß er mit Worten um Liebesgunst werbe; er solle mehr wagen, dann werde er glücklicher sein. In lüsternen Bildern wird sodann geschildert, wie gerade die Momente schwärmerischer Verzückung der Seelen diejenigen seien, in denen auch die sinnliche Empfindung am leichtesten zu ihrem Rechte gelange *).

Dagegen athmet wieder „Musarion“ (1768) jene gemäßigtere Lebensphilosophie, welche die Mitte hält zwischen der unnatürlichen Entsagung des Schwärmers und einem blos rohen Sinnesgenuß, jene „harmonische Vereinigung“, wie der Dichter es ausdrückt, „von Weisheit und Natur.“ Wie im Agathon die hohen Ideen des Plato, so werden hier einerseits die herbe Sittenstrenge der Stoa, andererseits die pathetische Weisheit der Pythagoräer verspottet. Der Stoiker wie der Pythagoräer, Beide zeigen sich gleich unvermögend, den Reizungen der Sinnlichkeit zu widerstehen, und fallen aus ihren luftigen Höhen platt auf die Erde herab, der Eine vom Bacchus, der Andere von der Venus besiegt. Ueber Beide triumphirt

*) Eine dieser Stellen ward oben Seite 193 angeführt. Wieland hat später selbst an dieser wie an anderen seiner Dichtungen aus der gleichen Periode Manches geändert, gemildert: für die Beurtheilung seiner innern Entwicklungsgeschichte, wovon jede dieser Dichtungen gleichsam ein Bruchstück ist, kommen natürlich solche spätere Aenderungen nicht in Betracht, wie sie denn auch von den Wirkungen nichts ungeschehen machen konnten, welche die ursprüngliche Fassung auf die Nation hervorgebracht.

Musarion, die Vertreterin jener „reizenden Philosophie“, die sich nicht anmaßt, über allem Sinnlichen und Irdischen erhaben zu sein, ebensowenig aber sich von diesem ganz gefangen nehmen und zur Sclavin machen läßt. Sie heilt den schwärmerischen Jüngling Fanias von seiner idealistischen Ueberschwenglichkeit, hält ihn aber auch, da er, ins andere Extrem fallend, in sinnlicher Liebe für sie entbrennt, in weisen Schranken und leitet ihn an zu jener heiteren Ruhe, die das Leben genießt, so viel sie kann, zufrieden entbehrt, was das Schicksal ihr versagt, und weder von heftigen Schmerzen, noch von leidenschaftlichen Trieben aus ihrem Gleichmaße gebracht wird*).

Allgemeine Charakteristik der Dichtungen Wielands aus dieser und der späteren Zeit.

Das gleiche Thema hat Wieland seitdem noch in zahlreichen Dichtungen — den „Grazien“, den „Dialogen des Diogenes“, dem „Neuen Amadis“ u. a. m. —

---

*) Die Quintessenz dieser Lebensphilosophie findet sich in den nachstehenden viel citirten Versen ausgedrückt:

„Die hohe Schwärmerei taugt meiner Seele nicht,
So wenig als Theophrons Augenweide:
Mein Element ist heitre, sanfte Freude,
Und alles zeigt sich mir im rosenfarbnen Licht.
Ich liebe dich mit diesem sanften Triebe,
Der, Zephyrn gleich, das Herz in leichte Wellen setzt,
Nie Stürm' erregt, nie peinigt, stets ergötzt.
Wie ich die Grazien, wie ich die Musen liebe,
So lieb' ich dich. Wenn dies dich glücklich machen kann,
So fängt dein Glück mit diesem Morgen an,
Und wird sich nur mit meinem Leben enden.
. . . .
Die reizende Philosophie,
Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
Betrachtet, dem Geschick sich unterwürfig macht,
Nicht wissen will, was alles das bedeute,
Was Zeus in räthselhafte Nacht
Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
Und sich dazu, sie drum nicht minder liebet;
Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner fliehet.“

behandelt. Die Anpreisung einer Lebensphilosophie des heiteren Behagens, der harmonischen Ausbildung und Uebung aller Anlagen der menschlichen Natur, der sinnlichen wie der geistigen, zum Zweck der Verschönerung des menschlichen Daseins, dies, nebst der Verspottung jeder Art von Schwärmerei, Idealisterei, Prüderie, Sentimentalität oder Scheinheiligkeit, bildet von jetzt an den gleichmäßigen Grundton seiner Poesie, und weder sein äußerer Lebensgang noch der Einfluß des neben ihm rastlos fortschreitenden geistigen Lebens der Nation vermag daran wesentlich etwas zu ändern. Zwar scheint es, als ob der Aufenthalt in dem lockern Erfurt (wohin er 1769 als Professor der Philosophie an der dortigen höheren Schule unter sehr günstigen Bedingungen berufen ward) und der Umgang mit Männern wie Riedel, Bahrdt u. A., seine Vorliebe für das Schlüpfrige und Derbsinnliche noch mehr hätte entfesseln müssen, und in der That könnten sowohl der ganze „Combabus“, als zahlreiche Stellen im „Neuen Amadis“ und auch im „Diogenes“ diese Vermuthung gar wohl bestätigen; doch ist der Ton in diesen Schriften im Ganzen wie im Einzelnen kaum frivoler, als in den „Komischen Erzählungen“, ja ihr Grundgedanke sogar, wenn man will, einigermaßen mehr idealistisch, denn im „Neuen Amadis“ trägt nicht körperliche, sondern geistige Schönheit den Sieg davon, Diogenes erscheint als Vertreter einer durch Philosophie gemäßigten Sinnlichkeit, und im „Combabus“ ist der Zweck des Helden sogar ein streng sittlicher, nur das Mittel ist cynisch und enthält eine Satire auf die sittliche Kraft des Menschen zur Entsagung. In Weimar andererseits, wohin Wieland im Jahre 1772 von Erfurt übersiedelte, um die Leitung des Erbprinzen Carl August zu übernehmen, und wo er bis an sein Lebensende blieb, mußte wohl der persönliche Einfluß und das Beispiel von Männern wie Herder, Goethe, Schiller auf seine empfängliche und leichtbestimmbare Natur einigermaßen abklärend und vertiefend wirken, und die Spuren dieser Wirkungen sind auch sowohl in dem gehalteneren Ernst seiner größeren philosophischen Romane, „Peregrinus Proteus“, „Agathodämon“ u. a., als in dem harmloseren Tone der, von frivolisirender Absichtlichkeit leidlich freien Mährchendichtungen aus dieser Zeit*) unschwer zu erkennen. Allein dazwischen kommt doch

*) Die meisten der letzteren dichtete Wieland auf Goethe's Anregung, wie dieser versichert. (Eckermann's „Gespräche mit Goethe“, 1. Bd. S. 344.)

auch wieder, sogar bei dem schon zum Greis gewordenen Dichter, bisweilen der Faun zum vollen Durchbruch, so z. B. in der „Wasserkufe“ (1795).

„Oberon“ und „Abderiten“. — Die literarische und die kulturgeschichtliche Bedeutung Wielands.

Wie dem auch sei, gewiß ist, daß eine eigentlich neue oder veränderte Lebensanschauung des Dichters in diesen späteren Erzeugnissen seiner Muse nicht zu Tage tritt. Was den „Oberon“ anbelangt, wohl die einzige Dichtung Wielands (etwa die „Abderiten“ ausgenommen), die auch vor dem heutigen Zeitgeschmacke bestehen kann und daher noch immer nebst jenen eine geachtete Stelle in der Literaturgeschichte behauptet, so steht sie gänzlich außerhalb der tendenziösen Richtung, welche die anderen kennzeichnet, und vielleicht ist es gerade diese Harmlosigkeit und Tendenzlosigkeit, welcher sie nächst den vielen glänzenden Eigenschaften, die sie mit jenen theilt, der Leichtigkeit und dem Wohllaute des sprachlichen Ausdrucks, dem Reiz und Reichthum der Schilderungen, den feinen psychologischen Beobachtungen u. a. m. den Erfolg größerer Unvergänglichkeit zu danken hat.

Wir halten uns bei diesen formalen Vorzügen der Wielandschen Poesie nicht auf. Ihre Würdigung ist Sache der Literaturgeschichte. Diese mag auch die Frage entscheiden, wie hoch das Verdienst Wielands anzuschlagen sei, durch eine glückliche Nachahmung der anmuthigen, geistreichen, witzigen Dichtweise der Franzosen, Italiener und Engländer, eines Voltaire, Crebillon, Boccaccio, Shaftesbury u. A., die höheren Gesellschaftsklassen Deutschlands von der ausschließlichen Vorliebe für diese fremden Literaturen abgezogen und daran gewöhnt zu haben, auch an deutschen Literaturwerken Geschmack zu finden, und ob es damit nicht eine ähnliche Bewandtniß habe wie mit den Bestrebungen Gottscheds, an die Stelle des französischen Theaters ein deutsches im französischen Style zu setzen. Wielands literaturgeschichtliche Bedeutung — und um diese ist es uns hier zu thun — liegt ganz wo anders; sie reicht viel weiter hinab auch in die breiteren Schichten der Nation, den gebildeten Mittelstand, sie ist viel tiefer mit der Gesammtentwickelung des geistigen Lebens unseres Volkes verkettet, als jene doch immer nur sehr beiläufigen und für den nationalen Kulturfortschritt im Ganzen wenig belangreichen Geschmacksliebhabereien der sogenannten guten Gesellschaft.

Wieland glich den Dichtern der Empfindsamkeit und namentlich den Seraphikern darin, daß auch bei ihm Leben und Dichten in Eins zusammenfiel, daß, wie er selbst sagt, „die Geschichte seiner Werke zugleich die Geschichte seines Geistes und Herzens, in gewissem Sinne seines ganzen Lebenslaufs ist“*). Doch haben seine Dichtungen vor denen der Empfindsamkeitsdichter das voraus, daß sie nicht blos eintönige Stimmungen, sondern ganze Situationen mit mehrfach wechselnden, auch contrastirenden Empfindungen, abspiegeln, also den Reiz der Mannigfaltigkeit und der Entwickelung an sich tragen. Dies kommt daher, daß Wieland sich nicht blos in einer, sondern in beiden Welten, der übersinnlichen und der sinnlichen, bewegte, und zwar in der letztern viel rückhaltloser und mit viel größerer Vorliebe, als in der erstern**). Aus diesem Grunde wählte auch Wieland für seine Dichtungen meist die Form des Romans, und ward so für die deutsche Literatur der Schöpfer jener Gattung von Romanen (wir möchten sie psychologische oder auch pathologische nennen), in welchen der Dichter gleichsam sein eigener Held ist, in welchen er sein Werden oder Gewordensein, die Entfaltungen und Wandlungen seines innersten Seelenlebens abmalt.

Wieland als Schöpfer des psychologischen Romans.

Das gilt nicht blos vom „Agathon“, von welchem Wieland ausdrücklich eingesteht, daß er darin sich selbst habe schildern wollen; das gilt gleichermaßen vom „Musarion“, vom „Diogenes“ und noch von vielen anderen seiner Erzählungen; in jeder derselben tritt eine bestimmte Seite seines Wesens, eine bestimmte Phase seines Denkens und Empfindens hervor.

Darin allerdings zahlte er noch dem Geiste seiner Zeit seinen Tribut, daß er es nicht wagte, mit offenem Visir und in eigener Gestalt auf die Bühne herauszutreten, vielmehr die Personen und die Scenerien seiner Romane möglichst weit hinweg in ferne Zeiten und in ferne Gegenden verlegte, gleich als wollte er dadurch jede Vergleichung zwischen der Dichtung und der Wirklichkeit von vornherein abschneiden. Er

*) S. den „Vorbericht“ zu Wielands „Sämmtlichen Werken“, im 1. Bd. derselben.

**) „Er gefiel sich“, wie Goethe sagt („Werke“, 25. Bd. S. 90) „im Widerstreit beider Welten, wo sich zwischen Scherz und Ernst, im leichten Gefecht, sein Talent am Allerschönsten zeigte.

folgte darin gewissermaßen dem Beispiele der Anakreontiker, welche auch ihre Liebeshuldigungen meist an eingebildete Namen aus der griechischen Heroen- oder Schäferwelt, nicht an bestimmte Persönlichkeiten aus der Gegenwart, richteten. Aber, wie Klopstock an die Stelle jener Chloen, Alkmenen u. A. seine Fannys und Metas gesetzt hatte, so bedachten sich auch die Nachfolger Wielands nicht, die Romane ihres Lebens aus dem fernen Griechenland nach Deutschland oder in dessen Nachbarschaft, aus dem Alterthum in die unmittelbare Wirklichkeit zu verlegen, ja zum Theil (wie Thümmel in seinen „Reisen ins mittägliche Frankreich") sich selbst persönlich als die Helden der geschilderten Erlebnisse ungeschminkt darzustellen.

Seine Mängel in dieser Hinsicht.

Der Kampf zweier Welten, der übersinnlichen und der sinnlichen, um die menschliche Seele, den Wieland in seinen Dichtungen als die Geschichte seines Lebens schildert, erscheint bei ihm freilich lange nicht unter jenen großartigen Verhältnissen und mit jener erschütternden Wahrheit, womit später Goethe in seinem „Faust" ihn zu einem so gewaltigen Seelendrama gestaltet. Wielands mehr philosophische als poetische Natur erfaßte dieses Problem nicht mit der Vollgewalt des Gefühls, sondern nur mit der dialektischen Schärfe des Verstandes, mehr witzig als gemüthvoll, mehr ironisch als tragisch. Er besaß weder die volle Hingebung der Begeisterung, um sich mit ganzer Seele in die erhabenen Tiefen des Uebersinnlichen zu versenken, noch aber auch die rechte Naivetät der Leidenschaft, um sich rückhaltlos dem Taumel der Sinne anzuvertrauen. Selbst bei dem höchsten Fluge seiner Schwärmerei konnte er sich eines liebäugelnden Blickes nach den Reizen der Sinnlichkeit nicht enthalten, und selbst bei dem frivolsten Tändeln mit diesen Reizen schien ihn bisweilen eine geheime Scheu vor eben jenem Höheren, das er verspottete, zu beschleichen*). Wie man mit Recht dem Ernst oder doch der Dauerhaftigkeit seiner Gesinnungen mistraute, wenn er den Platoniker oder gar

*) In Bezug auf das Erstere s. die Note auf S. 183, 190 oben. Was das Letztere betrifft, so hat Goethe dies sehr fein angedeutet, wenn er von Wieland sagt (a. a. O. S. 91): „Man verzieh ihm, wenn er das, was man für ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache."

den überchristlichen Mystiker spielte*), so fehlt ihm auch die überzeugende und mitfortreißende Gewalt sinnlicher Empfindung, wie raffinirt lüstern und verführerisch er auch die Reizungen der Sinnlichkeit, die Lust, zu verlocken oder verlockt zu werden, schildern mag. Immer ist es, als wäre bei diesen Schilderungen nicht das ganze, tiefste Wesen des Dichters, sondern nur der kalte, berechnende Verstand betheiligt; als käme es ihm nur darauf an, wie ein Redner Effect zu machen oder wie ein Professor seine Thesen durchzuführen und mit Beispielen aus dem Leben zu illustriren **). Wieland hatte dem Vorwurf der Schlüpfrigkeit seiner Schriften die Reinheit seines Lebenswandels entgegengehalten, dabei aber nur nicht bedacht, daß, indem er sich so als Mensch rechtfertigte, er sich als Dichter selbst anklagte, indem er seine Darstellungen des Mangels innerer Wahrheit zieh ***). Daher

---

*) Vgl. die Note auf S. 196 oben.

**) Schiller in seiner Abhandlung „über naive und sentimentalische Dichtung" macht darüber die treffende Bemerkung: „Auch die bedenklichsten Schilderungen Wielands von dieser (der sinnlichen) Seite haben keine materielle Tendenz . . . Aber Wieland scheint mir von dem ganz eigenen Unglück verfolgt zu sein, daß dergleichen Schilderungen durch den Plan seiner Dichtungen nothwendig gemacht werden. Der kalte Verstand, der den Plan entwarf, forderte sie ihm ab, und sein Gefühl scheint mir so weit entfernt, sie mit Vorliebe zu begünstigen, daß ich in der Ausführung selbst immer noch den kalten Verstand zu erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es dem Dichter erlaubt ist, sich bei Entwerfung eines Plans einer solchen Gefahr auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der (ich will dies einmal zugeben) nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und Beide bei Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt, — dies ist es, was ich begreifen und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte." — Heinse, dem Wieland einmal zu große Glut seiner sinnlichen Schilderungen vorwarf, wies diesen Vorwurf mit dem Bedeuten zurück, er, Heinse, schreibe doch wenigstens „im Taumel der Phantasie", während Wielands Darstellungsweise immer eine „räsonnirte" sei.

***) In seinen „Unterredungen mit dem Pfarrer von **" (1775). Wenn Wieland ebendort sagt: „Pflicht des Dichters sei es, alle Arten von Charakteren so darzustellen, wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbilde," so würde eine solche Rechtfertigung gelten, wenn er blos hier und da sinnlich leidenschaftliche Charaktere und die ihnen entsprechenden Situationen schilderte, aber sie reicht nicht aus, um die

sind auch die Helden und Heldinnen seiner Romane nicht überkräftige, vollblütige Naturen, die ein unwiderstehlicher innerer Drang dem sinnlichen Lebensgenuß in die Arme treibt, vielmehr entweder kühle, reflectirende Charaktere, welche sich ein Mittelmaß sinnlich-geistigen Behagens, zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig, mit nüchterner Bedachtsamkeit zurechtlegen, wie Danae und Musarion —; oder lockere Gesellen, die ihre Lust daran haben, durch Verführung Anderer die Schwäche der menschlichen, ganz besonders der weiblichen Natur, und die Verkehrtheit dessen, was man Tugend, Enthaltsamkeit nennt, zu beweisen — wie Ithiphall und jener fahrende Ritter im „Neuen Amadis", der förmlich darauf auszieht, hundert Schöne zu besiegen, um mit ihren Bildnissen die hundert Felder seines Fächers zu schmücken; oder endlich Personen, deren scheinbar abgetödtete Sinnlichkeit durch allerlei Lockungen und Gelegenheiten zum Sündigen noch einmal aufgestachelt wird, wie der Grottenheilige in eben jenem Roman und der Eremit in der „Wasserkufe", — kurz, abgezogene, ausgeklügelte Schemen, Verkörperungen eines Princips, einer Theorie, nicht wirkliche Gestalten von Fleisch und Blut.

Wieland fälschlicherweise als „Dichter der Liebe" gepriesen.

Man hat Wieland den „Dichter und Philosophen der Liebe" genannt, hat von ihm gerühmt, er habe zuerst der deutschen Literatur einen Gegenstand der Darstellung

---

sichtliche Planmäßigkeit, womit Wieland in fast allen seinen Dichtungen eben nur solche Charaktere und solche Situationen malt, zu entschuldigen. Er selbst äußerte einmal (wie sein Biograph Gruber berichtet, a. a. O. 1. Bd. S 226), er habe weniger unmittelbare (d. h. doch wohl aus eigener Erfahrung geschöpfte) Veranlassung gehabt, als tausend Andere, über die Laster, zu denen der thierische Theil des Menschen einen so starken natürlichen Hang habe, Betrachtungen anzustellen. In dem 1782 erschienenen „Tableau de l'Allemagne et de la littérature allemande, par un Anglais" ist gesagt: Wieland sei durch Crebillon angeregt worden, habe aber gefunden, daß dieser neben seiner amüsanten Darstellung „zu wenig philosophire", und habe daher philosophische Betrachtungen über die Wollust, den Sinnengenuß u. s. w. angestellt. — Die Bemerkung von Gervinus, Wieland habe „die Freuden seiner Ehe mit antiker Unbefangenheit in seine gleichzeitigen Schriften übergetragen", und „die eheliche Freiheit habe ihn muthig gemacht, einem Geschlechte die Gemälde der Liebe vorzuschildern, das dessen langeher nicht gewohnt war", befriedigt uns, abgesehen von allem Andern, schon aus dem äußern Grunde nicht, weil fast das Leichtfertigste, was Wieland schrieb (die „Komischen Erzählungen"), vor die Zeit seiner Ehe fällt.

zurückgegeben, der ihr verloren gegangen gewesen und ohne welchen sie nicht bestehen konnte*). Es ist wahr, die Dichter der Empfindsamkeit hatten sich an die süßen Empfindungen der Liebe kaum recht gewagt; selbst die Anakreontiker hatten meist nur erkünstelte Herzensregungen in ziemlich frostigen Weisen besungen; in dem Alles verzehrenden Strahl des Klopstockschen Idealismus vollends war jedes sinnliche Element der Liebe hinweggeschmolzen und fast nur der reine Aether überirdischer Schönheit zurückgeblieben. Allein auch Wieland kennt das wahre Wesen der Liebe nicht, weder jenes sanfte, seelische, welches das Herz mit seinem milden, aber unvergänglichen Feuer erwärmt, noch auch sein Widerspiel der urgewaltigen Glut sinnlicher Leidenschaft, welche Körper und Geist in einen einzigen Wirbel des Rausches fortreißt. Was Wieland unter dem misbrauchten Namen der Liebe verherrlicht, das ist entweder die feile oder doch egoistische Liebelei einer Buhlerin, aufgeputzt mit einiger gleißenden Zuthat geistreich geselligen Reizes, oder die plump thierische Begier eines Faun oder Satyr, oder die kaltverständige, planmäßige Verführungslust des kecken Abenteurers, oder endlich die widerliche Lüsternheit des abgelebten Greises, der noch einmal zum Genusse aufgestachelt wird. Jene hingebende, ihren Gegenstand mit Herz und Sinnen gleichmäßig umfassende Liebe, wie sie Goethe zuerst mit so unnachahmlichem Reiz in die deutsche Poesie eingeführt hat, ist nimmermehr aus dem schlüpfrigen Boden Wielandscher Geilheit hervorgesprossen, weit eher aus der innigen, wenn auch etwas überschwänglichen Schwärmerei Klopstocks, aus den Einflüssen eines Richardson, Goldsmith u. A., daneben aus der derben, aber naiven Liebesempfindung Christian Günthers — vor Allem aus Goethes eigenem reichen Innern. Wo fände sich denn auch in allen den zahllosen Liebesscenen bei Wieland ein einziges Urbild zu einem Clärchen oder Gretchen, zu einer Lotte oder einer Friederike von Sesenheim?

Wieland der Urheber des „Epikureismus als Doctrin" in der deutschen Literatur.

Was Wieland der deutschen Literatur vererbte, — als ein Vermächtniß von viel zweideutigerem Werth — das war jene grundsätzliche Verherrlichung des bloßen Lebensgenusses als der höchsten, ja einzigen Bestimmung des Menschen, oder, um einen Ausdruck zu wiederholen, den wir schon

*) Gervinus „Geschichte der deutschen Dichtung", 4. Bd. S. 265.

im Eingange dieses Abschnitts anführten, „der Epikureismus als Doctrin“, wobei natürlich in erster Reihe die Liebe als eine, wenn nicht ausschließlich, doch vorzugsweise sinnliche Empfindung, also, richtiger gesagt, die Wollust, eine Rolle spielte.

Daß man von den allzu erhabenen Höhen der Verachtung alles Sinnlichen, auf denen die überschwänglichen Seraphiker die Menschen festzuhalten gesucht, wieder auf die Erde herabstieg, war natürlich und richtig. Angesichts des finstern Ernstes jener halb stoischen, halb platonischen Lebensanschauung erschien jene leichtlebige Philosophie, „die, was Natur und Schicksal uns gewähret, vergnügt genießt“, gar wohl berechtigt. Ja auch das kann uns nicht Wunder nehmen, daß, nachdem einmal jener Weg verlassen und dieser betreten war, man auf dem letzteren ebenso bis zum Extreme fortging, wie vorher auf dem ersteren, daß dem Fanatismus der Schwärmerei und der Entsinnlichung des Menschen ein gleicher Fanatismus des Schwelgens in sinnlichen Genüssen und des Kampfes wider das kalte Tugendideal absoluter Enthaltsamkeit gegenübertrat. Man hatte den sinnlichen Theil des Menschen ungebührlich unterdrückt und verachtet, indem man den Menschen nur als ein ätherisches Wesen behandelte — der Unterdrückte rächte sich jetzt an seinem Unterdrücker und machte seine eigenen, zu lange misachteten Rechte ungestüm geltend. Man hatte die natürlichen Triebe zu ertödten versucht; um so unbändiger sprengten sie jetzt jede Fessel, durchbrachen jede Schranke und verlangten laut nicht blos nach Freiheit, sondern nach Herrschaft, nach Alleinherrschaft.

Auch ging Wieland — man muß ihm diese Gerechtigkeit widerfahren lassen — selbst bei seiner Verkündigung des Evangeliums von der Emancipation des Fleisches (wenn es uns gestattet ist, diesen modernen Ausdruck vorgreifend zu gebrauchen) mit einer gewissen Mäßigung zu Werke — sei es aus Temperament, sei es, weil er den angewöhnten Respect vor einem strengeren Begriff vom Leben niemals ganz vergessen konnte. Allein der einmal entfesselte Strom brauste und schäumte bald hoch über alle Ufer. Wie die Seraphiker über Klopstock, so gingen auch Wielands Schüler und Nachfolger über ihn selbst weit hinaus.

Ausbreitung und Fortbildung dieser Richtung durch Heinse, Fr. H. Jacobi, Thümmel, Goethe.

Heinse in seiner „Hildegard von Hohenthal“ predigte ungescheut einen Kultus des Nackten, dem er durch die Form der Kunstbegeisterung eine gewisse ideale Be-

rechtigung zu geben versuchte. Thümmel in der Einleitung zu seinen „Reisen“ erklärte, er wolle „der Natur wieder zu ihren Rechten verhelfen“; der Philosoph Fr. H. Jacobi ließ in „Allwills Briefsammlung“ seinen Helden ein Glaubensbekenntniß ablegen, dessen Hauptsätze sind: „Genießen und Leiden ist die Bestimmung des Menschen. Meine gute Natur verlangt, daß ich jede Kraft der Menschheit in mir rege werden lasse! Laß alle Freuden der Natur in dir lebendig werden; vertraue unumschränkt der allgütigen Mutter; ströme hin in endlosem Entzücken!“*) — ein Glaubensbekenntniß, dem er zwar selbst die beschränkenden Forderungen der Moral und der gesellschaftlichen Sitte entgegenhielt, doch ohne verhehlen zu können, daß jene freien Regungen menschlichen Wesens ihm als das ursprünglich Berechtigtere erschienen **). Ihren Höhepunkt erreichte diese Strömung endlich in jenen gewaltigsten Accorden, in denen Goethe seinen Faust den Idealismus abschwören und der vollen Erdenlust sich hingeben läßt; in jenen Worten:

„Laß in den Tiefen der Sinnlichkeit
Uns glüh'nde Leidenschaften stillen!“

Wieland selbst erschrak über diesen wilden Drang der Unersättlichkeit und Schrankenlosigkeit, der sich bei seinen Schülern und Nachfolgern kundgab. Was bei ihm nur ein lüsternes Spiel „zwischen Scherz und Ernst“ gewesen war, das sah er hier zu titanenhaft dämonischer Leidenschaft emporgeschossen. Aber er konnte nicht ableugnen, daß er selbst den ersten Anstoß dazu gegeben, daß es nur die unausbleibliche

*) S. 148, 192, 198.

**) Wir berufen uns dabei auf Aeußerungen wie die folgenden: „Das Wesen der Natur ist Unschuld; wenn wir annehmen, was sie uns in's Ohr raunt, werden wir uns so wohl befinden, als irgend Jemand unter dem Monde“; „Wir brauchen starker Leidenschaften“; „Besser, zuverlässiger als alle Sittenlehre ist das Herz des Edelgeborenen“ (Ebenda, S. 187 ff). Die ernüchternden Schlußbetrachtungen über die „Theorie der Unmäßigkeit“, die „Uebermacht des Gedankens über die sinnlichen Triebe“, die Nothwendigkeit bestimmter „Grundsätze“, sogar unter Berufung auf das Kantsche Moralprinzip — diese Betrachtungen können den Eindruck nicht verwischen, den vorher einen ganzen Band hindurch die Schilderung des Helden mit der „ganzen Fülle und Kraft seines Wesens“ und mit eben jenem glutvollen Drange, der keine Schranke anerkennt, auf den Leser machen muß und wohl auch machen sollte. Das fühlte Wieland heraus und darum erschrak er vor den hier zu Tage tretenden Consequenzen seines Prinzips.

Consequenz seiner eigenen Ansichten war, was ihm hier überraschend und beängstigend entgegentrat*).

Charakteristik und Kritik dieser ganzen Lebensanschauung.

Auch waren es nicht so sehr diese einzelnen jähen Ausbrüche eines überkräftigen sinnlichen Dranges, welche das stärkste Bedenken gegen diese neue Art der Lebensanschauung erregten — im Gegentheil! eine solche wirklich und wahrhaft empfundene Leidenschaft war poetisch wie sittlich gewiß weit berechtigter, als die berechnet frivolisirende Weise Wielands —, viel schlimmer als solche äußerste Consequenzen des Prinzips war das

*) Heinse bekennt sich ausdrücklich (in der schon oben angeführten Stelle) als Wielands Schüler. Wir sahen, wie Wieland ihn verleugnen und zurechtweisen wollte und wie Heinse ihn zurechtwies. Gegen Jacobi sprach sich Wieland in ähnlicher Weise betroffen aus nach dem Erscheinen von dessen „Allwill", 1776. Goethe zeigt sich als Jüngling von der Wielandschen Richtung lebhaft ergriffen. Er schreibt 1770 aus Frankfurt a. M. nach Leipzig an den Buchhändler Kuh, den Verleger Wielands: beim Lesen des „Diogenes" hätten ihn jene „gemischten Empfindungen" überkommen, die Wieland „so süß" zu malen verstehe. Nächst Oeser und Shakespeare sei Wieland der Einzige, den er für seinen ächten Lehrer zu erkennen vermöge. „Empfinden und Schweigen", fährt er fort, „ist Alles, was man bei diesem Werke thun kann; selbst loben soll man einen großen Mann nicht, wenn man nicht so groß ist wie er." Kuh möge dem Verfasser des „Diogenes" schreiben: er (Goethe) sei zwar nicht Mann genug, um dessen Verdienste zu schätzen, aber er habe doch ein genug „zärtliches Herz, sie zu verehren" („Goethe's Briefe an seine Leipziger Freunde", herausgegeben von O. Jahn, S. 215, 217). Von „Musarion" sagt er (in „Dichtung und Wahrheit", „Werke", 25. Bd. S. 90): er habe darin „das Antike lebendig und neu wieder zu sehen geglaubt." Wieland seinerseits schrieb nach der ersten Bekanntschaft mit Goethe (1775) an Jacobi: „Dieser wunderbare Knabe, den ich als meinen eingebornen Sohn liebe und, wie einem ächten Vater zukommt, meine innige Freude daran habe, daß er mir so schön über den Kopf wächst!" Aus eben jenem Briefwechsel Goethes mit den Leipziger Freunden ersehen wir, daß Thümmels „Wilhelmine" (die eben damals erschien) mit den Wielandschen Sachen auf eine Linie als geistesverwandt gestellt ward. — Noch schlimmer ging es Wieland mit so manchen Ausgeburten einer rein cynischen Poesie, die ihm, als durch seinen Vorgang angeregt, zur Last geschrieben wurden oder sich auch wohl selbst als Nachbildungen seiner Dichtweise gaben. Das Letztere war z. B. der Fall mit den „Gedichten im Geschmack des Grecourt", die ein Hr. v. d. Goltz 1771 herausgab und Wieland widmete. Wieland zeigte sich zuerst entrüstet über diese „ekelhaften Obscönitäten", ließ sich aber dann doch so weit begütigen, daß er dem Verfasser seine Freundschaft anbot. (Koberstein a. a. O., 2. Bd. S. 1593.) Auch Blumauer, Alringer u. A. können in diesem niedern Sinne als Nachfolger Wielands gelten.

Prinzip selbst, welches Wieland in die Literatur und in's Leben der deutschen Nation einführte, das Prinzip, wonach der Mensch nur für sein Wohlbefinden und Behagen zu sorgen hat, wonach er berechtigt ist, diesem Zweck alles Andere unterzuordnen und nöthigenfalls zu opfern, mit einem Wort, das Prinzip vollendeter Selbstsucht, müßigen Dahinlebens, raffinirten Schwelgens in den Genüssen dieses irdischen Daseins. Mochte auch Wieland diese selbstsüchtige Verherrlichung und Verzärtelung des eigenen Ich mit dem gleißenden Namen der „Kalokagathie" schmücken (einem Namen, unter dem sich der Grieche doch noch ganz etwas Anderes dachte, als ein solches ziel- und thatenloses Genußleben); mochte er den Genuß, den er predigte, dadurch zu idealisiren suchen, daß er neben der sinnlichen auch eine gewisse geistige Wollust, ein Schwelgen in den Freuden der Geselligkeit, der Kunst, auch wohl der Wissenschaft empfahl; oder endlich mochte er den Vorwurf des Egoismus von sich abzuwenden suchen, indem er seine Helden auch Andern das gleiche Behagen gönnen, ja sogar (so weit es ohne eigene Unbequemlichkeit geschehen konnte) dazu behülflich sein ließ — immer blieb doch der Egoismus, die Genußsucht, die weichliche Trägheit der Mittelpunkt dieser Lebensanschauung, gleichviel unter welcher beschönigenden Maske, gleichviel, ob ausschließend oder als Vielen gemeinsam, gleichviel, ob grob materiell oder mit allerhand geistigem Flitterwerk verbrämt. Und, was das Schlimmste, diese so einseitige und so beschränkte Lebensansicht, welche, wie ein berühmter Literaturhistoriker treffend bemerkt hat, „nur die vegetative Natur des Menschen berücksichtigte" *), umgab sich mit dem Nimbus hoher philosophischer Weisheit, genialer Erhabenheit über den gewöhnlichen Troß der Menschen, ja nach Umständen eines poetischen Helden- oder Märtyrerthums. In diesem süßen Gift berauschte sich ein ganzes jüngeres Geschlecht viele Jahrzehnte lang. Wie die Seraphiker ihr Leben in sanfter Schwärmerei und Empfindelei thatenlos verträumten, so verschwelgten es diese Jünger Wielands in ebenso thatenloser, unmännlicher Selbstverzärtelung und Schönthuerei mit halb sinnlichen, halb geistigen Neigungen, bisweilen flossen auch wohl Klopstockscher Spiritualismus und Wielandscher Materialismus, schmachtende Seelenschwärmerei und be-

*) Gervinus a. a. O., 4. Bd. S. 276.

gehrliche Sinnlichkeit in Eins zusammen, wie in der poetisch vollendetsten und darum verführerischesten Ausgeburt dieser Richtung, dem Goetheschen „Werther“.

Es ist bezeichnend für die poetisch-sittlichen Anschauungen Wielands, daß er die Persönlichkeiten und die Scenerien fast aller seiner Erzählungen und Romane aus den Zeiten des verfallenden Griechen- und Römerthums nahm, jener Zeit, wo das Staats- und Gesellschaftsleben dieser einst so kraftvollen Völker erstorben oder entartet, und daher der Einzelne genöthigt war, sich entweder auf die einsamen Höhen stoischer Entsagung oder platonischer Idealisterei zu flüchten, oder aber, an der Hand Aristipps oder Epikurs, in einem Taumel bald gröberer, bald feinerer Vergnügungen Ersatz für größere Ziele und vollwichtigere Thaten zu suchen.

Ihr Zusammenhang mit den öffentlichen Zuständen Deutschlands.

Das deutsche Volk befand sich während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts nahezu in einer ähnlichen Lage. Ohne ein thatkräftiges öffentliches Leben, gleichwohl in seiner geistigen Entwickelung allmälig vorangeschritten und aus dem Schlendrian dumpfen Dahinbrütens erwacht, konnte es nur entweder empfindsam schwärmen, oder in geistig-sinnlichen Genüssen die Erregungen suchen, deren es bedurfte. Bei dem Mangel eines Alle umfassenden starken Bandes nationalen oder auch nur staatlich-bürgerlichen Gemeinsinnes erhielt das Einzelne ein unverhältnißmäßiges Uebergewicht, sei es in der Gestalt idealer Regungen oder materieller Begierden und Leidenschaften. Bei dem Mangel an großen Zielpunkten und an starken Antrieben einer nach außen gerichteten Thätigkeit überwucherte das innere Gefühlsleben und blähte sich entweder unnatürlich auf in stolzer Zurückgezogenheit vom Leben, oder durchbrach mit tobendem Ungestüm die Schranken der Sitte und des Gesetzes, indem es seine Eingebungen für die alleingültigen Normen menschlichen Verhaltens ausgab.

Mitwirkender Einfluß der Persönlichkeit und der Bildungsweise Wielands.

Wenn Einer, so stand der Dichter des „Agathon“ und der „Grazien“ unter diesem Banne seiner Zeit. Ihm vor vielen Andern fehlte jede Empfänglichkeit für große Thaten und ernste Weltbegebenheiten. Er war, wie wir wissen, von Hause aus schwächlich und furchtsam. Seine Umgebungen waren nicht dazu gemacht, ihn männlich und thatkräftig zu stimmen. Auf der Schule nahm ein weltscheuer, entnervender Pietismus ihn in seine

Arme. In seiner Heimath, der verkommenen, winzigen Reichsstadt Biberach, sah er nur eine Caricatur des bürgerlichen politischen Lebens und konnte unmöglich ein Interesse daran gewinnen. Graf Stadion hatte, als Wieland ihn kennen lernte, bereits mit der großen Welt abgeschlossen, war übrigens auch mehr Diplomat und Mann des Salons als Staatsmann oder Patriot. Unter solchen Umständen mußte selbst ein so eifriges Studium des großen britischen Dichters, wie es gerade in dieser Zeit (1762) Wieland durch die Uebersetzung der Shakespeare-schen Werke bethätigte, auf seine eigene schaffende Thätigkeit ohne tieferen Einfluß bleiben, zumal gleichzeitig Werke ganz anderer Richtung, aus Stadions Bibliothek, ihn auf die andere Seite hinüberzogen. Wohl aber ist diese Beschäftigung mit dem Entgegengesetztesten zur selben Zeit ein schlagendes Beispiel mehr für Wielands unstete und unmännliche Natur. Bodmer und seine Freunde standen gerade damals, als Wieland ihnen nahe trat, dem größeren Weltinteresse so fern als möglich und gingen gänzlich in Idealismus und seraphischer Begeisterung auf*). Dann wieder hatte den Jüngling dort ein Kreis ästhetisirend frömmelnder Frauen in Beschlag genommen, der ihn selbst halb weibisch machte. Zwar ließen die bis in die Schweiz hin reichenden gewaltigen Wellenringe der vom siebenjährigen Kriege ausgehenden Bewegung der Gemüther in Deutschland auch ihn nicht unberührt; allein Wielands Naturell war für größere und tiefergehende Erregungen so wenig nachhaltig angelegt, überdies sein Geist damals so sehr in ganz anderer Richtung festgebannt, daß der kurze Anlauf, den er im ersten Augenblick zu einer kräftigeren heroischen Dichtung nahm, rasch ermattete und er von seinem Cyrus nur die Liebesepisode „Araspes und Panthea" zu Ende führte. Wenn er später bisweilen noch seine Gedanken auf Friedrich II. lenkte, so geschah dies nur in begehrlicher Sehnsucht nach einer Anstellung in des großen Königs Staaten, ähnlich jener, die seinem Freunde Gleim ein so behagliches Dasein eingetragen hatte**). Mit den gleichen Wünschen wandte er sich später

*) S. oben S. 101 die Note **).

**) „Ist denn kein Mittel", schreibt er an Gleim, „diesem Cyrus, Salomon, Cäsar und Julianus unserer Zeit auf eine erträgliche Art bekannt zu werden, wenigstens so viel, daß er mich zur Direction irgend eines seiner Gymnasien tüchtiger hält, als jeden Anderen?" („Ausgew. Briefe," 2. Bd. S. 211.)

dem im Süden aufgehenden Glanzgestirn des zweiten Joseph zu. Seine Phantasie malte sich ein Augusteisches Zeitalter oder ein Siècle de Louis XIV. aus, und darin ihn selbst als wohlversorgten, in gemächlichem Wohlleben seine „reizende Philosophie" der Glückseligkeit lehrenden und übenden Hofpoeten*). In seinem „Goldnen Spiegel",

---

*) Wieland schrieb damals von Erfurt aus an einen literarischen Freund in Wien: „Nichts mangelt, um meine Freude vollkommen zu machen, als daß, wie Ew. Hochwohlgeboren mich hoffen heißen, der erhabene Monarch, welchen der ehrliche Danischmende (im „Goldnen Spiegel") im Geiste vorhersah und mit welchem unsere glücklichen Zeiten gesegnet worden sind, diesem Fürstenspiegel durch seine Zufriedenheit das Siegel der Unvergänglichkeit aufdrücke!" — „Ich habe noch immer eine Art von Ahnung, daß die Epoche unseres großen Kaisers auch für deutsche Wissenschaften, Literatur und Künste wichtig werden wird. Noch beschäftigen ihn dringendere Bedürfnisse seiner weitläufigen Staaten: und der große Gedanke, ein genau zusammenhängendes Ganzes aus ihnen zu machen und allgemeines Leben in diesen Koloß zu hauchen, der in der Ausführung ein so schweres Werk ist, erfordert seine ganze Aufmerksamkeit. Aber gewiß kommt noch eine Zeit, wo er darauf denken wird, dem belebten Koloß auch Geist einzuhauchen, und den glorreichen Arbeiten einer Regierung, die in den Annalen der Welt die einzige ist, dadurch, daß er auch den Musen einen ewigdauernden Sitz und Tempel in seiner Kaiserstadt stiften wird, gleichsam die Krone aufzusetzen. Dann wird man nicht länger sagen können, daß es der deutschen Nation an einem allgemeinen großen Vereinigungspunkt fehle. Wien, das jetzt schon in so vielen Hinsichten die erste Stadt des deutschen Reiches ist, wird dann wirklich die Hauptstadt der Deutschen, der Brennpunkt, wo sich die größten Geisteskräfte und Talente vereinigen und aus welcher Aufklärung, Geschmack und Gemeingeist über alle Theile der Nation sich verbreiten; kurz, Wien wird für Deutschland werden, was Paris und London für Frankreich und Großbritannien sind, und die Glorien der Zeiten Josephs II. werden selbst die des Jahrhunderts Ludwigs XIV. verdunkeln. Ich werde diesen Zeitpunkt vielleicht nicht erleben, aber ich bin so gewiß, als man es von irgend einer Sache, die von Zeit und Menschen abhängt, sein kann, daß er kommen wird, und freue mich, daß ihn meine Kinder erleben und hoffentlich keine müßigen Zuschauer dabei sein werden." — „Wien, mein lieber Freund, sollte in Deutschland sein, was Paris in Frankreich ist, und wir Alle sollten zu Wien sein. Das wäre eine herrliche Sache. Aber vor Ende des neunzehnten Jahrhunderts wird wohl nichts daraus werden." — „Indessen ist mir auf alle Fälle lieb, wenn ich mich zu meinen Gönnern und Freunden in Wien Gutes zu versehen habe, und besonders würde mir's sehr tröstlich sein, wenn Joseph II. von meinem Dasein auf eine mir günstige Weise Cognition zu nehmen Gelegenheit bekäme. Baron Gebler sowohl als Sonnenfels haben mir, sowie Sie selbst, Hoffnung gemacht, der „Goldne Spiegel" sollte ein Werkzeug dazu werden." („Auswahl denkwürdiger Briefe " 1. Bd. S. 5, 75, 292, 299.)

den er mit hoffendem Hinblick auf den jugendlichen Kaiser schrieb und in dessen Hände zu spielen suchte, stellte er, neben einem Kreuzzuge im Rousseauschen Sinne für Aufklärung und Menschenwürde, als höchstes Ziel der Regierungskunst doch im Grunde das auf, dem Volke, und namentlich seinen zahlreichsten Klassen, ein möglichst großes Maß von Glückseligkeit und Zufriedenheit zu verschaffen *).

In Weimar fand Wieland wirklich, wenn auch in bescheideneren Verhältnissen, als er sich vielleicht geträumt, das ersehnte Glück philosophisch-dichterischer Muße. Aber selbst die weimarischen Kreise, in denen man doch ziemlich viel auf olympische Ruhe und Gleichgültigkeit gegen das große Welttreiben hielt, waren unserem Dichter noch zu sturm- und drangvoll, machten ihm noch zu starke Anforderungen an charaktervoll ernstes, stetiges Vorwärtsstreben; auch von ihnen zog er sich, so weit er nur konnte, zurück, und baute sich endlich, fast wie sein Freund in Halberstadt, in dem von allem Weltgeräusche fernen Osmanstedt ein stilles „Hüttchen", wo er seinen Kohl baute, seine Familie vermehrte und abwechselnd in Uebersetzungen aus dem Griechischen und Lateinischen, eigenen poetischen Hervorbringungen und journalistischen Arbeiten eine zwar viel geschäftige, aber in das große nationale Kulturleben doch wenig eingreifende literarische Thätigkeit entwickelte. Zwar schien er durch die Zeitschrift „Der deutsche Mercur", die er 1773 gründete und mehr als zwanzig Jahre lang fortführte, auch der größern Welt und ihren Ereignissen näher zu treten, denn neben den rein literarischen Angelegenheiten behandelte er darin ab und zu auch solche des öffentlichen Lebens. Allein auch dabei leitete ihn nicht ein großer politischer oder civilisatorischer Zweck, sondern nur ein beschränktes, ja ziemlich kleinliches literarisches Interesse, nämlich die egoistische Absicht, seine literarischen Gegner zu züchtigen oder zu schrecken, sich selbst Freunde und Anhänger zu werben, zum Theil auch, nach seinem eigenen unumwun-

*) Schon im „Diogenes" gab Wieland den Fürsten den guten Rath, „ihre Völker nur immer bei guter Laune zu erhalten". Ein „fröhliches" (d. h. leichtlebiges) Volk sei besser als ein „dummes, melancholisches" (d. h. ernsthaftes). Mit Recht bemerkten dazu die Verfasser der „Briefe über den Werth einiger deutscher Dichter" (24. Brief): Eben dies sei von jeher der Grundsatz der französischen Regierung gewesen; aber die Völker seien allezeit dann am leichtsinnigsten und am meisten durch Vergnügungen bestechlich gewesen, wenn sie ihrem Verfall am nächsten gestanden hätten. Als Gegenstück wird das ernste englische Volk hervorgehoben.

denen Geständniß, das Bedürfniß materiellen Erwerbes. Sein Verhalten als Publicist gegenüber der französischen Revolution ließ erkennen, daß politische Reformen ihm zwar insoweit Sympathien abgewannen, als es sich um ein allgemeines Gerede von Humanität und Aufklärung handelte, daß er aber bedenklich und zurückhaltend ward, sobald er das ruhige Gleichmaß und den ungestörten Fortbestand der gegebenen Verhältnisse gefährdet glaubte, vollends, wenn seine eigene Ruhe, sein und seiner Umgebungen Behagen bedroht erschien*). Von jenem Ergriffensein bis in's innerste Mark, wie wir es an Klopstock wahrnehmen — ebenso wohl bei dem ersten, idealen Aufleuchten des Freiheits- und Gleichheitsgedankens in Frankreich, wie später bei dem furchtbaren Rückschlag unter der Herrschaft des Terrorismus —, finden wir bei Wieland keine Spur. Ihm fehlte überhaupt für so starke, den ganzen Menschen bewegende Empfindungen die tiefere Energie des Gefühls und des Willens. Schwung der Begeisterung hieß ihm Schwärmerei, seine Gleichgültigkeit gegen die größten Weltereignisse, die sich in ihrer beschaulichen Ruhe nicht stören ließ, war ihm der Gipfel der Lebensweisheit.

---

*) Hier nur einige Proben: Im Augusthefte von 1789 des „Deutschen Mercur" (Wielands „Gesammelte Werke", 41. Bd.) findet sich ein Dialog über die ersten Anfänge der Revolution zwischen einem Enthusiasten und einem Bedenklichen: der Bedenkliche behält das letzte Wort. — Im October desselben Jahres richtet Wieland an die franz. Nationalversammlung eine sog. „Kosmopolitische Adresse", in der er zwar Manches von dem Geschehenen gelten läßt, Vieles aber, was die „Demokraten" beschlossen, rügt, so die Erklärung wegen der „Gleichheit". Der Ton ist ein vorwiegend spöttischer. Im Märzstück von 1790 schwärmt er für die Revolution als den „klaren Ausdruck der Vernunft" — es war dies nach dem Decret wegen Abschaffung der Klöster und Mönchsorden; auch noch im Mai desselben Jahres vertheidigt er die Nationalversammlung gegen allerhand Vorwürfe, die ihr gemacht werden; aber schon im Juli macht ihn das Decret wegen Abschaffung des Adels (wenngleich er die allzu heftigen Angriffe Mancher dagegen nicht billigt) doch ängstlich; im Novemberstück spöttelt er über die „herrlichen Früchte" der „hochgelobten Constitution", von denen sich „im Leben noch wenig zeige." Nach Mirabeau's Tode und dem 18. April 1791 muß es, meint er, „selbst dem parteilosen Zuschauer zuwider sein, noch ein Wort über die französischen Revolutionshändel zu verlieren." — Er fürchtete einen Rückschlag der Ereignisse in Frankreich auf Deutschland, tröstete sich aber damit, daß „in Deutschland keine solche Ursachen zur Unzufriedenheit seien wie in Frankreich" („Werke" a. a. O., S. 289, 316). Sein politisches Motto ist: „Vorsicht, Bescheidenheit, Geduld". (Ebenda, S. 385, 419, 426 ꝛc.)

Es darf uns also nicht Wunder nehmen, wenn Wieland niemals über jene weichliche, unmännliche Empfindungsweise hinauskam, welche ihre höchste Befriedigung nur im Genuß oder im Freisein von allen Unbequemlichkeiten und Beschwerden des Lebens findet. War er doch selbst niemals ein rechter Mann, ja nicht einmal, wie Klopstock, wenigstens ein immerfort strebender, kraftvoller Jüngling, vielmehr sein ganzes Leben lang ein Kind, — zuerst ein vorlauter und überreifer Knabe, dann, in den Jahren der eigentlichen Mannheit, unstet, wetterwendisch, von fremden Einflüssen abhängig, fortwährend von einer fast krankhaften Reizbarkeit, Eitelkeit und Weichlichkeit der Empfindung geplagt, und so, bis in sein höchstes Alter, ein zwar oft liebenswürdiges und gutartiges, aber ebenso oft launenhaftes und eigensinniges Kind*), als welches er selbst die sehr beschränkte Weisheit einer behaglichen Zufriedenheit, die er in seinen Schriften lehrte, in seinem Leben nur zu häufig verleugnete.

Abschließendes Urtheil über die Empfindsamkeitspoesie und ihren Gegensatz, den Wielandschen Epikureismus, und Uebergang zu einer neuen, höheren Kulturstufe.

So hatte denn jene Bewegung, welche durch die Empfindsamkeitspoesie in das geistige Leben der Deutschen gekommen war, sich gleichsam in sich selbst vollendet und zugleich erschöpft. Nachdem sie in ihrem höchsten Aufschwunge den Menschen über alles Irdische weit hinausgehoben, war sie um so tiefer hinabgestiegen in die Abgründe der Sinnlichkeit, in das Reich der schrankenlosen Herrschaft egoistischer Triebe. In Einem jedoch war diese Richtung sich immerfort gleich geblieben: darin, daß sie es stets nur mit Empfindungen, niemals mit Handlungen zu thun hatte; daß sie sich stets nur an das

*) Sowohl K. A. Böttiger als Gruber erzählen mancherlei Züge solcher Art aus Wielands häuslichem Leben. Um von seinem unsteten, wechselvollen, reizbaren Wesen im geistigen und literarischen Verkehr ein anschauliches Bild zu erhalten, darf man ferner nur die vier Bände seiner „Ausgewählten Briefe" durchlesen. Da sieht man, wie er heut einen Freund vergöttert, weil dieser ihn hätschelt und seine Werke lobt, und morgen mit ihm bricht, weil derselbe sich einmal ein tadelndes Wort erlaubt. So ist er gegen Bodmer, gegen Zimmermann, gegen Jacobi, später auch gegen Goethe und Herder abwechselnd die Hingebung selbst, und dann wieder kalt oder gar gehässig. Auf Lessing sieht er zuerst verächtlich herab, als auf einen „kritischen Kleinmeister", den er mit Gottsched zusammenstellt („Ausgew. Briefe," 2. Bd. S. 121, 126), bald aber versucht er, durch Sulzer um dessen kritische Gönnerschaft zu werben. Nur mit Gleim blieb er sein ganzes Leben lang auf gleichem gutem Fuße; wer hätte aber auch mit diesem nicht auskommen wollen, der Jeden gelten ließ

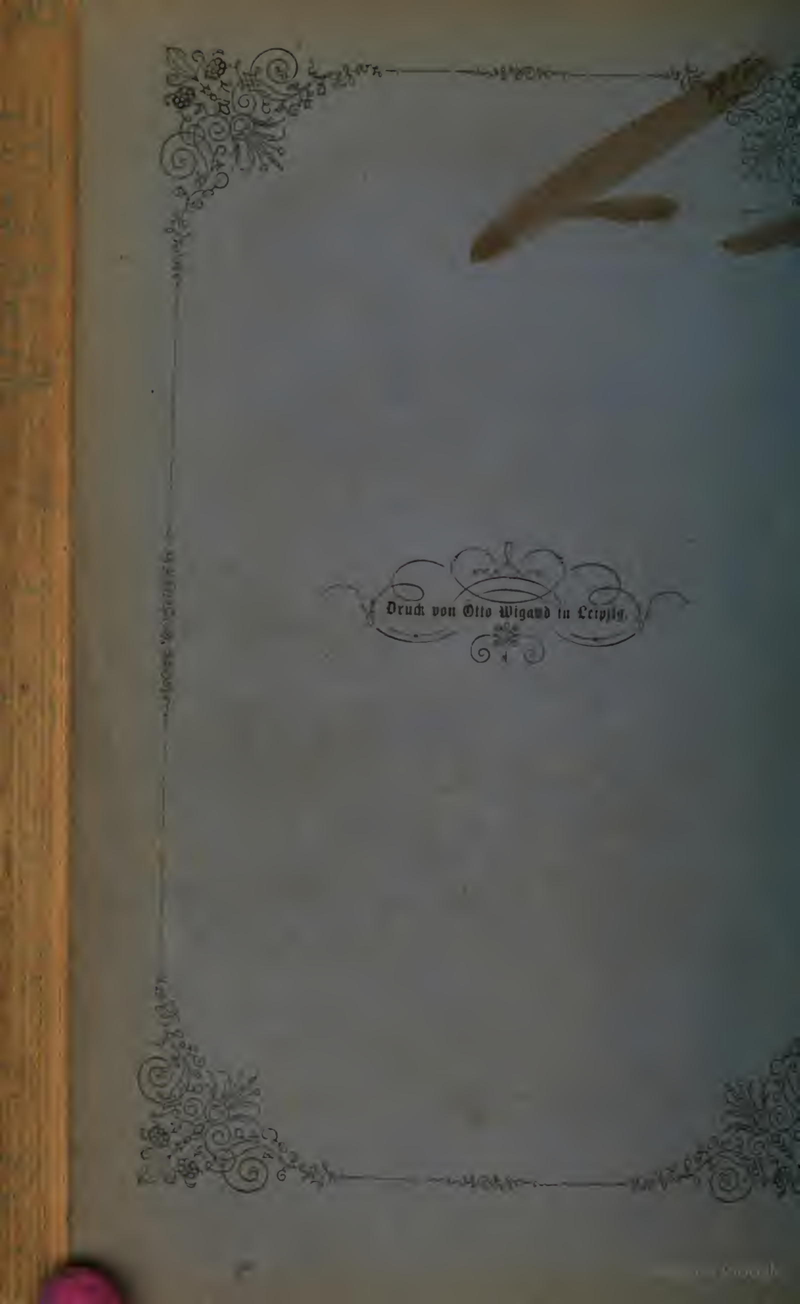
Gefühl, niemals an den Willen und die Thatkraft des Menschen wandte; daß sie den Menschen stets nur als Einzelwesen auffaßte, höchstens in Wechselbeziehungen mit anderen Einzelnen in den Verhältnissen der Freundschaft, der Geselligkeit, der Liebe, nicht aber als thätiges Mitglied einer größeren Gemeinschaft, als Theilnehmer an einem vielbewegten, öffentlichen, bürgerlichen und nationalen Leben. Es ist ihr daraus kein Vorwurf zu machen, denn sie konnte nicht schaffen, was in der Wirklichkeit nicht da war; allein die Folgen dieses Mangels hatte auch sie schwer zu büßen. Innerhalb des engbegrenzten Kreises, in welchen sie sich gebannt sah, gab es nur jene gleichförmige Pendelschwingung zwischen einem übersinnlichen und einem sinnlichen Pol, zwischen Entsagung und Genuß, zwischen Platonismus und Epikureismus, zwischen empfindsamer Schwärmerei und lüsterner Begehrlichkeit. Man mochte diese Gegensätze mit noch so viel Pathos auseinanderhalten oder mit noch so viel sprühendem Witz und Satire an einander reiben, um dadurch eine Mannigfaltigkeit von Erregungen, von Situationen, von Bildern hervorzubringen — über das Dilemma selbst kam man niemals hinaus, weder poetisch, noch auch sittlich, sondern erschöpfte sich in einer nicht endenden Sisyphusarbeit, indem man bald die Höhen des Idealismus erklomm, bald wieder in die Tiefen des Epikureismus hinabsank, weder dort noch hier jemals Ruhe findend.

Dieser Bann, der auf der deutschen Poesie und damit zugleich auf dem ganzen Denken und Empfinden des deutschen Volkes lag, konnte nicht von ihr selbst aus, konnte nur von außen her gebrochen werden. Große Begebenheiten mußten eintreten, um an die Stelle der thatenlosen Weltverachtung der Seraphiker und der ebenso müßigen Behaglichkeit der Epikureer große, männliche Empfindungen und Entschließungen zu setzen. Durch Ereignisse von allgemeinem Interesse mußte der Einzelne aus dem Selbstgenügen seiner kleinen Privatexistenz und

---

und vollends für Wieland eine ganz besondere Schwäche hatte? Wieland nannte sich selbst schon in seiner Jugend einen „sehr ungleichen" Menschen („Ausgew. Briefe," 1. Bd. S. 293). So erscheint er auch bei Böttiger (a. a. O. S. 209, 215, 255, 257), der ihn „sehr wetterwendisch, erregbar nach beiden Seiten (er hatte, schon ein Sechsziger, bisweilen statt 70 Pulsschlägen deren mehr als 120 in der Minute), kokett mit seiner Gestalt, besonders seinen kleinen Händen, kaum ein Viertel Mann„ nennt, und von Goethe anführt, dieser habe ihn die „zierliche Jungfrau von Weimar" getauft.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



Druck von Otto Wigand in Leipzig.